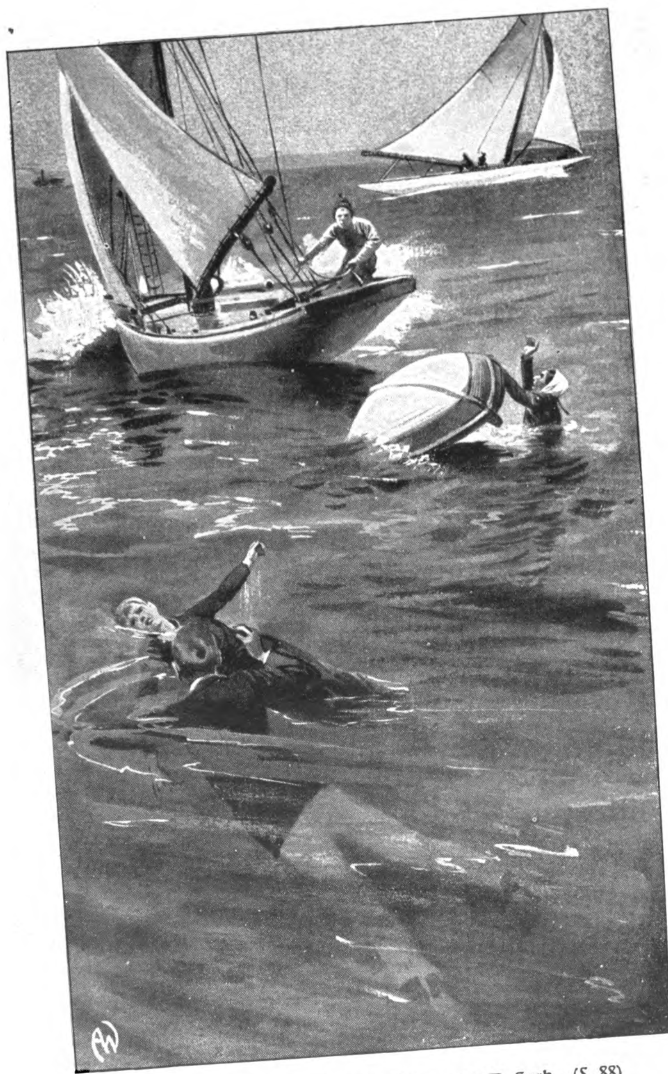
BLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS





Bücher-Sammlung
von



Zu der Novellette »Der besiegte Sieger« von W. Harb. (S. 88)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

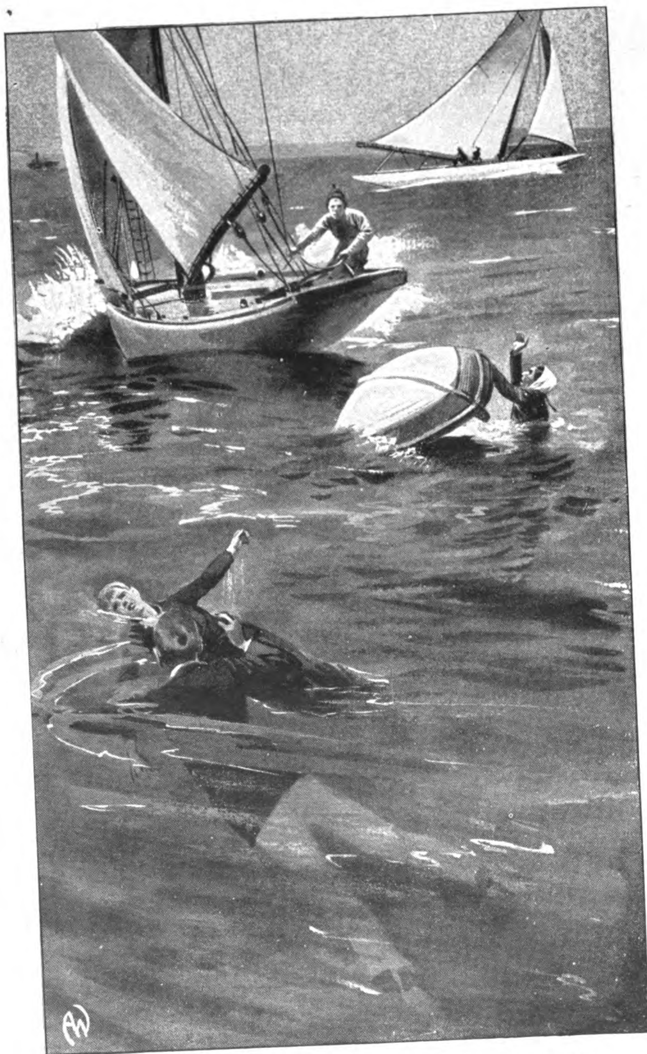
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Dritter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Zu der Novellette »Der besiegte Sieger« von W. Harb. (S. 88)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

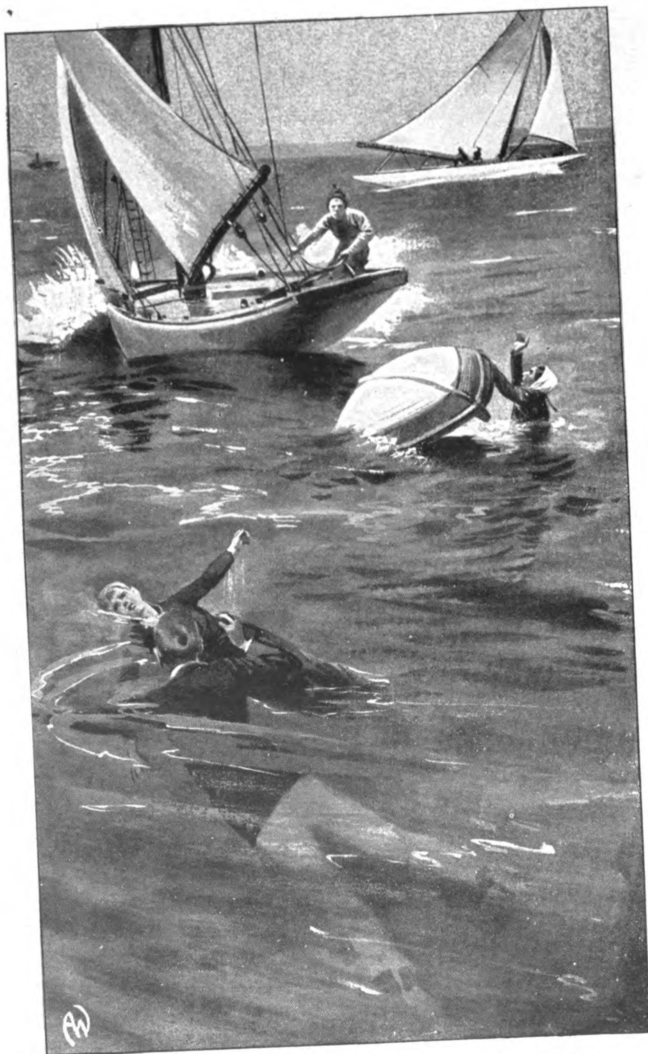
Bibliothek der □ □ □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Dritter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Zu der Novellette »Der besiegte Sieger« von W. Harb. (S. 88)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Dritter Band.



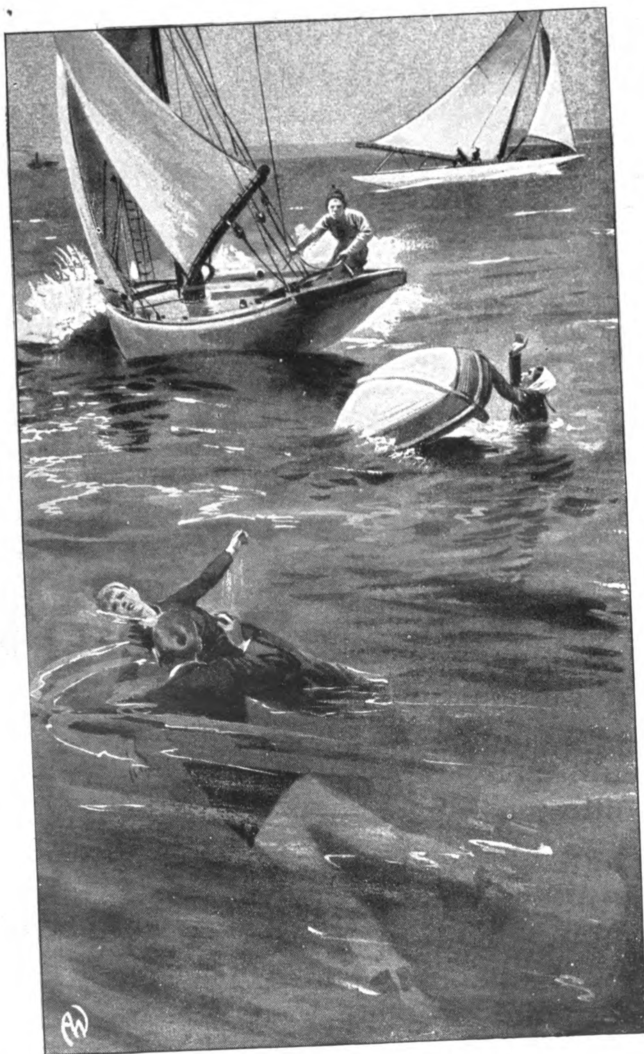
Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Bücher-Sammlung von




Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Novellette »Der besiegte Sieger« von W. Harb. (S. 88)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der ▫ ▫ ▫
Unterhaltung
und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
═══ und Gelehrten ═══
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Dritter Band.

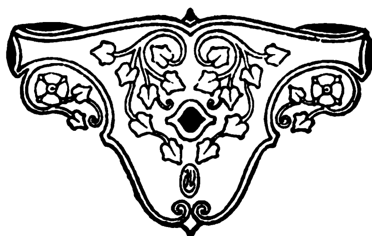


▭ Stuttgart, Berlin, Leipzig ▭
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Der blaue Diamant.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

▫ ▫

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Das Standquartier der Gräfin Litta v. Stadelburg in Dresden bestand aus vier Zimmern in einem Pensionat ersten Ranges, deren sie drei für sich in Anspruch nahm und das vierte ihrer Gesellschafterin zur Verfügung stellte.

Diese Art Häuslichkeit empfahl sich durch verschiedene Annehmlichkeiten. Sie verbot größeren gesellschaftlichen Aufwand, welcher bei dem ausgedehnten Bekanntenkreis der Gräfin unerläßlich gewesen wäre, machte intime und billige Zusammenkünfte möglich und das Halten irgendwelchen Dienstpersonals überflüssig.

Die Eigenart Litta v. Stadelburgs und ihre souveräne Verachtung unerbetener Meinungen gestatteten ihr jegliche Abweichung vom Herkömmlichen, gestatteten ihr, sich nach Belieben auszuleben. Und wenn sie an dem und dem Tage ihren Gesellschaftstag ansetzte, mit Darbietung einer Tasse Tee aus Renates Hand, konnte man sicher sein, die vornehmste Gesellschaft in ihren Salons zu finden, welche sich durch die originelle Persönlichkeit der Wirtin für alles Fehlende entschädigt fand.

In dieser Atmosphäre, welche vielen bequem und angenehm gewesen wäre, fühlte sich Renate oft der Verzweiflung nahe. Ihr Körper ward unaufhörlich in Bewegung gesetzt, ihr Geist trug Hemmschuhe, und ihre sehnende Seele wollte verschmachten vor Durst nach Besserem, Höherem.

Die Lektüre der Gräfin war nur das Allermodernste. Daran konnte die Jugend der Vorleserin nichts ändern. Renates Zunge glitt darüber hinweg. Geist und Gemüt schlossen sich ihr zu.

Manchmal, wenn sie am Fenster stand und in das Schneetreiben hinaussah, in die schwirrenden Flocken, die sich so leicht und doch so schwer — wie Erinnerungen — zur Erde senkten, trat ihr Jürgen Saldorfs Bild vor die Seele.

Sie sträubte sich dagegen wie gegen alles, was sich ihr hemmend oder ermunternd in den Weg stellte, aber die Unterredung mit ihm am kleinen Tisch im Markwitzer Salon schnellte immer wieder wie eine Feder in ihrem Gedankenkreise auf.

Dann packte es sie förmlich, vor ihn hinzutreten, seine ritterliche Anteilnahme durch das Geständnis ihrer Vergangenheit bloßzustellen, und dann zu sehen, wie er sich hinter seinen Ehrenschild zurückzog und von dannen schlich, als ob ein Ansteckungsstoff aus ihrem Munde ginge.

Das waren Träume. Sie hatte der Gräfin gegenüber geschwiegen im Bewußtsein ihrer guten Sache. Nie durfte ein Wort verratend über ihre Lippen gehen.

Die Flurglocke schellte. Der Portier eines benachbarten Hotels gab ein Billett ab.

Renate nahm es an sich und ging ins Schlafzimmer, wo die Gräfin nach dem Frühstück eine Stunde

lang ihre Hände zu massieren und von Gichtknoten zu befreien pflegte.

„Was ist, liebe Mildner?"

„Man wartet auf Antwort."

„Ich bin voll Vaselin. Machen Sie mal auf, und dann werde ich ja sehen."

Renate öffnete das veilchenduftende Kuvert. „Soll ich lesen, gnädige Gräfin? Oder hinhalten?"

„Lesen!"

„Liebe Litta, Ulla und ich sind zum Aussteuereinkauf in Berlin gewesen und wollten uns nicht versagen, Dir bei dieser Gelegenheit guten Tag zu sagen. Willst Du dem Überbringer die Zeit angeben, wo Du anzutreffen bist. Herzlichen Gruß. Luise v. Rittweg."

Litta Stadelburg massierte ihren kleinen Finger, als trüge er schuld an dieser Überraschung.

„Was soll ich antworten lassen?"

„Zu Hause. Aber wann?"

„Vor dem Diner in der Gesandtschaft? Wenn gnädige Gräfin vorher Toilette machten —"

Litta Stadelburg schob die Vaselinbüchse energisch beiseite. „Frau v. Rittweg wird mir nach vier Uhr willkommen sein, liebe Mildner. Kommen Sie doch gleich wieder herein! — Es ist nämlich eine Base von mir mit ihrer Tochter, die sich kürzlich mit einem Herrn v. Saldorf verlobt hat."

„Mit dem Oberstleutnant v. Saldorf?" fragte Renate, ohne zu wissen, weshalb sie erschrak.

„Idee! Ich meine, der beißt so leicht nicht wieder an. Irgend ein Namensvetter — was weiß ich! Die Damen werden hier Tee trinken, lassen Sie doch ein paar Stückchen Sandtorte besorgen." —

Ziemlich mit dem Glockenschlag ward die Klingel gezogen.

Renate öffnete die Tür. Das Vorzimmer war dunkel trotz des Hoffensters, gegen welches der Schnee lautlos seine Sterne trieb.

So war es den Eintretenden nicht möglich, zumal sie vom Licht des Treppenhauses geblendet waren, einen Gegenstand deutlich zu unterscheiden.

„Wir werden erwartet," sagte die Präsidentin vorschreitend. „Sie brauchen nicht anzumelden."

„Doch möchte ich zuvor —" erwiderte Renate und ging ins Wohnzimmer zurück.

„Eine solche Dreistigkeit!" flüsterte Ulla, sich hastig umsehend. „Läßt uns hier einfach im Finstern stehen. Wirklich, ein sehr gräflicher Empfang! Man möchte eine Lampe stiften."

„Die Gräfin bittet!"

„Aber, liebes Kind," sagte Frau v. Rittweg scharf, da sie ein Zimmermädchen vor sich zu haben glaubte, „ich sagte Ihnen doch, daß Sie sich diesen Gang sparen konnten! — Guten Tag, meine beste Litta! Ich freue mich außerordentlich, dich so wohl zu sehen."

Litta Stadelburg, deren gelbe Dinertoilette allerdings die runden Formen ihres kleinen Körpers deutlich veranschaulichte, nahm die Wangenküsse der Präsidentin und den Handkuß ihrer Tochter mit einiger Zurückhaltung in Empfang. „Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen," sagte sie, „was ihr hier in Dresden kaufen wollt, da ihr doch in Berlin waret."

„Gar nichts. Dich besuchen wollen wir, Tante Litta," rief Ulla, sich zu einem neckischen Ton zwingend. „Du hast mich zwar schlecht genug behandelt damals, als ich dich so schön pflegen wollte."

„Na, vielleicht stehst du auch ohne diese Pflege in meinem Testament. Es ist zwar noch nicht geschrieben, aber —"

„Ach, Testament — Littachen! Ulla braucht doch dein Testament nicht," sagte Frau v. Rittweg. Ich bitte dich, sie macht ja eine so brillante Partie! Sie ist so brillant, daß wir — mit einer Bitte an dich herantreten wollten, die du aus Familienrücksichten begreiflich finden wirst."

„Liebe Luise," sagte Litta Stadelburg, die Präsidentin auf die Schulter klopfend, „ich sehe, du hältst es mit dem schönen Wort: Erst das Geschäft und dann das Vergnügen! Sonst hätte ich euch erst eine Tasse Tee —"

„Du bist sehr gütig, liebste Litta," lächelte Frau v. Rittweg, den Stich verschmerzend, „wir werden deinen Tee mit großem Dank annehmen. Aber ich darf dich bitten, die Sache so aufzufassen, wie wir es tun —"

„Und wie, meine beste Luise? Ich bin in solchen Dingen eine Gans, meine gute Luise."

„Verwandtschaftlich — sonst nichts."

„Als freundliche Tante," fiel Ulla mit großer Selbstbeherrschung ihrer Nerven ein.

„Sieh mal, Littachen," sagte die Präsidentin, neben ihrer Base auf dem Sofa Platz nehmend — „laß nur sein, ich drücke dein Kleid gar nicht — wenn man eine Tochter auch glänzend verheiratet, die Aussteuer bleibt, und die Hochzeit muß auch standesgemäß ausgerichtet werden. Wir hoffen natürlich bestimmt, dich dabei zu sehen. Mein Mann hat das Mögliche getan —"

„Na, und das Unmögliche — wer soll das tun, mein gutestes Luischen?"

„Du, Tante Litta!" rief Ulla, neben die Komtesse tretend und ihre runde, beringte Hand streichelnd. „Du sollst mir den Silberkasten schenken. Du bist ja,

doch der reinste Krösus gegen uns — und eine einzige Nichte hast du nur. Also mache dich unsterblich und stifte mir zweitausend Mark — sie sollen in Edelmetall angelegt werden. Wenn du mir altes Familiensilber geben willst, auch sehr schön von dir, Tantchen Litta."

„Weißt du, liebe Litta," fiel die Präsidentin ein, den Eifer ihrer Tochter belächelnd, „Saldorf wird selbstverständlich Diners geben wollen, also muß Ulla dazu ausgesteuert werden. Du würdest ja doch ein Hochzeitsgeschenk stiften, nicht wahr? Also geh etwas höher — vielleicht sehr hoch. Ich brauche mich vor meiner leiblichen Base ja nicht zu genieren — du tätest mir einen großen Gefallen damit. Unser Sohn ist auch noch da, liebste Litta — nicht wahr?"

„Macht Schulden — was?" fragte die Komtesse, ihre Finger unter dem Tisch ziehend.

„Aber Litta! Wie kannst du so etwas denken! Felix ist musterhaft!" rief Frau v. Rittweg entrüstet. „Ich weiß ja, die Bitte muß dich überraschen, aber wenn man immerhin so glücklich ist, eine tadellose Verwandtschaft zu haben, muß man auch vor einem kleinen Opfer nicht zurückschrecken."

„I. bewahre, wer wird davor erschrecken!" sagte die Komtesse auf die Tischglocke schlagend. „Schreck bleibt immer vor dem Magen stehen -- und ich muß um sechs Uhr acht Gänge zu mir nehmen."

„Ich darf hoffen," sagte die Präsidentin, das Opfer, welches sie brachte, mehr als schwer empfindend angesichts dieser Unzugänglichkeit, „dich überzeugt zu haben —"

„Es gibt doch keine reinen Freuden!" fiel Litta Stadelburg ein, wobei ihr ganzes Gesicht so rund aussah, als wäre es aus lauter kleinen Äpfeln zusammengesetzt. „Da glaubte ich nun, eure Sehnsucht nach

meiner Person wäre so groß — schwapp, schnappt mir mein Geldbeutel die Freude weg!“

„Liebe Litta —“

In diesem Moment trat Renate ein, ein Tablett mit dampfenden Tassen in den Händen.

Mit derselben Überraschung sahen Mutter und Tochter erst Renate, dann sich an.

„Mein Gesellschaftsfräulein! — Bitte, langt zu! — Haben Sie telephoniert nach dem Wagen? Punkt sechs, meine Liebe —“

„Er kommt pünktlich vorgefahren.“

Etwas war in dieser Stimme — oder ging es von der Haltung Renates aus? — was Ulla mit entschiedener Abneigung erfüllte. Vielleicht war es auch ein Vorgefühl, dem sie unbewußt Macht über sich einräumte.

„Du hast dir ja eine wahre Venus ausgesucht, Tantchen,“ sagte sie spöttisch, als Renate das Zimmer verlassen hatte. „Ich möchte sie nicht in meinem Hause haben.“

„Ist dein Zukünftiger solch ein Don Juan?“ fragte die Komtesse blinzelnd und in Gedanken ihren Geldbeutel fester zuziehend.

„Aber, Litta, das ist doch etwas zu stark!“ rief die Präsidentin in ehrlicher Entrüstung, ihre Tasse niedersetzend. „Einer Braut so etwas zu sagen! Was denkst du dir denn?“

„Mein Bräutigam wäre der letzte,“ sagte Ulla, ihren Kopf zurücklegend, „der sich für untergeordnete Persönlichkeiten interessierte.“

„Habe ich denn gesagt, daß ich die Venus nicht im Tempel haben möchte? Ich habe sie ja darin!“

„Liebe Litta, wir verstehen uns nicht,“ sagte Frau v. Rittweg, ihren Weg nach dem Silberkasten be-

reuend, „und kommen nur weiter von der Sache ab, die mir am Herzen liegt.“

Die Komtesse schlug wieder auf die Handglocke. „Befreien Sie uns von dem Geschirr, bitte! — Meine freundliche Helferin in allen Nöten ist nämlich dieses Fräulein. Zum Beispiel jetzt, wo mich eine Haarnadel erbärmlich sticht.“

Renate beugte ihre schlanke Gestalt. Und wie sie es tat, trat ihr vollendetes Ebenmaß so sichtbar hervor, so reizvoll auch die Form des Kopfes, des Profils, daß zum ersten Male ein unheiliges Neidgefühl sich in Ullas Brust aufringelte.

„Danke, meine Liebe. Zünden Sie doch auch im Vorzimmer die Flamme an. Wir sind nämlich sehr sparsame Leute, wir beide. Wenn wir keine Ballschuhe haben, gehen wir nicht zum Tanzen.“

„Bei deinem Vermögen, liebe Litta, und deiner Art, Rundreisen zu Bekannten zu machen,“ sagte die Präsidentin mit anspielendem Lächeln, „dürfte eine solche Einschränkung überflüssig genannt werden. Jeder streckt sich nach seiner Decke.“

„Jawohl! Bloß manchmal strecken sich die Leute so hoch, daß sie den Boden verlieren und ratlos mit den Beinen in der Luft zappeln.“ Und wieder schien sich ihr Gesicht aus Äpfelchen zusammenzusetzen. „Daß man Vermögen hat, gutestes Luischen, ist keine Kunst, aber es zusammenzuhalten, darin liegt der Witz. Und solche witzige Leute sind immer mein Schwarm gewesen.“

„Hast du als junges Mädchen auch solche — Börsenmännerideen gehabt?“ fragte Ulla mit nervös zuckender Oberlippe.

„Bewahre! Da dachte ich nur an Allotria wie du.“ Diesmal waren es saure Äpfel in Tante Littas Gesicht.

„Als der Verstand kam, schaffte ich mir den unnützen Ballast vom Leibe und —“

„Liebe Litta,“ fiel Frau v. Rittweg lebhaft ein, „es ist zwar sehr interessant und sicherlich auch amüsant, deinen Werdegang zu verfolgen, aber mit dem Zweck unseres Hierseins ist es unvereinbar. Du hast es sichtlich eilig, und auch wir sind an die Zeit gebunden. So wollen wir nicht nutzlose Worte wechseln, sondern verwandtschaftliche Beziehungen —“

„Ausnützen,“ fiel die Komtesse mit dem drolligsten Zungenlispeln ein, ohne eine Miene zu verziehen.

„Wenn du es für denkbar hältst,“ sagte die Präsidentin bleich vor Zorn, indem sie sich erhob, „ich sage, für denkbar hältst, deine nächsten Blutsverwandten in dieser Weise bloßzustellen und nur darum, weil sie sich von deiner Herzensgüte von vornherein überzeugt hielten —“

„Herzensgüte im Werte von zweitausend Mark —“ warf Litta Stadelburg kopfschüttelnd ein. „Ihr taxiert mich zu hoch.“

„So habe ich kein Wort mehr hinzuzufügen,“ fuhr Frau v. Rittweg fort. „Oder vielmehr noch dieses eine: daß du dich damit völlig und nicht auf die vornehmste Weise von uns lossagst.“

„Ich lebte schon längere Zeit in diesem Gefühl der Trennung und überdauerte es,“ sagte die Komtesse. „Und was meine Reisen anbelangt, so beabsichtige ich damit, Vergnügen zu machen, nicht aber zu inkommodieren.“

„Kein Wort mehr, Ulla!“ rief die Präsidentin, flüchtig nach Atem ringend. „Ein solches Verhalten richtet sich von selbst.“

„Lieber tot, als unhöflich,“ sagte die Komtesse, auf die Glocke schlagend. — „Helfen Sie doch den Damen, Fräulein!“

Als die Tür hinter ihnen zufiel, packte Ulla mit leidenschaftlicher Hast die Hand ihrer Mutter. „Dieses ekelhafte Mopsgesicht! Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir übel wird."

„Wir gebrauchen Ihre Hilfe nicht," wandte sich Frau v. Rittweg zu Renate.

„Doch wünschte die Gräfin —"

„Können Sie nicht verstehen?" fiel Ulla ein, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Wir, wir — nicht die Gräfin — wollen Ihre Hilfe nicht. Also drängen Sie sich uns nicht auf!"

Das Deckenlicht fiel hell über Renates noch um eine Schattierung bleicher gewordenes Antlitz. Ihre Hände regten sich nicht mehr diensteifrig. Sie ertötete, wie so oft, das lohende Schmerzgefühl in sich und schwieg.

„Fertig, Mama?" rief Ulla mit sprühender Nervosität. „Damit wir endlich an die frische Luft kommen!"

Sie eilten die Treppe hinab und verließen das Haus und die Straße, ohne sich noch einmal umzusehen.

Am nächsten Tage kehrten sie nach Hause zurück. Richard wartete auf dem Bahnsteig, einen wundervollen Rosenstrauß in der Hand.

Nach der ersten Begrüßung sagte er fröhlich: „Eine Neuigkeit! Jürgen hat ein Regiment bekommen."

„Wo?" fragte Ulla, der diese Nachricht absolut gleichgültig war.

„In Breslau. Es wird sich machen lassen, daß ich als Rat an die dortige Regierung komme, damit Jürgen auch etwas von dir hat," schloß er zärtlich, „und von unserer Häuslichkeit."

„Natürlich," sagte sie und dachte an die zu teilende Million. „Ich werde ihn schon bezaubern — sei unbesorgt."

„Zu arg darfst du es aber nicht machen." Er faßte

lächelnd ihre Hand, die auf seinem Arm ruhte, und küßte sie. „Sonst werde ich eifersüchtig."

„Du? Auf deinen Halbgott Jürgen?" fragte sie lachend. „Wenn ich es nur nicht auf ihn werde! Da seht euch vor!"

— — — — — — — — — — — — —

Nun kamen die lauen Lenzlüfte. Aus glänzenden Blattknospenaugen sah der Frühling ins Land. Weidenkätzchen nickten ihm zu, Veilchen und Himmelsschlüssel wanden sich ihm zum Kranz.

An einem wonnesamen Tage, da alles Hoffen und Sehnen der Erde auf duftigen Winden zur strahlenden Sonne emporstieg, war es, als Ulla in Kranz und Schleier des Bräutigams harrte — seiner harrte, damit er sie aus der Tochterabhängigkeit in die Frauenfreiheit führe, an den reichbesetzten Tisch des Lebens mit seinen unzähligen Genüssen. Fort und hinaus zur Hochzeitsreise, welche der Oberst freigebig dem Bruder ermöglicht — mit dem Manne, der ihr so süße Schauer durch seine Nähe schuf und den sie so leicht, so leicht nach ihrem Willen bisher geleitet.

Als Richard eintrat und sie bräutlich geschmückt sah, schlich eine drückende Beklommenheit durch sein frohes Herz. So klang seine Stimme voll ernstester Wärme, als er Ullas Hände erfaßte und fest in die seinen schloß: „Für immer, Ulla! Für ewig!"

„Natürlich," sagte sie lächelnd und in ihrer Erregung und Erwartung ganz besonders reizend. „Wir müssen nun sehen, Schatz, wie wir miteinander fertig werden. Ich glaube — sehr gut."

„Wenn du es meinst," sagte er, ihren weißen Handschuh küssend, „ich glaube es schon lange."

Die ernstere Stimmung verflog. Ihr gegenüber hielt sie nie lange stand.

„Soll ich mir Mühe geben, dir das Leben recht sauer zu machen?“ fragte er, ihr den Schleier vor die Augen legend. „Du weißt doch: er soll dein Herr sein!“

„Und was denn noch? Ach, Schatz, ein bißchen Zanken gehört mit zum Vergnügen. Das erhöht, glaube ich, die Liebe. Denke, wenn wir uns mit Geschick so recht angeödet hätten — die Versöhnung! Meinst du nicht, daß sie das bißchen Ärger wert ist?“

Er wußte es dem lachenden Glitzern ihrer Augen nie abzulesen, ob sie im Scherz oder Ernst sprach, er wußte nur, daß dieser seltsame Schillerglanz, den er noch bei keinem Weibe so ausgeprägt gesehen, ihn unabwendbar fortriß.

„Wenn ich dich nicht so wahnsinnig liebte,“ sagte er, sie ungeachtet ihrer lachenden Abwehr an sich ziehend, „würde ich dir gleich jetzt den Standpunkt klarmachen, du Schelm! — Ist das die Garantie, die du mir für mein Glück mitgibst?“

„Keine Spur von Garantie!“ rief sie, ihm ungeachtet des Schleiers um den Hals fallend. „Sieh einer die Vorsicht! Ich habe gar nichts unterschrieben — das merke dir, du geriebener Schlauberger!“ —

Der Präsident trat mit Jürgen v. Saldorf ins Zimmer.

Die Perlenschnur, welche Ulla am Halse trug, war ein Geschenk ihres Schwagers.

„Wir haben beide Ursache, an diesem Tage froh zu sein, lieber Oberst,“ sagte Herr v. Rittweg, das junge Paar mit Wohlgefallen betrachtend. „Wenn wir den Brautleuten jetzt noch unsere besten Glück- und Segenswünsche mit in die Ehe geben, so haben wir an ihnen alles getan, was wir tun konnten.“

Die Präsidentin, welche mit ihrem Sohne gleich-

falls eingetreten war, schloß Ulla feuchten Auges in die Arme, indes Jürgen zu seinem Bruder trat.

„Richard," sagte er, seine Rechte fassend und männlich drückend, „du wirst ohne viele Worte wissen, was ich sagen will."

„Ich weiß, Jürgen, und danke dir."

Er konnte das Gefühl der Unaufrichtigkeit nicht los werden, den Umstand verschwiegen zu haben, welchem er die Braut verdankte.

„Ich will keinen Dank, Richard — das ist eine deiner schlechtesten Gewohnheiten. Hoffentlich gibt mir die Zukunft Gelegenheit, mich von deinem, von eurem Glück zu überzeugen."

Er hätte hinzufügen können, daß er sich die Wahl seines Bruders anders gedacht, daß er, seltsam genug, Renates großzügiges Empfinden zum Vergleich herangezog gegen Ullas aus unzähligen Launen zusammengesetzte Gefühlsweise, daß er im tiefsten Innern nicht frei von Sorge war um ein friedliches Glück beider.

Aber er fuhr um so herzlicher fort: „Wenn du — an unserem alten Verhältnis wird ja nichts geändert — irgendwie — du verstehst mich? Das alte Vertrauen, Richard, das bitte ich mir aus."

„Immer, Jürgen." Aber das Herz war Richard nicht mehr leicht bei solchen Worten.

„Die Wagen sind da!" rief Felix v. Rittweg, dem der reiche oder reich werdende Schwager angenehme Aussichten eröffnete.

„Dann, liebe Kinder," sagte die Präsidentin, Richard die Hand reichend, „verlassen wir euch."

Eine gedrängt volle Kirche. Unter der Schar weißgekleideter Brautjungfern die „Heideblume" an der Seite eines Trösters. Chorgesang von der Orgel herab. Blumen und Gewächse im Überfluß um den Altar.

Richard, dem die Hand der Geliebten, welche er zum Treuschwur in der seinen hielt, jeden anderen Gedanken aus der Seele nahm als den einen, sie nun als Gemahl in die Arme zu schließen, wünschte der feierlichen Handlung Flügel. Er verfolgte mit Ungeduld den endlichen Schlußvers der Gemeinde und fand sich erst in seinem Glück wieder, als er, neben Ulla im Wagen sitzend, ihre Wangen und Lippen mit Küssen bedeckte.

„Mein süßes Weib!" flüsterte er. „Ich wollte, ich könnte dich in diesem Augenblick schon mit mir nehmen, aus all dem Wust und Ballast dieses Tages fort. Was kümmern uns diese neugierigen Menschen!"

„Zunächst sollen sie sehen, was für ein schönes Paar wir sind," lächelte Ulla, unter seinen Liebkosungen reizvoll errötend.

In der Tat ward ihr das Gefeiertwerden nicht einen Moment zuviel. An der sinnig geschmückten Hochzeitstafel saß sie in ihrem Schleierschmuck wieder wie ein Rätsel, den Kranz der Liebe auf dem dunklen Haar.

Draußen senkte sich die Sonne in ein Meer geflammten Wolkenschaumes, und der Frühlingsabendwind hauchte durch die sprossenden Zweige, da führte Richard v. Saldorf-Lepsius sein junges Weib die Treppe herab zum harrenden Wagen.

Ihr schlug das Herz voll Reiselust und Liebesglück. Sie fieberte und fröstelte an seinem Arm und fühlte sich hinausgetragen aus ihrem bisherigen Dasein ohne Wehmut, ohne den Wunsch des Erinnerns.

Dreizehntes Kapitel.

Der Brienzer See lag wie ein Smaragd im Felsenring. So ruhig schlief seine Wassertiefe, daß nicht

Zittern noch Rieseln die Oberfläche streifte, nicht Raunen noch Plätschern ans Ufer schlug.

Die Julisonne brütete darüber mit lähmender Pracht. Ihre glühenden Strahlen glitten von den schroffen Felswänden zurück ins weiche Wasserbett und wärmten es bis auf den Grund. Weithin ein ungetrübtes Himmelsblau. Nur an der Rothornspitze hing schon ein erstes Wölkchen und dehnte sich.

Ein Läuten kam vom fernen Ufer her. Die stille Luft trug es den See entlang von Ort zu Ort. Nun es verhallte, rasselte die Planke ins Schiff zurück. Wie eine weiße Säule stieg der Dampf aus dem schwarzen Schlot und schleppte träge auf dem Wasser nach. Die Räder schaufelten, sie zerbrachen den smaragdenen Sonnenspiegel in blitzende Splitter.

Noch eine Wendung — und die Sirene heulte auf.

„Gießbach! — Bitte gefälligst die Karten bereithalten!“

Der angestaute Menschenknäuel setzte sich über das Laufbrett in Bewegung.

Abseits vom Gedränge stand Oberst v. Saldorf. Er winkte seinem Diener.

„Sie fahren mit dem Gepäck auf der Drahtseilbahn hinauf. Ich gehe.“

Er ließ die Menge an sich vorbeiziehen und ging als letzter den Weg hinan. Aus gleißender Hitze in die stäubende Frische des Falles, die sein Gesicht mit sprühendem Gischt feuchtete, aus Seestille in die donnernde Kraft des Sturzes, aus schwüler Unrast in schweigsame Waldeinsamkeit.

Ihm war herzlich wohl und froh zu Mut, wie er so einsam dahinschritt, losgelöst von Mühe und Arbeit, vom Banne der Pflicht. Vier Wochen Herr seiner Zeit und seines Tuns.

Im Laubdach über ihm sang es, und um ihn her schwirrte es von Lust am Leben. Über allem aber brauste der Gießbach das letzte Wort.

Als er droben ankam, hatte er gerade so viel Zeit, sich vor dem Essen umzukleiden. Ein Zimmer im Haupthaus war ihm vorbehalten worden.

Bekannte traf er nicht im Speisesaal, so weit seine Blicke reichten. Des war er froh.

Nichts lag ihm vorläufig ferner, als Tagesprogramme zu entwerfen. So überschritt er, als die schwebende Glut sich legte, die erste Brücke am Fall und folgte aufs Geratewohl dem Fußweg, mochte er führen wohin er wollte.

Zur Rechten blinkte der See über Wiesen, Baum und Strauch hervor, zur Linken türmte sich der Bergwald auf — und Duft und Frieden rechts und links.

Die Menschen, die vorübergingen, kümmerten ihn nicht, und derer, die auf den Bänken saßen, achtete er nicht. So kam er an einen murmelnden Quell, der eilfertig aus der Höhe zu Tal zog. Daneben war ein Ruhesitz, grün überwölbt, mit einem Fernblick über den See nach dem Brienzer Rothorn.

Einen Moment stutzig gemacht durch die Ähnlichkeit, welche ihm in die Augen sprang, ward er sich alsbald bewußt, daß die Gestalt, welche dort vor ihm auf der Bank saß, niemand anderes war als Renate.

Sie hielt ein Buch im Schoß, die Hände darüber gefaltet und sah träumerisch vor sich hin in die Weite.

Sein erstes Empfinden war Enttäuschung. Er fühlte bei ihrem Anblick nur, daß seine Freude, unbekannt zu bleiben, eine Einbuße erlitt. Die Novembertage in Markwitz gehörten längst der Vergangenheit an, sie übertrugen nichts auf diese Stunde.

Er wollte grüßend vorübergehen. Da, als sein

Schatten auf ihr Buch fiel, sah Renate auf, und ein jähes Rot färbte ihre Wangen bis zu den Schläfen.

Er blieb stehen. Der Entschluß kam impulsiv.

„Eine Überraschung —“

Als er näher trat, erhob sie sich.

„Sie wollen mir also durchaus bemerkbar machen, Sie aufgescheucht zu haben?“ Da sie ruhig stehen blieb, fuhr er sich besinnend fort: „Was macht denn die Halswunde?“

„Ich fühle nichts mehr davon.“

„Glatt verheilt also? — Sind Sie allein hier?“

„Mit der Gräfin.“

„Ach ja! Die —“

„Gräfin Stadelburg.“

„Richtig! Wo ist sie?“

„Auf ihrem Lieblingsplatz ‚Unter den Eschen‘.“

„Kenne ich noch nicht. Aber ich glaube, Sie haben das bessere Teil erwählt.“

„Für meinen Geschmack jedenfalls. Bleiben Herr Oberst hier in Gießbach?“

Wunderlich, wie ihm alle Einzelheiten der Markwitzer Tage plötzlich wieder ins Gedächtnis fielen — die Gesichtsmaske, von der Renate gesprochen, unter der sich Seelenlasten und Seelenschmerzen so sicher verbergen lassen — ihre Nichtfreude am Leben!

„Ich habe vor, meinen Urlaub hier zuzubringen.“

„Es ist sehr schön hier,“ sagte sie, und durch ihre Augen glitt ein schwermütiges Leuchten, das Saldorf neu war und ihn interessierte. „Man kommt wieder zu sich selber.“

„Das war auch mein Gefühl, als ich den Berg heraufstieg. Man ist so etwas wie ein freigelassener Löwe.“

Sie nickte. Damals hatte sie sich gefreut, als er fortging, heute verwirrte sie sein Anblick freudig.

„Im Speisesaal werde ich Gelegenheit haben, der Gräfin guten Tag zu sagen — nicht wahr? Waren Sie denn heute mittag bei Tafel?“

„Wir sitzen ganz hinten im Erker, wenig sichtbar.“

„Darum habe ich Sie nicht bemerkt. Und Sie wandern immer so allein durch den Wald?“

„Fast immer. Die Gräfin ist nicht gut zu Fuß. Da sie Bekanntschaft gemacht hat ‚Unter den Eschen‘, habe ich freie Zeit.“

„Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, mich hie und da als Begleiter anzutragen,“ sagte Saldorf verbindlich. „Auf diesen Wegen mag es wohl angehen allein, aber weiter hinein —“

„Herr Oberst sind sehr gütig.“ Ihre Stimme klang bei diesen Worten wundersam weich, im nächsten Moment doppelt zurückhaltend, als sie fortfuhr: „Aber ich möchte niemals lästig fallen.“

„Zweifellos,“ sagte er ruhig, „ist das ein natürlicher Wunsch. Aber ebenso natürlich ist der Wunsch meinerseits, Ihnen die Annehmlichkeit weiterer Ausflüge unter sicherem Schutz zu ermöglichen. Im Falle Sie aber anderer Meinung sind, nehme ich mein Anerbieten selbstverständlich zurück.“

Er sah, daß sie mit sich kämpfte. Aber eine innere Stimme veranlaßte ihn, ihr diesen Kampf nicht zu erleichtern.

Sie hielt das Buch noch immer in den Händen, aber ihre Finger legten sich fester und fester darum, als sollte das, was ihr in dieser Stunde wohltuend ins Herz schlich, nicht wieder spurlos daraus verschwinden. Daß Saldorf sein Anerbieten nicht wiederholen würde, fühlte sie. Aber was wußte er auf der Höhe des Lebens von all dem Bitteren, das ihren Stolz in dieses Mißtrauen hineingehetzt hatte, von all der Überhebung und

Grausamkeit, die sie stillschweigend hatte erdulden müssen? Wie konnte er verurteilen, was er nicht kannte?

Die Gedanken gingen wie Schatten über ihre Stirn, wie Worte durch ihren Blick.

Da gab er nach. Sie tat ihm leid. „Ich wiederhole nur, was Sie sagten. Es ist nicht meine Absicht, lästig zu fallen, im Gegenteil, ich wollte lästige Grenzen ein wenig erweitern — in Ihrem Interesse.“

Sie neigte den Kopf. „Ich danke Ihnen.“

Er betrachtete sie einen Moment mit schweigendem Ernst. Jetzt wußte er, daß diese Lippen eine Geschichte zu erzählen hatten, die Geschichte eines Frostes, der über sprossende Blüten fiel und sie vereiste.

„Wir sprechen wohl noch über diese Pläne,“ sagte er zurücktretend. „Auf Wiedersehen im Speisesaal!“

Sie sah ihm nicht nach, als er sicheren Schrittes durch die Baumreihen ging. Ihre Seele war aufgewühlt von Erinnerungen bis auf den Grund. Das schändliche Brandmal fraß sich wieder in ihre Stirnhaut ein. Quälende Angst befiel sie, es möchte, wie jetzt Saldorf, plötzlich der Kriminalbeamte vor ihr stehen, der damals die Haussuchung vornahm, und die Geschichte ihrer Schande verbreiten, auch vor ihm, der das Wort Ehre scharfgeschliffen im Schilde trug.

Das Buch fiel zur Erde. Sie drückte die Hände vor ihre Augen — und weinte.

— — — — — — — — — — — — —

Das Deckenlicht bestrahlte hell den Speisesaal des Hotels Gießbach mit seinen hübsch arrangierten Gruppen von Einzeltischen und färbte die bunten Tafelsträuße frischer auf, als Saldorf eintrat und, nun besser orientiert, den Erker ausfindig machte, wo Litta v. Stadelburg schon seiner harrte.

„Scharmant, lieber Oberst! Da hätten wir ja auf einmal unseren Ritter!“

Er beugte sich über die runde Hand, deren fünf Finger wie fünf glatte Würstchen sich ihm entgegenstreckten.

„Ich muß Ihnen nämlich gestehen,“ fuhr sie vertraulich fort, einer Saaltochter winkend, „die Gesellschaft hier ist ja ganz nett, aber ich denke, man bleibt lieber unter sich.“

„Wenn es gestattet ist — Einzelhaft bleibt immer etwas Peinliches. — Legen Sie, wie die Gräfin befiehlt, mein Kuvert hier mit auf — Nummer 25.“

Die junge Schweizerin holte dienstbeflissen noch einen Stuhl herbei.

Renate war's, als sei dies ein Traum. Sie dachte daran, wie oft das Bild dieses Mannes in ihren Gedanken zurückgekehrt war, und gegen ihr heißestes Bemühen flog wieder eine feine Röte über ihre Züge.

Er schien weder sie selbst noch diese Färbung zu beachten, während er der Gräfin gegenüber Platz nahm.

„Die Markwitzer sind noch ganz entzückt von Ihnen, lieber Oberst. Schade, daß keine erwachsene Tochter da ist! Hettenbach ist zwar ein gräßlicher Mensch, aber als Schwiegerpapa würde er unvergleichlich sein. Er kümmert sich nämlich nie um etwas, das ihn nichts angeht — eine großartige Eigenschaft!“

Saldorf lachte. „Hohen Vorgesetzten nicht warm genug anzuempfehlen.“

„Sie Schäker! Aus der Schule geplaudert wird nicht. Sagen Sie mal, da hat ja ein Saldorf die kleine Ulla v. Rittweg geheiratet. Was ist denn das für ein Saldorf?“

„Mein Bruder, gnädigste Gräfin.“

„Ah, das ist mir ja sehr interessant!“ sagte Litta Stadelburg aufrichtig überrascht. „So, so, so! Na ja, deshalb!“

Renate folgte dem Gespräch ohne Aufmerksamkeit. Was ging sie Saldorfs Bruder an! Und doch hatte einen Moment ihr Herz hoch aufgeschlagen, und ihre Hand gezittert.

„Darf ich?“

Saldorf hatte das Glas der Gräfin gefüllt und wandte sich Renate zu.

„Ich danke,“ sagte sie hastig. „Ich trinke keinen Wein.“

„Nie?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Damit verurteilen Sie aber unsere besten Dichter summarisch,“ scherzte er, die Flasche niedersetzend, „und übergeben ihre begeistertsten Gesänge dem Flammentod. Können Sie das so ruhig auf sich nehmen?“

„Machen Sie mir das Fräulein nicht kopfscheu!“ rief Litta Stadelburg, der diese sparsame Eigenschaft ihrer Gesellschaftsdame hoch erfreulich war. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein. Wenn es später zu viel Asche im Ofen gibt, legt man von selber nach.“

„Das wäre Ihr Fall doch noch nicht, Komtesse,“ sagte er höflich.

„Ach, wissen Sie, lieber Saldorf, die Gicht wird unsere beste Erzieherin zur Mäßigkeit — sonst Asche wäre am Ende schon genug da! Aber bei Ihnen, da ist ja noch wabernde Lohe. Wer von Ihrer hohen Charge nichts weiß, gibt Ihnen — Na, Fräulein Mildner, wieviel Jahre würden Sie dem Herrn Oberst geben? Sie sind ja eine grundehrliche Seele.“

Renate sah nicht ohne Verlegenheit Saldorf an, dann sagte sie rasch: „Wie darf ich —“

„Fisematenten!“ lachte die Gräfin. „Sie sind autorisiert, die Wahrheit zu sagen. Der Herr Oberst hält still.“

Er wunderte sich über sich selbst, daß dieser Scherz ihm eine gewisse Spannung aufzwang.

„Ende der Dreißig!“ sagte Renate ruhig.

„Aha!“ rief Litta Stadelburg, ihr Glas gegen ihn neigend. „Von Ihrer Asche wollen wir also nichts hören. Eigentlich ist es ein Glück,“ fuhr sie heiter fort, „wenn man so häßlich zur Welt kommt wie ich. Man kann im Alter nur gewinnen. Schließlich wundern sich die Leute noch, wie hübsch man aussieht.“

Sie sagte das so drollig, und ihr Äpfelchengesicht lachte so vergnügt dazu, daß Saldorf seine Bekanntschaft mit ihr als etwas außerordentlich Angenehmes und Erheiterndes empfand und demgemäß nochmals seine Freude aussprach, sie in Gießbach angetroffen zu haben.

„Anständige Leute finden sich immer zusammen, lieber Saldorf. Ich glaube fest an einen Seelengeruch. Woher sollte sonst Antipathie und Sympathie kommen?“

„Durch das Riechorgan, meinen Sie?“ fragte er laut auflachend.

„Na, wodurch denn sonst, lieber Oberst? Weshalb spricht man denn von beriechen?“

„Ich streiche die Segel,“ sagte er aufstehend und ihr zum Abschied die Hand küssend, „und bitte nur um Erlaubnis, mich nützlich machen zu dürfen.“

„Das soll Ihnen unverwehrt sein.“

Er führte sie durch den Musiksaal ins Lesezimmer, nahm selbst eine Zeitung und hörte dazwischen auf die lockenden Töne der italienischen Kapelle.

Endlich stand er auf und ging die Treppe hinunter auf die Terrasse, von der die Felswand jäh zur Seetiefe abfällt.

An die steinerne Brüstung gelehnt, sah er Renate kommen. Ihr weißes Kleid schimmerte im Mondlicht. Schöner, als er sie je gesehen, erschien sie ihm in diesem Augenblick, geheimnisvoll wie die glänzende Sommernacht. Saldorf fühlte, daß er ungeduldig ward. Er wollte in dieser Muße seinen Geist nicht mit Rätselraten beschäftigen, dieses ihn störende Interesse wollte er abstreifen. Wenn es etwas gab, wozu sein Schutz ihr verhelfen konnte, so mochte sie es nennen.

Ohne ihn zu bemerken, war sie neben ihn getreten. Die tief herabhängenden Zweige des Lindenbaumes machten den Platz dunkel. Wie Pünktchen leuchteten die Lichter von Brienz herüber.

„Ich möchte Sie nicht erschrecken," sagte er vorbeugend.

Sie fuhr zusammen.

Seit jenen Stunden, da sie vergebens auf das Anpochen des Geliebten wartete, seit jenen Stunden fiebernder Erwartung war sie schreckhaft geworden.

„Es ist schon vorüber," sagte sie leise. „Ich gehe Abends so gerne hierher — in den Frieden."

Sie hätte hinzufügen können, daß über diesen stillen See ihre Gedanken weitab schweiften zu einem anderen Frieden, den jetzt blühende Rosen und Immergrün beschatteten.

Der schwermütige Klang ihrer Stimme rührte ihn. „Wo ist Frieden?" fragte er gedämpft, gleichsam eine Wunde schonend, deren Lage er nicht kannte. „Wir spielen mit dem Wort wie mit dem Worte Ewigkeit, weil wir die Unfaßbarkeit beider nicht einmal ahnen. Für uns Menschen gibt es keinen anderen Frieden als im Sinne der Ruhe. Und Ruhe ist kein Frieden. Und dann — solange Interessen von Interessen getrennt sind, muß es ja Kampf geben."

„Und wenn sie verschmelzen?“ Sie dachte an die Zeit, da Richard Lepsius ihr und sein Dasein innigst verschmolzen genannt.

„Charaktere gehen nicht ineinander auf, sie ergänzen sich. Und das ist das höchste Glück.“

Er hatte sehr ernst gesprochen. Aus dem Mondnebel drunten stieg das Bild seines Hochzeitstages auf und das jener Reihe von Jahren, die von Ergänzung nichts brachten, die über sein Hoffen und Sehnen ein Sterbehemd zogen. Fühlte er plötzlich, daß sie nicht erstorben waren?

„Das höchste Glück!“ wiederholte sie leise.

„Sie glauben nicht daran?“ fragte er, sich ihr voll zuwendend.

„Nein — nicht mehr.“

Während sie es sagte und damit das Bekenntnis ihrer verratenen Liebe streifte, übermannte sie Stolz und Scham. Sie wandte sich ab und ging ins Haus zurück.

Saldorf sah ihr nach, wie sie langsam zwischen neugierigen und bewundernden Blicken die Stufen emporstieg. Nun kannte er den Reif, der über ihr junges Herz gefallen war.

„Die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu,“ murmelte er vor sich hin, als er in sein Zimmer hinaufstieg. —

Am nächsten Tage, als Saldorf die Gräfin allein traf, forderte er sie zu einer Nachmittagstour nach Iseltwald auf.

„Liebster Oberst,“ sagte sie, ihre Fußspitzen betrachtend, „wenn diese unteren Fatalitäten nicht so widerborstig wären, mit Entzücken. Huckepack werden Sie mich ja wohl nicht tragen wollen. Aber wenn es Ihnen nicht gegen den Strich geht, mein Ehrenfräulein

ist als Schnelläuferin sehr zu empfehlen. Wenn Sie da ein gutes Werk tun wollen —"

„Sobald Fräulein Mildner meinen Schutz annimmt, gern. Ihre Selbständigkeit scheint ihr aber sehr am Herzen zu liegen."

Er fühlte, daß er vorsichtig mit seinen Erkundigungen zu Werke gehen mußte.

„Was heißt Selbständigkeit bei Leuten in ihrer Stellung?" sagte Litta Stadelburg, ihren runden Kopf wiegend. „Unsere Zufriedenheit ist ihre Selbständigkeit. Im übrigen kann ich nur sagen, daß sie, was Takt und Anstandsgefühl betrifft, mancher Hochgeborenen eine gute Dosis abgeben könnte und doch noch genug behielte."

„Ein solches Lob aus solchem Munde," fiel Saldorf lächelnd ein, „wiegt vielleicht das Hochgeborensein auf."

Sie blinzelte ihn mit zugekniffenen Augen an. „Na, na! So außer Atem wollen wir uns nun nicht gleich jagen. Aber, um gerecht zu sein, ich schätze das Mädchen."

„Ist sie schon lange in Ihrem Hause?"

„Etwa ein und ein halbes Jahr. Zuerst," unterbrach sich die Gräfin drollig, „glaubte ich, der Geist aus Hamlet stelle sich mir vor, und ich hatte schon eine Beschwörungsformel auf den Lippen. Aber ich freue mich, daß ich sie nicht aussprach."

„So elend war sie? Weshalb?" fragte er wie beiläufig und schnellte einen zudringlichen Käfer von seinem Knie.

„Trauer — was weiß ich! Not vielleicht auch. Aus Passion wird sie sich mir ja nicht angeboten haben."

„Sie stammt demnach aus kleinen Verhältnissen?"

„Gräßlich klein. Und das, sehen Sie, das klebt dem

Menschen an wie die Eierschale dem Küken — das Geducke meine ich, das immerwährende Gedepptsein. Aber nehmen Sie sie nur mit, lieber Oberst, mir zu Gefallen."

Er verbeugte sich schweigend. —

Die Sonne gab alles her, was sie an Goldglanz zu verstreuen hatte, als Renate vor dem alten Pensionshause zwischen den Rosen wartend auf und nieder schritt.

Wenn es in ihrer Macht gelegen hätte, würde sie diesen Spaziergang abgelehnt haben, denn es lebte etwas auf in ihrem Herzen, das vor Saldorfs Nähe bangte. Aber wenn ihr Ohr auch nicht die Ehrung aus Litta Stadelburgs Worten herausgehört hätte, in ihrer Lage wäre eine solche Weigerung, wenn überhaupt statthaft, zum Ausgangspunkt unliebsamer Betrachtungen der Gräfin geworden, und also nahm sie das Unvermeidliche mit unruhigem Herzschlag auf sich.

Der Oberst kam elastischen Ganges vom Haupthause her quer durch die Anlage. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich warten ließ!"

Er rief es schon von weitem, und seine Stimme erschreckte sie durch eine Ähnlichkeit, die schnell wie der Blitz kam und ebenso schnell verschwand.

„Es ist ja so schön hier," sagte sie rasch und trat an seine linke Seite.

„Wir wollen doch keine Neuerungen einführen," bat er halb scherzend, halb im Ernst und wechselte den Platz.

Sie errötete unter ihrem weißen Strohhut, ohne es verbergen zu können.

So kamen sie zur ersten Brücke, unter welcher der Gießbach felsab donnert, ewigen Wassergischt um sich stäubend.

Saldorf sah auf das Tuch über Renates Arm. „Umlegen — nicht wahr?“

Er wollte ihr behilflich sein, aber schon war sie fertig.

Dann standen sie und sahen hinauf zu dem tosenden Absturz, den das Sonnenlicht mit Regenbogenfarben umspielte.

„Wie klein ist doch der Mensch,“ sagte sie, mit ihren Blicken wie gebannt an dem Naturschauspiel hangend.

„Wie groß ist er,“ lächelte Saldorf, „daß er diesen Unband so ungeniert betrachten kann.“

Es fiel ihm ein, daß er sie noch niemals hatte lachen sehen, nicht einmal lächeln, und er fragte sich, ob ein solches Muskelspiel ihr Antlitz verschönern oder beeinträchtigen müsse.

„Dies war neulich Ihr Plätzchen,“ sagte er, auf die Waldbank zeigend, an der sie vorüber schritten. „Damals glaubte ich nicht, einen so angenehmen Nachmittag in Aussicht zu haben. Allerdings bin ich mir noch nicht ganz klar darüber, ob die Annehmlichkeit beiderseitig ist. Diese Erkenntnis,“ fuhr er ernster fort, „würde nämlich Folgen haben nach der einen oder anderen Seite: Schluß oder Fortsetzung. Wie denken Sie darüber? Bitte, ganz aufrichtig!“

Eine bedrückende Unschlüssigkeit machte sie für Sekunden verstummen. Dann sagte sie, von innerem Drange getrieben: „Wenn ich das, was mir Freude macht, nicht mehr so zeigen und ausdrücken kann wie einst, so tut es mir leid um derer willen, die mir eine Freude machen wollen.“

„Das genügt mir vollkommen,“ erwiderte er ruhig.

Da glitt ihr ein Gefühl der Sicherheit durch die Seele, ein warmes, wohltuendes Gefühl.

„Wollen wir einen Augenblick rasten?“ fragte der Oberst.

Sie nickte.

Auf der „Hochfluh“ war es leer von Menschen. Die Bäume schliefen unter der Sonnendecke. Und drunten, wo jeweilen goldiges Zittern wie ein süßes Erschauern über den Seespiegel glitt, schwebte ein Kahn vorüber wie zerfließend in Lichtdunst.

Er setzte sich neben sie. „Wiegt ein solcher Stimmungszauber nicht manches wirkliche und manches eingebildete Leid auf?“

„Doch,“ sagte sie leise, „aber nicht nachhaltig. Es ist nur wie ein schöner Traum. Das Erwachen kommt.“

„Allerdings, das kommt,“ erwiderte er, ihr Antlitz betrachtend, welches ihn immer von neuem und stärker an sein Jugendideal weiblicher Schönheit gemahnte. „Aber man könnte daraus eine gewisse Wehrkraft schöpfen gegen die Nadelstiche des Lebens.“

„Gegen die Nadelstiche — ja,“ sagte sie erregter. „Aber nicht gegen seine Brutalitäten.“

Es ward ihr bange vor sich selber. Sie sprang auf.

Wie lange, lange war es her, daß sich ein Wort der Erleichterung oder Verteidigung über ihre Lippen stahl! Wie lange ruhte das schmähliche Geheimnis in ihrer Brust!

Sie dachte an das Ende jenes Damentees, an ihre Zwiesprache mit Frau v. Testarp, an ihr Entsetzen, an ihren Fortgang aus dem Hause. Und es war Renate, als stände das alles, frisch erlebt, wieder vor ihr, als hörte sie Frau Lotte Klebers fette Stimme nach ihrem blauen Diamanten rufen, als knisterte Richard Lepsius' Bild hemmend und bannend in ihrer Tasche, als zerstächen erstaunte und höhnische Blicke wieder ihr Lebensglück, ihre Ehre.

„Woran dachten Sie?“ fragte Saldorf neben sie tretend.

Sie konnte nicht antworten. Das Maß war wieder übervoll. Aber er sah, daß ihre Lippen zitterten.

Eine Ziege mit ihrem Jungen kam läutend näher.

Renate kniete nieder, ihr Gesicht zu verbergen, streichelte das kleine Tierchen und drückte ihre Stirn an sein gescheckteS Fell.

Seine Frage tat ihm leid, wie mächtig auch der Wunsch in ihm aufstrebte, das Rätselvolle ihres Wesens zu ergründen. Er fühlte, daß eine stärkere Macht als der Wille sein Gefühl beeinflußte und sein Interesse beherrschte.

Er trat neben sie und reichte ihr die Hand als Stütze. „Es wird Zeit —“

Sie erhob sich, ohne seine Rechte zu berühren.

Da wußte er, daß er nichts anderes erwartet hatte, und lächelte.

Wie sie durch den kühlen Waldesduft schritten, wo Moosgehänge am Felsen schaukelten und Efeuteppiche die Steintrümmer mit grünem Gewebe überspannen, begann Saldorf von seiner Wintertätigkeit zu sprechen, von seiner Versetzung mit ihrer Unruhe und ihren Neuerungen.

„Man richtet sich zuletzt schon ein,“ sagte sie, aufmerksam zuhörend.

„Das tut man. Nur ist in häuslicher Beziehung die Frau dem Manne hierin weit überlegen. Ich erhoffe aber für die nächste Zukunft eine Verbesserung für mich in der Häuslichkeit meines Bruders.“

„Das freut mich aufrichtig für Sie, Herr Oberst.“

Er erfaßte noch den warmen Ausdruck ihres Auges, mit dem sie diese Worte sprach, und ein immer mehr erstarkendes Bedürfnis drängte ihn, seinen Schutz über Renate zu breiten.

„Sie nehmen so gütig teil an meinem Ergehen,“

sagte er, einen Stein, der ihr im Wege lag, fortschnellend, „also müssen Sie mir auch gestatten, diese Teilnahme zu erwidern. In dieser Beziehung ist Einseitigkeit ja undenkbar. Zudem liegt es für einen Mann in meinen reifen Jahren auf der Hand, da, wo ihm vorzeitiger Ernst und Lebensüberdruß begegnet, Interesse zu empfinden. Ich sage Ihnen das ganz offen, damit Sie mich nicht für neugierig halten."

„Das wäre das letzte, das Sie mir gegenüber zu befürchten hätten, Herr Oberst."

Sie hatte es gesagt, wie es ihr überzeugungsvoll aus dem Herzen stieg, rasch und warm. Nun es geschehen war, ging eine feine Röte über ihre Wangen.

„Ich danke Ihnen für diese Meinung," sagte er herzlich. „Stehen Sie ganz allein in der Welt?"

Sie nickte.

„Niemand, dem Sie sich gegebenenfalls anvertrauen könnten?"

„Niemand!"

„Das ist sehr zu beklagen."

„Zuerst glaubte ich den Verstand darüber verlieren zu müssen." Sie flüsterte mehr, als sie sprach, während sie die Hände fest ineinander drückte. Jene Nacht stand vor ihr, da ihre Mutter aus dem Leben schied. „Wie ich es ertrug, weiß ich nicht."

Es war, als spränge eine verschlossene Kammer ihres Herzens auf, und das Tiefstverborgene stürze hervor — ihr zur unaussprechlichen Erleichterung.

„Besser wäre es gewesen," fuhr sie fort, „ich hätte ein Ende gemacht. Aber im Andenken an meine verstorbene Mutter tat ich es nicht. So ist es gekommen, daß ich lebe und hier bin."

„Der Tod der Mutter tritt den Kindern stets besonders schmerzlich nahe," sagte er gedämpft.

„Ja, das tut er," flüsterte sie, völlig unter dem Einfluß dieser Stunde. „Aber wenn es geschehen ist, läßt sich wohl ein Trost finden, der mit dem Weiterleben versöhnen kann."

„Sie fanden ihn nicht?"

„Nein — noch nicht!"

„Fräulein Mildner," sagte er stehen bleibend und voll tiefsten Ernstes, „wollen Sie mir die Hand reichen zum Zeichen, daß Sie sich meiner innigsten Anteilnahme versichert halten?"

Wie sie vor ihm stand, die Lippen noch bebend von dem Geständnis ihres verarmten Lebens, die Augen schwermütig zu ihm aufgeschlagen, schmerzgereift bei so viel Jugend und Schönheit, entglomm ein Funken in seinem Herzen, sprang auf und glühte.

Er streckte ihr die Hand entgegen. „Einer Teilnahme, die sich glücklich schätzen würde, wenn ich erführe, daß wieder Sonne über Ihren Weg fiele, und noch glücklicher, wenn ich dessen Zeuge sein könnte."

Als sie ihre Hand in die seine legte, kam ihr die Erinnerung an den Moment zurück, da sie Richard Lepsius zum ersten Male die Hand reichte, und es war ihr, als kralle ihr ein harter Griff ins Herz.

Einen Augenblick standen sie sich so schweigend gegenüber, dann ließ sie ihre Rechte sinken, und sie gingen weiter.

„Auch ich," sagte Saldorf, nun sie neben kahlen Felswänden im Sonnenglast hinschritten, „bin kein Günstling des Glücks gewesen. Das darf ich doch annehmen, daß Sie mir unbedingt glauben?"

Sie nickte.

„Wenn ich Ihnen so erzählen wollte — darin würden Sie aber mit Recht einen strafbaren Egoismus sehen Ihrer seelischen Bedrückung gegenüber. Aber das

können Sie glauben, manche Wüste habe ich durchwandert — zuerst mit Suchen, dann ohne Suchen."

„Das ist das Schlimmste," sagte sie rasch.

„Weitaus das Schlimmste," fuhr er lebhaft fort. „Suchen ist Hoffen. Und schließlich ist Hoffen unser Bestes. Aber wenn man erst gar nicht mehr erwartet, daß hie und da noch ein Blütchen aufsprießt, ein ganz bescheidenes —"

„Nicht wahr?" fiel sie auf das sympathischste berührt ein. „Wie leer fühlt man sich da, wie zerstört!"

„So ist es."

„Doch haben Sie noch einen Bruder. Ich habe niemand."

„Ja. Und daran spüre ich, daß ich nicht zu den Stiefkindern des Glückes gehöre. Es ist ein sonderlich brüderliches Verhältnis zwischen uns beiden. Wir schätzen dieses Verhältnis gegenseitig sehr hoch ein, und wenn mich etwas hart treffen könnte, so wäre es ein Mißklang in dieser Übereinstimmung."

„So will ich von ganzem Herzen hoffen," sagte Renate mit weicher Innigkeit, „daß ein solcher Mißklang immer fernbleiben mag."

„Ich hoffe es zuversichtlich und danke Ihnen für den Wunsch."

Rechter Hand bot sich ihnen ein schattiger Garten zur Erquickung dar, doppelt verlockend nach der sengenden Glut des letzten Abstiegs. Der See plätscherte leise an den kiesigen Uferrand, und mit seinen Wellchen kam ein feiner Lufthauch geflossen.

„Hier wollen wir Hütten bauen," sagte Saldorf, Renate zum Eintritt auffordernd. „Wir haben eine kleine Erfrischung reichlich verdient." Er bestellte Kaffee und Selterswasser und bat das junge Mädchen, den besten freien Platz im Garten einzunehmen.

Sie war in sichtlicher Verlegenheit, sich plötzlich als Gast dieses Mannes zu sehen, und brachte es doch nicht über sich, seine Einladung zurückzuweisen. Ein unbekanntes trauliches Gefühl verbot es ihr.

„Wenn Sie mir jetzt noch die Ehre erweisen, diesem lukullischen Mahle zu präsidieren —“

Sie fühlte, daß ihre Hand nicht ganz sicher war, als sie die Kaffeekanne ergriff.

Er übersah es. „Bitte, ganz voll! — Besten Dank!“ Dann öffnete er die Selterflasche und füllte die Gläser. „Sekt in Zivil! Auf Ihr Wohl! Ich habe einen Heidendurst.“

„Ich auch,“ sagte sie lächelnd.

Jetzt also hatte er sie lächeln sehen, und dieser kurze Strahl, der über ihr Gesicht flog, entzückte ihn.

„Es ist doch etwas Hübsches um ehrlich verdienten Lohn,“ sagte er, seine heiße Stirn trocknend. „Aber ich möchte Ihnen dringend raten, das Tuch um die Schultern zu legen.“

„Ich bin gar nicht empfindlich.“ Aber sie tat es doch, weil er es wünschte.

Er nickte ihr freundlich zu. „Sie sind wirklich eine vorzügliche Fußgängerin.“

„Als Backfisch war es immer mein größter Wunsch, einmal zu Fuß durch die ganze Welt zu laufen,“ sagte Renate, und wieder huschte der verschönernde Strahl über ihr Gesicht, „aber —“

„Aber?“

Sie wurde sehr ernst. „Wenn jemand an sein eigenes Heim gefesselt blieb, dann war ich es. Meine Mutter und ich waren sehr arm. Ich gab Privatunterricht, damit die kleine Pension hinreichte.“ Es trieb sie förmlich an, ihm die volle Wahrheit zu sagen. Mochte er sich dann damit abfinden, wie er konnte und

wollte. „Wir haben uns oft genug für den kommenden Tag gesorgt, bevor ich so weit war, mitschaffen zu können. So manche Stunde ist uns bange ums Herz gewesen trotz aller Mühe und allen Fleißes. Und dabei sehnte ich mich so töricht aus dieser Enge heraus. Ach, und wie schön war diese Enge! Könnte ich noch einmal zurück in jene Zeit —"

Sie hatte die Hände auf dem Tischrand gefaltet und beugte ihr Antlitz darüber.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen," sagte Saldorf, ihr die Erleichterung nachfühlend, die sie bei dieser Aussprache empfand, „und setze das meine dagegen. Ich war ein armer Leutnant mit ganz geringer Zulage, als ich in die Armee eintrat, so arm, mein liebes Fräulein, daß ich das Mittagessen mir sparte, wenn ich des Abends eingeladen war."

„O —" sagte sie betroffen, „das hätte ich nicht geglaubt!"

„Sie sehen also, daß Sie mir im Punkte der Einschränkung nichts Neues sagen. Mir ist es auch oft hart angekommen, andere Champagner trinken zu sehen. Das sind so Jünglingsschwächen — vielleicht auch Jungfrauschwächen?"

„Champagner — nein!" sagte Renate rasch.

„Nicht? Dann aber Schmucksachen, Brillanten vielleicht? Das nicht zu begreifen, wäre lebensunklug. Sie haben Ihre Mutter unterstützt. Das war auch mein Wunsch, und um es zu können — genug, ich habe es getan. — Wollen Sie mir noch Kaffee geben? Ist noch etwas in der Kanne?"

Sie hatte sich erhoben, seinen Wunsch zu erfüllen. Jetzt kam es ihr so natürlich vor, ihn zu bedienen, ihm nahe zu sein, auf ihn zu hören. Dieses letzte Geständnis rückte ihn ihrem Wesen um so viel näher.

„Nicht viel, Herr Oberst. Aber ich gehe hinein und bestelle mehr.“

„Sie sind sehr gütig,“ sagte er abwehrend, „aber man soll des Guten nicht zuviel tun — wenngleich dieser Aufguß nicht gerade zum Guten gerechnet werden kann,“ fügte er lachend hinzu. „Doch der Mensch bescheidet sich, wenn es nicht anders geht. — Ich denke, wir erlassen unseren Füßen den Rückweg, und Sie gestatten mir, eine Kahnfahrt mit Ihnen zu unternehmen. Das Wetter ist dazu wie gemacht.“

Sie errötete vor Vergnügen. „Das wäre das Allerschönste! Sonst komme ich gewiß nicht dazu.“

„Nun sehen Sie! — Verbinden wir also das Angenehme mit dem Nützlichen.“

Er bezahlte und ging mit Renate zum Strand, wo die Nachen am Pflock schaukelten.

„Ich werde selbst rudern. Sie holen sich den Kahn nachher wieder drüben ab,“ instruierte er den Schiffer, erledigte die Taxe und stieg in das Boot. „Bitte, Ihre Hand!“ wendete er sich zu Renate.

Leichtfüßig trat sie über den Bord auf den schwankenden Boden, den das Wasser klatschend umspielte.

Er setzte sich ihr gegenüber, legte seinen Strohhut neben sich auf die Bank und brachte die Ruder in Bewegung.

Unmerklich glitt der Nachen in den offenen See hinaus. Die Sonne stand noch hoch im Westen und zauberte wechselvolle Farbenspiele auf die leicht bewegte Flut, welche der Kahn durchschnitt, eine breite Silberfurche nach sich ziehend. Die nackten Uferfelsen schienen von Glut zu starren und ihre Zinken Licht zu sprühen, indes die dürftige Grasnarbe am Hange verbrannten und verkohlten Flecken glich. Das „Bödeli“ mit seinen Hotelpalästen verschwamm in blauem Dunst,

nur die Spitze des Abendbergs ragte aus dem Nebelmeer empor.

Renate war es, als erlebe sie ein Märchen. Das lautlose Hingleiten versetzte ihre Seele in traumhafte Ruhe. Nicht anders, als sänke die Last der Vergangenheit, die Sorge um die Zukunft langsam von ihr ab, atmete ihre Brust den Frieden dieser Stunde.

Sie saß, die Hände auf den Knieen gefaltet, und sah in die glanzerfüllte Ferne, als berge sich dahinter ihr eigenes Los.

Und all diese Ruhe, all dieser Frieden — das fühlte sie unbewußt — ging von dem Manne aus, der den Kahn vorwärts trieb.

Saldorf achtete ihr Schweigen zu hoch, um es zu unterbrechen. Er ward sich bewußt, daß zwischen Renate und ihm ein unausgesprochenes Verständnis herrsche, ein sehr feinfühliges Verständnis, das auf Wertschätzung beruhte.

Der träumende Ausdruck ihrer Augen, die etwas zu ergründen schienen, entzückte ihn aufs neue. Ihm gegenüber trug sie keine Maske mehr. Wie er sie sah, so war sie.

Einmal, als die Sirene eines Dampfers aufschrillte, fuhr sie empor und sah zu ihm hin. Da trafen sich ihre Blicke. Aus ihrem Herzen kam es sogleich unwiderstehlich geflossen und breitete sich über ihre Wangen, ihre Stirn.

Er hätte dieses Erröten nicht missen mögen. Es erinnerte ihn an die Morgenröte seiner Jugendgefühle, die ihm fremd geworden, es heimelte ihn an wie ein vergessenes, langsam wieder ins Gedächtnis fallendes Lied.

Als der Kahn am Anlegeplatz in Gießbach auflief, sprang Renate rasch ans Ufer und versuchte, ihm behilflich zu sein.

„Nicht doch," sagte er und schlang die Kette um den Pflock, „Sie trachten immer danach, mich zu beschämen."

„Ich bin nur dankbar," sagte sie leise.

Er sah sie forschend an. „Für was? Doch nicht dafür, daß Sie mir ein paar frohe Stunden geschenkt haben?"

Da sie nichts erwiderte, fragte er, ob sie die Drahtseilbahn benutzen oder den Aufstieg zu Fuß machen wollten.

„Zu Fuß," sagte sie rasch.

So gingen sie, fast einsam, den bequemen Weg hinan. Die Sonnenpfeile schossen jetzt schräg durch das Laub und malten Goldkringel auf den Boden. Ein Vogel sang sich müde im Gezweig. Hoch in den Wipfeln rauschte leise der Wind.

„Was würde aus uns Menschen," sagte Saldorf, einen herabhängenden Zweig beiseite biegend, damit er Renates Stirn nicht streife, „wenn die Natur uns nicht einmal in ihre eigene Stimmung hineinzwänge."

Er dachte daran, wie schnell diese Urlaubszeit verrinnen, wie bald dieses Idyll im Lärm des Manövers verblassen werde, in den Anforderungen seiner vielbewegten, verantwortlichen Stellung — und eine Regung tiefen Bedauerns erfaßte ihn.

„Wie lange werden Sie noch bei der Gräfin bleiben?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich glaube nämlich," fuhr er nach einer Pause fort, „Sie könnten Förderndere tun, wie als Gesellschafterin der Gräfin Litta Stadelburg durch die Welt zu reisen. Sollten Sie das nicht auch glauben?"

Als er es gesagt hatte und nur gesagt, weil er die Stellung Renates für ihrer unwürdig hielt, tat es ihm leid.

Sie wechselte die Farbe und schwieg.

Er blieb stehen. „Wenn Sie Ursache gefunden haben, an meine guten Wünsche für Ihre Zukunft zu glauben, so werden Sie auch diese Frage verstanden haben."

Sie nickte. Ihr war es ja selbst oft gewesen, als verdorre ein frischer Quell in ihrer Seele, als verhungere sie allmählich an vollbesetzter Tafel. „Wie soll ich es ändern? Aus eigener Kraft kann ich nichts unternehmen, denn ich habe keine Mittel."

„Möchten Sie mir gestatten —?" fragte er leise.

Ein brennendes Rot jagte über ihr Gesicht. „O, nein! Nie!"

Er nahm ihre Hand und hielt sie fest trotz ihres Sträubens. „Halten Sie es für denkbar, daß ich in irgend einem Punkte Ihr Zartgefühl verletzen wollte? Daß ich nicht vielmehr mit ungeschminkter Achtung Ihre Willenskraft bewundere und unterstützen möchte? Man läßt doch niemand sich weiter abquälen, wenn man ihm eine Stütze reichen kann. Es wäre doch so undenkbar nicht, daß Sie an meine Freundschaft glaubten. Und Freundschaft und Freundesrecht liegen doch nicht himmelweit auseinander, recht nahe sogar —" Seine Stimme, im Anfang ruhig und überzeugend, durchklang ein immer wärmerer Ton, der ihr das Blut nach dem Herzen trieb. „Und wenn Sie daran glauben —"

„Wenn —!" Sie umschloß plötzlich seine Rechte mit beiden Händen, drückte und preßte sie mit fiebernder Angst. Das Gewesene fuhr wie ein Sturm über sie hin und raubte ihr den Atem.

Wenn er jetzt erführe, daß man mit Fingern auf sie gezeigt, daß man sie mit Schimpf und Schande aus den Häusern gewiesen, daß bei ihr Haussuchung wegen Diebstahls —

Sie rang danach, ihm diese Tatsachen zu enthüllen und — dann fortzustürzen, um ihn nie wiederzusehen.

Er löste den krampfhaften Druck ihrer Finger und faßte ihre beiden Hände. „Es gibt Fragen, die mit Warum und Darum zu erledigen sind, und unausgesprochene, die — man sagt es ja auch von ungeweinten Tränen — zu tief empfunden sind. Was Sie auch bewegen mag in diesem Augenblick, lassen Sie mich glauben, daß es der Sympathie, die zwischen uns unleugbar herrscht, nicht Abbruch tut. So will ich meinen Wunsch, hilfreich zu sein, nicht ausgesprochen, sondern nur gedacht haben."

Die schonende Stimme, mit der er diese Worte sprach, und die kraftvolle Überzeugung, die sich darin kundgab, rissen ihr aufgestautes Gefühl hin. Sie beugte sich nieder, hastig, mit zitternden Lippen, seine Rechte zu küssen.

Er kam ihr schneller noch zuvor, obwohl er einen Moment über die Plötzlichkeit dieser dankbaren Regung fast erschrak. Dann schüttelte er lächelnd den Kopf. „Warum Sie es nur immer darauf ablegen, mich so tief zu beschämen? Sie können sich nicht wundern, wenn ich endlich zur Vergeltung schreite."

Er nahm ihre Hand, die in der seinen bebte, hob sie an seine Lippen und küßte sie.

Sein Blick suchte den ihrigen und hielt ihn fest.

Renates dunklen Augen entstrahlte etwas Herrliches, Verklärtes. Es traf ihn ins Herz und fachte den Funken höher an, daß er aufflammte.

„Vergeltung," wiederholte er leise und küßte noch einmal ihre Hand.

Ein Wanderer kam singend den Weg herab.

Da wich der Zauber.

Vierzehntes Kapitel.

Seit dieser Stunde ward Saldorf irre an sich selbst. Wie lange war es denn her, daß er eingestand, auf seinem Lebensweg nach keiner Blume mehr zu suchen? Und was ihm jetzt nicht aus dem Sinn wollte, was ihn mit Erinnerungen überschüttete, war das kein Suchen?

Mehr als einmal kam ihm der Gedanke, durch eine verfrühte Abreise sich wieder mit sich selbst zu versöhnen und damit den Weg zurückzufinden in die Öde der Gewohnheit. An diesem Abend, als er Renate bei seinem Erscheinen so tief erbleichen sah, daß er Mühe hatte, seine Angst um sie schweigend zu verwinden, gedieh dieser Gedanke bereits zum Entschluß.

Aber nicht heimlich wollte er gehen. Sie sollte seinen Abschiedsworten entnehmen, daß er mit seinen dreiundvierzig Jahren den Enthusiasmus eines dankbaren Gemüts nicht zum Unterpfand eines dauernden Glücks machen konnte, daß er sie beide lossprechen wollte von der verführerischen Selbsttäuschung, die in sommerlicher Einsamkeit so gern Blüten treibt.

Die Gräfin, im Lesezimmer hinter ausländischen Zeitungen vergraben, fragte wenig danach, wie Renate den letzten Teil des Abends hinbringe. So war diese beim Läuten auf die Terrasse hinabgestiegen, die Beleuchtung des Falles mit anzusehen. Dort fand Saldorf sie, abseits stehend, in tiefen Gedanken.

Jetzt leuchtete auf der Felsenhöhe ein Smaragdlicht auf und träufelte in den weißen Schaum, floß ineinander und schoß mit Ungestüm hinab, die Majestät des Sturzes in geisterhaften Zauber hüllend. Und wie der donnernde Abgrund die grünen Wasser noch verschlang, schien droben ein Blutstrom auszubrechen. Aus seiner Tiefe quoll flüssiger Purpur und breitete

sich wie Feuerlohe über Gischt und Dampf. Glutrote Spritzer flogen aus dem Brande und stürzten lodernd in die Flammen zurück.

In diesem Widerschein schien alles festgebannt. Auch über Renates Gestalt fiel er märchenschön. Saldorf verwandte keinen Blick von ihr. Sein Entschluß, abzureisen — wo war er jetzt?

Da erlosch der Spuk. Die Nacht lag wieder dunkel über der Erde und hauchte süße Träume aus.

Als Renate an ihm vorüberging, trat er schnell neben sie. „Ich wollte Ihnen gute Nacht sagen."

„Gute Nacht!" sagte sie leise.

„Oft werde ich das wunderbare Schauspiel nicht mehr sehen. Meine Zeit ist bald um."

„Unsere auch," sagte sie ebenso leise.

„Dann führen unsere Wege auseinander —"

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber sie war schon von ihm gegangen.

Droben stand Renate in ihrem Zimmer am Fenster, die verschlungenen Hände gegen die Brust gedrückt. Sie konnte es nicht fassen, wie es sein würde, ging diese glückliche Zeit zu Ende, schwand Saldorf aus ihrem Gesichtskreis.

Sie liebte ihn. Ob Wahnsinn, ob nicht, sie liebte diesen Mann. Ohne Hoffnung liebte sie ihn. Sie hatte mit Schmerz und Selbsthohn gegen diese Liebe gekämpft und nichts erreicht. Das Leben hatte ihn auf eine so viel höhere Stufe gestellt. Trotz dessen, was er sie ahnen ließ, sah sie ihn dort stehen und sich selbst — verloren in der breiten Masse.

Renates Herz hämmerte. Sie hörte seinen Schlag. Das, was einstmals ihr Glück gewesen, war längst ausgelöscht, verweht. Wie schmachvoll stand Lepsius diesem Mann gegenüber da, in dem sie alles verehrte,

was rechtlich, stark und ritterlich war! Warum ertrug sie diese Lebenslast? Was schleppte sie die Vergangenheit wie Sträflingsketten immer weiter fort? Das bißchen Angst vor dem Sterben wog doch so schwer nicht wie ein verfehltes Dasein!

— — — — — — — — — — — — —

Der Tau funkelte in Gras und Busch. Der Morgenwind strich mit breiten Schwingen den Nebel vom See und jagte ihn in die Felsenschründe. Sonnengoldgespinst lag auf dem Wasser und hüpfte mit den Wellchen auf und nieder.

Gleich hinter dem Hause begann der Wald. Die Äste zitterten in Diamantenpracht, als Renate den Weg zur Höhe nahm, wo, über die Umfriedung hinaus, jeder Schritt nach unten in die Wassertiefe riß. Sie hielt die Augen zu Boden gesenkt — wie lauschend, als schritte jemand neben ihr und spräche. Es war eine Stimme, die in ihr sprach, die anderen schwiegen.

Als sie die Höhe erklommen hatte, wo ein Schutzdach zur Umschau und Rast einlud, trat ihr der Begriff der Ewigkeit immer näher. Sie brach darunter in die Kniee und faltete die Hände vor dem Gesicht.

Die Vögel sangen aus voller Brust. Ein lautes Jubilieren ging durch die blaue Frühluft.

Da stand sie auf. Wo die Felsen schroff hinabstürzten über ragende Zacken, abgrundtief, neigte sie sich über die Schranken.

Da war es, als schrille eine Stimme ihren Namen. Wie ein Schlag ging's durch ihre Nerven. Sie fühlte sich erfaßt, gepackt, zurückgezogen mit einer Kraft, daß sie taumelte —

„Was wollten Sie tun? Was hätten Sie getan, wenn —"

Saldorf versagte die Sprache. Er atmete schwer.

Sie stand an ihn gelehnt, betäubt, unfähig, sich aufzurichten.

„Warum, Renate? Warum?“ Er beugte sich über ihr Antlitz und fragte wieder: „Warum denn nur? Warum?“

Sie versuchte sich zu befreien, aber er fühlte, daß ihre Kraft zu Ende ging, und führte sie zur Bank.

„Ich will es erraten,“ sagte er, sich neben sie setzend, und umschloß ihre Hand. „Aber ich sage Ihnen, das, dem Sie entfliehen wollten, wäre nicht mit Ihnen gestorben.“

„Ich kann nicht mehr —“ stieß sie zitternd hervor.

„Was können Sie denn nicht?“ unterbrach er sie. „An das nicht glauben, was Sie doch ganz genau wissen? Woran wir beide im tiefsten Herzen nicht zweifeln?“ Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

„An das, Renate, was uns zusammenführte und nicht mehr losließ?“

Ihr ganzer Körper erzitterte. „Es kann ja nicht sein — es kann nicht sein!“

Er streichelte zärtlich ihre Wange. „Renate — ich müßte Ihnen sehr böse sein. Was mir nach langen Jahren wieder aufsproßte, wäre durch Ihre Schuld vernichtet gewesen — für immer. Daran haben Sie nicht gedacht?“

„Nur daran habe ich gedacht, was nicht möglich ist.“

Aber während sie es flüsterte, stieg das Glück seiner Liebe wie eine Sonne vor ihr auf, blendend und alles überstrahlend, alle Schatten und Gespenster.

Konnte denn nicht alles begraben sein, und sie endlich Frieden mit sich machen? Es war ja alles Lüge gewesen, und diese Lüge haftete ihr nicht an. Ihr Herz, von drückender Last erlöst, wallte auf.

„Was ist nicht möglich?“ fragte er. „Daß ein

Mann, dem das Leben an stillem Glück alles schuldig geblieben ist, die Hand danach ausstreckt, wenn er es auf seinem Wege findet? Ausstreckt, Renate, um es an sich zu nehmen in sichere Obhut? Ist das unmöglich? In dem Falle doch nur, wenn sich die, die es geben kann, dem Ruf der Liebe verschließt."

Sie drückte seine Hand. „Liebe —"

„Nun, was denn sonst, Renate?" fragte er, ihre Schulter leicht umfassend. „Wir haben sie uns beide gar nicht zugetraut, das war der Fehler. Wir sind mit lauter schönen Namen um sie herumgegangen — nicht wahr? Und nun zum Schluß erkennen wir, daß alles nichts ist als Liebe. Wir haben schöne Tage dabei versäumt."

Er küßte sie auf die Stirn, und ihr ward so ruhsam, so leidfrei an seiner Seite, als wäre ein anderes Leben in ihr aufgesprossen, und diese Stunde sei die Auferstehungsstunde.

„Nun wir es aber wissen," fuhr er fort, „daß wir einander alles sein wollen, gibt es keinen Grund mehr, traurige Gedanken zu haben. Du glaubst es nicht, mein Lieb, wie öde mein Leben gewesen ist. Das brüderliche Gefühl — sonst nichts. Und nun auf einmal stellst du dich mitten in diese Öde! Auf der einen Seite zeigst du mir, wie traurig sie war, auf der anderen, wie schön sie sich wandeln wird — durch dich."

„Durch mich!" sagte sie, tiefselig zu ihm aufschauend und mit einer Weiche des Tones, die sein Herz erschütterte und entzückte. „Wenn ich nur wüßte, wie ich dir meine Liebe ausdrücken soll! Ich kann es nicht. Ich kann nur fühlen, daß ohne dich mein Leben vernichtet wäre, daß ich zu dir aufsehe wie zu dem Höchsten auf dieser Erde."

„Das ist ganz falsch," sagte er, ihre leuchtenden Augen

küssend. „Ich bin ein armer, fordernder Mensch, der lange entbehrt hat und nun mit Reichtum überschüttet wird. Ich bin es, Renate, der es nicht glauben sollte, daß so viel Jugend, Schönheit und edle Weiblichkeit mir angehören will."

„O, du —" flüsterte sie hingerissen.

„Ich glaube es aber und baue darauf unsere Zukunft und — sehne mich danach, mein Lieb. Aus deiner Abhängigkeit will ich dich zu dem Platz führen, den keine besser ausfüllen wird als du."

„Ich sollte mich wohl fürchten," flüsterte sie.

Sie dachte daran, wie sie einst Reichtum und Ehrungen für sich ersehnt hatte — und jetzt, wo beides an sie herantrat, kam ihr der Wunsch Saldorf gegenüber so nichtig vor, daß sie, sich seiner schämend, ihre Augen senkte.

„Furcht ist nur für Schwächlinge da," sagte er lächelnd. „Wir fordern unser Recht, Renate. Sei unbesorgt, mein Lieb, ich fordere für dich mit."

Sie war wie aufgelöst. „Wenn du nur wüßtest, wie ich dich liebe," flüsterte sie mit zitternder Stimme — „was ich tun könnte für dich!"

Er hob ihr Antlitz empor und sah ihr tief in die Augen. „Wenn du mir alles bist, dann hast du alles für mich getan, Renate."

Sie konnte nicht anders, ihre Arme umschlangen ihn mit bebender Gewalt. Erstickt war, was sie gequält, vergessen, was gewesen. Lasten fielen von ihr ab. Wie Flügel heftete sich das Glück an sie und trug sie hoch über Angst und Not hinweg. Die Liebe, mächtiger als Bosheit und Verleumdung, besiegelte ein neues Leben.

„Renate, mein Liebling, wie glücklich machst du mich!" sagte er, von dem sprechenden Ausdruck ihrer Züge in tiefster Seele entzückt. — —

Die Sonne spiegelte sich im Seeblau, die ganze Fläche war wie mit Gold durchwoben. Ein Flimmern und Flirren ging durch die schwüle Luft, als tanze sie felsauf. Die Ufer lagen wie in Glast vergraben.

Der Dampfer von Interlaken her war menschenüberfüllt zur Landungsstelle gekommen. Seine rote Flagge mit dem weißen Kreuz hing schlaff am Schaft hernieder. Die weißen Planken schimmerten in brütender Glut.

Da richtete sich Renate in Saldorfs Armen auf. „Ich muß nun fort. Die Gräfin wartet."

Er preßte sie noch einmal an sich, stand auf und faßte ihre beiden Hände. „Wir kamen in Trauer und gehen in Freude. Ich werde nach Tisch mich der Gräfin erklären. Nicht so, mein Lieb?"

Sie nickte freudig.

Durch die Waldstille stiegen sie Hand in Hand hinab. Eine Drossel sang im Gezweig. Eichhörnchen huschten auf und jagten sich den Stamm hinan. Der Insektenlärm ringsum verklang wie ferne Orgeltöne. In der Tiefe des Waldes klopfte der Specht.

„Mir ist, als ginge ich durch lauter Glück und Frieden," sagte Renate dahinschreitend, „durch lauter Blühen und Werden — als ginge mein Frühling neben mir."

Er drückte ihre Hand. „Ich höre Stimmen —"

Eine Herrengesellschaft, vom Dampfer kommend, besuchte den Aussichtspunkt. Ihre Gestalten zeigten sich schon an der unteren Biegung des Weges.

„Mir war es," flüsterte Renate mit reizendem Erröten, „als gäbe es weiter niemand hier als dich und mich."

„Genau so war es mir auch."

Noch ein paar Schritte, und die Touristen kamen

ihnen entgegen, in munteres Gespräch vertieft, nur mit sich selbst beschäftigt.

Renate — der Weg war schmal — vorantretend, zu wunderbar schön in diesem Augenblick, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen, sah, noch das Liebeslächeln auf den Lippen, flüchtig zur Seite.

In demselben Moment ging es ihr wie eine Dolchspitze durch das Herz, eine vergiftete Spitze, die alles in ihr lähmte, was gejauchzt hatte, die ihr den Atem beklemmte, daß jede Farbe aus dem Gesicht wich, die ihr ein Gefühl verursachte, als klaffe der Boden plötzlich zu ihren Füßen auf, und alles, alles versänke in einer schwarzen Kluft.

Sie hatte den Staatsanwalt erkannt, der die Haussuchung verfügte, zu dem sie gegangen war in ihrer tiefsten Schmach.

Sie hatte ihn erkannt — und er sie.

Doch ging er an ihr vorüber, als hätte er sie nie gesehen.

Einen Moment versagten ihr die Füße den Dienst. Ein Blitz aus heiterem Himmel war auf sie niedergefahren.

„Hast du dir wehgetan?“ fragte Saldorf, ihr Zaudern bemerkend.

Sie nickte. Eine Welt des Glückes brach über ihr zusammen. Ob ihr das wehtat!

„Nimm meinen Arm, mein Lieb!“

Sie zeigte auf die Scharen Kommender. Ihre Zähne schlugen wie im Fieber aneinander. Sie konnte nicht sprechen.

„Was denn nur?“ fragte er lächelnd. „Bist du nicht meine Braut?“

Bei dieser Frage war es ihr, als erstarre das Blut in ihren Adern. Es fror sie trotz der Schwüle bis ins Mark.

Nur fort von ihm! Allein sein und zum Bewußtsein dessen kommen, was sie im Liebeswahn für möglich gehalten, und was doch für immer unmöglich war!

„Die gute Gräfin wird Augen machen,“ sagte er scherzend. „Meinst du nicht?“

„Ich glaube — ja.“

Sie wußte kaum, was sie sprach.

Die Szene stand wieder lebendig vor ihren Augen: der Staatsanwalt und sie. Sie sah sich ins Zimmer treten, vom Übermaß des Erlittenen fast fühllos geworden. Sie hörte ihre Stimme. Ihre eigene Frage hörte sie, ob sie die Stadt verlassen dürfe. Dann sah sie sich davongehen, belastet mit dem schimpflichen Verdacht.

Vor dem Pensionshause war reges Leben. Eine Schar Kinder stob vorüber und auf den Spielplatz.

So gingen sie mit stummem Gruß auseinander.

Renate blieb stehen und sah ihm nach, wie er den langen Gang am Waldesrand zum Hauptgebäude hinabschritt. Ihr war es, als schwände ihr Leben mit ihm langsam dahin.

Sie sagte der Gräfin, daß sie sich unwohl fühle und um ein paar Stunden Ruhe bitten müsse, und ging auf ihr Zimmer.

Wie geistesabwesend starrte sie die Gegenstände darin an. Eine verirrte Hummel summte über ihre Stirn, sie merkte es nicht. Die Gesichter des Staatsanwalts und ihres Geliebten flossen in ihrem Gedächtnis zusammen — sie konnte sie nicht mehr auseinanderhalten. Darüber glaubte sie den Verstand zu verlieren vor Seelenangst.

Als draußen eine Tür zuschlug, schreckte sie wie erwachend auf.

Was jetzt?

Nun sie zurücksah in die Seligkeit der verflossenen Stunde an Saldorfs Seite, verstand sie sich nicht mehr. Vergessen hatte sie! — Vergaßen andere auch? Wahnsinn war es, das zu denken! Feigheit, davon zu schweigen!

Was anderes war ihr denn begegnet in der Person des Staatsanwalts, nach dem Verrat an Saldorfs gutem Glauben, als ihr verkörpertes Gewissen?

O, welche Qual, nun mit dem Geständnis vor ihn hinzutreten! So tief am Boden vor ihm zu liegen! Aus welcher Höhe sah er herab auf diesen Verdacht! Sie fühlte, daß Tränen, jahrelang eingesargte Tränen, in ihrer Brust zu wühlen begannen. Bis zur Kehle herauf stiegen sie wie heiße Tropfen und dörrten ihren Atem, aber über ihre Wimpern kam keine geflossen.

Endlich stand das Unabänderliche fest in ihrer Seele. Die ersten Schriftzüge mißlangen der zitternden Hand, dann ward sie ruhiger und schrieb:

„Ich komme heute nicht zu Tisch. Sprich keinesfalls mit der Gräfin. Um drei Uhr sei auf der Hochfluh."

Sie adressierte das Billett und klingelte dem Zimmermädchen und bat, es dem Herrn Oberst persönlich zu überreichen.

Die Gräfin, welche ihre Siesta um diese Zeit im Liegestuhl „Unter den Eschen" zu halten pflegte, hatte bei Tisch auf Saldorfs Frage nur geantwortet, daß Fräulein Mildner mit starken Kopfschmerzen zu kämpfen scheine, was bei der Schwüle nicht zu verwundern sei.

Auf das höchste beunruhigt und ganz unfähig, einen Schluß aus dieser Wandlung zu ziehen, schlug der Oberst zur bestimmten Zeit den Weg nach der einsamen Hochfluh ein.

Kleinliche Bedenken, das wußte er, waren von Renate nicht zu erwarten. Was aber in dieser kurzen Frist sich zwischen sie und ihn gedrängt, lauerte wie ein Rätsel im Hintergrund. Er konnte es nicht einmal ahnen.

Zu dieser Stunde brütete auch in den schattigen Wegen die Nachmittagsglut. Ein starker Harz- und Tannenduft schwebte über dem Abhang. In diese traumhafte Stille rauschte auch der ferne Fall nicht mehr.

Saldorf schritt rascher aus. Nun erreichte er die Wiese — und jetzt zur Rechten, auf der Höhe, gewahrte er ein weißes Kleid.

Sie sah ihn nicht kommen. Als sie ihn hörte, seine Stimme, die ihren Namen rief, schlug sie die Hände vor ihr Gesicht.

Schon war er bei ihr. „Renate —"

Er faßte ihre Hände, sie zu küssen.

Sie riß sich los. „Laß! Laß! Du weißt nicht —"

Er zog sie trotz ihres Sträubens in die Arme. „Was weiß ich nicht, Renate? Daß ich dich liebe, das weiß ich. Und mehr brauche ich an deiner Seite nicht zu wissen. Was quälst du dich und mich?"

Sie rang sich zur Fassung durch. Vielleicht war sie nie so schön gewesen als in dieser lieblichen Blässe, mit welcher sie im tiefsten Schmerz zu ihm aufsah. „Vergib! — Ich habe dich getäuscht —"

Sie sagte es wie ein Hauch, doch war dieser Hauch stark genug, ihm eine finstere Falte auf die Stirn zu bannen.

Er ließ ihre Rechte aus der seinen gleiten. „Getäuscht, Renate? Mit deiner Vergangenheit?"

Es ward ihm bange ums Herz, daß er auf diese Lösung nicht verfallen war. Nun stand sie vor ihm und verhöhnte Zuversicht und guten Glauben.

„Auf deine Wahrheitsliebe darf ich mich also jetzt verlassen,“ sagte er, verschärft durch die bittere Enttäuschung, welche er empfand, „wenn ich es zuvor nicht konnte?“

Sie starrte ihn einen Moment fassungslos an. Vor ihr stieg das Bild der sterbenden Mutter auf, die diesem verhängnisvollen Irrtum klaglos erlag — und der Bann ihrer Zunge löste sich.

Mit ineinandergepreßten Händen, das Antlitz tief darüber geneigt, sprach sie — sprach von der unseligen Stunde im Damentee, wo ein Juwel allgemeine Bewunderung erregte, ein Diamant, den sie nie so schön gesehen und mit Entzücken betrachtete, sprach von dem Entsetzen, das sie durchfuhr, als dieses Kleinod vermißt und gesucht ward, sprach von ihrem Zaudern, die Tasche umzuwenden —

Ihr Atem, stockend erst, gab nun die Worte in leidenschaftlicher Hast her. Nur das eine ruhte zu schwer und tief in ihrem Herzen, um über die Lippen zu strömen: der Name Richard Lepsius. So tief gedemütigt sie vor Jürgen Saldorf stand, mit dieser Beichte hatte der Name des Unwürdigen, der ihre Liebe verraten, nichts zu schaffen.

„Es gab einen Elenden,“ sagte sie mit zitterndem Überstürzen, ihre gefalteten Hände gegen die Lippen drückend, „der sich in mein Herz geschlichen hatte und mich dann wie ein Feigling verließ. Sein Bild trug ich in der Tasche in jener unseligen Stunde. Noch hatte ich kein Recht, es öffentlich zu zeigen, da forderte man von mir, den Inhalt meiner Tasche auf den Tisch zu breiten —“

Sie fühlte ihr Herz wie einen Hammer in sich schlagen, als wollte es ihr die Brust zersprengen, aber sie stieß die Worte nur um so schneller hervor.

„Ich war so rasch nicht fähig, einen Entschluß zu fassen, nicht fähig, mein Erschrecken zu verbergen. Und als ich merkte, was ich mir damit Ungeheures angetan, als ich die spöttischen Blicke ringsum sah, da war ich zu stolz —“

Ihre Hände bebten wie ihre Lippen, doch sprach sie unaufhaltsam fort, um die unerträgliche Qual sich von der Seele zu schaffen.

„Sie sollten nicht sehen, daß ihr Verdacht mich fast wahnsinnig machte vor Scham. Was mir den Mut gab, aufrecht zu bleiben, zu schweigen — ich weiß es nicht. Der Diamant war fort, ist fort. Aber die Frau, die ihn verlor, sie hetzte meine Mutter in den Tod — und mich, mich —“

Sie konnte nicht anders, sie mußte laut aufschluchzen, sonst wäre sie erstickt vor Schmerz.

„Sie schickte die Gerichtsbeamten in unser Haus — Haussuchung haben sie gehalten. Am Grabe meiner Mutter war es mir gleichgültig, was noch geschah. Als ich dann das Bild des Elenden, der mich verriet und ungehört verließ, zu Asche verbrannte —“

Etwas Heißes, Hartes löste sich in ihrer Brust, quoll auf und brach ihre Stimme. Aber der fieberhafte Drang nach Wahrheit siegte auch darüber.

„Der Staatsanwalt, zu dem ich ging — ich wollte wissen, was mir bevorstand — derselbe Staatsanwalt ist hier. Er ging heute im Walde an uns vorüber — an meinem Gewissen. Ich hatte es im Glück vergessen, in meiner großen, großen Liebe —“

Der heiße Strom, der höher und höher zu ihren Lippen stieg, die langversargten Tränen, die lebendig wurden und hinausdrängten, brachen sich endlich Bahn. Renate schlug die Hände vor ihr Gesicht und weinte, weinte, als sollte sich ihr Leben in

diesen Tränen auflösen, weinte unersättlich glühende Tränen.

Saldorf hatte sie mit keinem Wort, mit keiner Bewegung unterbrochen. Je weiter sie ihn in ihr Verhängnis einführte, desto freier atmete er auf. Der hassenswerte Verdacht fiel. Was sie durch einen Unwürdigen schuldlos gelitten, war gebeichtet. Der Name dieses Elenden, den er verachtete von Grund der Seele, kümmerte ihn nicht.

„Renate," sagte er, voll tiefsten Mitgefühls auf die Geliebte blickend, die makellos in diesem Wust von Lüge und Verkettung dastand, „Renate, ich danke dir für dein Vertrauen. Das ist alles, was ich zu erwidern habe. Komm, lehne dich an mich und weine dich bei mir aus. So ist alles, wie es war und immer sein wird."

Seine ruhige und doch tiefbewegte Stimme riß sie hin. Sie faßte seine Hand und küßte sie, zog sie an ihr Herz, bedeckte sie mit Tränen und küßte sie wieder.

„Du bist besser, edler als alle —"

Er drückte ihre Wange an die seine. „Ich habe die Geschichte von dem verlorenen Diamanten schon gehört — von einer Frau v. Testarp."

Sie weinte fort. Das Herz tat ihr sehr weh.

„Ich unterschätze — das brauche ich dir nicht zu sagen," fuhr er fort, „den Wert des guten Leumunds nicht. Was aber den Wahnsinn der Behauptung anbetrifft, du hättest den Diamanten entwendet, so verachte ich diese Verleumdung. Wie heißt die Frau, die ihn verlor und dich ins Unglück stieß? Ich werde ihr das Ding ersetzen."

„Charlotte Kleber," sagte Renate, ohne seine Rechte freizugeben.

Er stieß einen Ruf der Überraschung aus. „Kleber? Groß, stark und — unsagbar gewöhnlich?“ Er lachte bitter auf. „Da brauchtest du dich nicht zu wundern, Renate! Dieses Weib —“

„Du kennst sie?“ fragte Renate erschreckt.

„Ob ich sie kenne!“ sagte er finster. „Sie ist die Schwester meiner verstorbenen Frau und — dieser so unähnlich wie du ihr selbst bist. Das würde sie bis in ihre letzte Stunde beglücken, mich in dir getroffen zu haben, weil ich sie selbst nicht zur Nachfolgerin der Verstorbenen machen wollte.“

Sie lehnte noch immer an ihm in selbstvergessener Seligkeit und lauschte dem Klang seiner Stimme, der Balsam auf die frischblutenden Wunden ihres Herzens legte.

„Zu denken, daß du um dieses Weibes willen gelitten hast!“ sagte er finster. „Um ein Ding, das ich mit ein paar tausend Mark bezahlen kann, das seinen Wert verloren hatte, sobald sie es im Ohr trug!“ fügte er verächtlich hinzu. „Und Frau v. Testarp hat es auch geglaubt?“

„Sie wagte es, mir zu sagen, ich möchte gestehen —“ Ihre Tränen flossen von neuem. Sie erschütterten ihren ganzen Körper.

„Wäre ich an deiner Stelle gewesen, Renate,“ sagte er, sie an sich drückend, „ich hätte den Spieß umgedreht und Frau v. Testarp samt ihrer Kleber wegen verleumderischer Beleidigung verklagt. Du warst zu befangen, mein Lieb, du hattest, wie deine Mutter, den Kopf verloren.“

„Ich weiß es nicht mehr,“ flüsterte sie, trotz ihres Schmerzes um eine schwere Last erleichtert. „Wir waren wie zerschmettert —“

„Die Sache hat nun ein Ende,“ sagte er entschlossen.

Sie zuckte zusammen. Es glitt wie ein Eishauch über ihr Herz, nun sie sich langsam aus seinen Armen aufrichtete. „Das hat sie!“ Ihre feuchten Augen hafteten mit unaussprechlicher Liebe an ihm, während sie von ihm zurücktrat. „Du weißt nun alles. Die Stunde, von der ich glaubte, ich könnte sie nicht überleben, wird nun die glücklichste sein in meiner Erinnerung. Laß sie mich dir noch einmal danken.“

Von innerstem Drange beseelt, eilte sie auf ihn zu, umschlang noch einmal seinen Hals und küßte ihn mit zitternden Lippen.

Sich seinen Händen entziehend, wich sie dann ebenso hastig zurück. „Du hast an mich geglaubt — das nehme ich mit mir.“

Er verstand sie nur zu wohl. „Niemals, Renate!“ sagte er, von neuem die Arme nach ihr ausstreckend.

„Doch!“ Der Kampf war ausgekämpft. Der Weg, den sie zu gehen hatte, lag unabweisbar vor ihr. Nicht Sehnsucht, noch Überredung konnten sie darüber täuschen.

„Du denkst zu gut von mir,“ sagte sie mit sanfter Festigkeit, immer freier den Blick zu ihm erhebend, „zu gut, als daß du glauben könntest, ich nähme solches Opfer an. Du weißt auch, daß ich dich viel, viel zu lieb habe, um mit meinem Dasein einen Schatten auf dein Leben zu werfen.“

„Wer spricht von Schatten, Renate!“ rief er. „Ich werde sie zu verteilen wissen.“

„Das wirst du nicht können. Solange der Diamant nicht gefunden ist, so lange bin ich“ — sie bezwang die leidenschaftliche Aufwallung — „in den Augen jener Leute die Diebin, die —“

„Das ist ja Wahnsinn, Renate! Du marterst dich selbst mit solchen Vorstellungen.“

„Du kannst deine Überzeugung keinem aufdrängen," sagte sie, den Schmerz in seinen Zügen mit tiefstem Weh in sich aufnehmend. „Du kannst keinen Beweis erbringen, daß mir unrecht geschehen ist. Und kannst du das nicht, so bin ich deiner nicht würdig in den Augen der Welt."

Sie hatte sich, unsicher und schwankend zuerst, zu unerschütterlicher Festigkeit durchgerungen.

„Die Frau, der du deinen Namen gibst, muß so rein dastehen, wie du selbst über Verdacht und Verleumdung stehst. Es darf kein Flecken an ihr haften, der dir zum Vorwurf gemacht werden könnte."

„Laß das meine Sache sein, Renate," fiel er hastig ein, wenngleich gegen seinen Willen ihre hochherzige Anschauung achtend. „Du zweifelst jetzt meine Rechte an."

„Wenn ich deine Frau geworden wäre," sagte sie tief aufatmend, „und alles Glück wäre über uns gekommen, so brauchte nur einer, es sei, wer es wolle, auf den Flecken in meiner Vergangenheit anzuspielen —"

„Er würde es nicht ungestraft tun, Renate — mein Wort darauf!"

Sie preßte die Hände zusammen. „Dein Leben, dein teures, von mir so heiß geliebtes Leben vielleicht opfern für mich? Und ich ewig zitternd neben dir, ein ewiger Vorwurf für mich selbst, wartend, fürchtend, daß jemand aus jener Stadt auftaucht und dir die Waffe in die Hand drückt!" Der Farbenwechsel ihres Gesichts vollzog sich immer rascher, immer schmerzlicher. „Und wenn das Schrecklichste geschehen wäre, was sollte dann aus mir und meinem Gewissen werden? Wenn ich dich verloren hätte — um meinetwillen? Nein, nein, ich kann es nicht ausdenken!"

„Deine Liebe, Renate, deine große Liebe und

die meine, Renate, werden über alle Vorurteile siegen," sagte er tief erschüttert.

„Weil ich dich über alles liebe," flüsterte sie, die Hände ausstreckend, „muß ich tun, was ich tue. Es könnte doch sein," fuhr sie rascher fort, „möglich wäre es doch, daß deine Vorgesetzten, daß deine Stellung — Und ich und immer ich die Schuld und Ursache! Eher sterben, als dich unglücklich sehen!"

„Ich könnte es nie sein an deiner Seite," sagte er, ihre Hände mit Küssen bedeckend. „Laß es darauf ankommen. Du beschwörst Gefahren —"

„Sie sind da, überall, sobald ich deinen Namen trage. Und dann, dann ist es zu spät — vielleicht schon vorher. Jene Frau, von der du sagst, sie —"

„Sprich nicht von ihr!" rief er, in Zorn auffahrend.

„Ich nicht — aber sie, sie würde von mir sprechen. Sie würde mich doppelt hassen. Und sie kennt keine Schonung. Ich weiß, sie würde nicht davor zurückscheuen, deinen Vorgesetzten Kenntnis von dem Vorgefallenen zu geben. Und was wolltest du denn anderes sagen, als daß sie recht hat mit dem auf mir ruhenden Verdacht? Nein, ich kann deine Frau nicht werden, Geliebter!"

„Und weißt du denn, was du uns antust mit deiner Weigerung, Renate?"

Seine Stimme klang schmerzdurchbebt. Er fühlte, daß ihr Entschluß unüberwindlich war. Und ob er sie um dieser Entsagungskraft und dieser Charaktergröße willen auch doppelt so hoch achtete, seine Liebe lag wie zerschmettert am Boden.

Sie nickte stumm.

„Du weißt es also? Wir entsagen dem Glück, der Hoffnung —"

„Wir vergessen uns nicht," flüsterte sie.

„Und gehen auseinander — wir, die wir für immer zusammenbleiben sollten. Willst du das, Renate?“

„Es muß sein —“

Er gab ihre Hände frei. „Ich gebe dir jetzt nach, weil du es willst. Was ich mir vorbehalte, ist mein Recht. Versprich mir eines, ehe wir scheiden: laß keine Versuchung wieder an dich herantreten, ein Ende zu machen. Es ist die letzte Bitte dessen, der dich liebt, der dich immer lieben wird, Renate!“

Er streckte ihr auffordernd die Hand entgegen.

Sie legte die ihre hinein. „Ich verspreche es.“

„So gehe ich jetzt,“ sagte er. „Lebe wohl, Renate! Ich gehe, weil du es willst.“

Sie zitterte in unaussprechlichem Schmerz. Dann wandte sie sich zur Seite gegen den See, um ihn nicht verschwinden zu sehen.

Saldorfs Blick umfaßte ihre Gestalt noch einmal mit tiefster Innigkeit. Unter dem flimmernden Sonnenglast, der die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte, durch den schirmenden Waldfrieden schritt er in tiefe Gedanken versunken heimwärts.

Wie schwer auch sein Hoffen vernichtet war und wie verdüstert die Zukunft vor ihm lag, es schwebte über diesem allem ein sänftigender Hauch, der Bitterkeit oder Groll nicht aufkommen ließ. So hoch hatte diese Stunde Renate noch über seine bisherige Wertschätzung erhoben, daß die Gewißheit, von ihr geliebt zu werden, sein Herz vor jeder minderwertigen Regung bewahrte. Sein Diener kam ihm in der Halle entgegen. „Ein Brief, Herr Oberst!“

Saldorf nahm ihn, las die Aufschrift und steckte ihn in die Brusttasche. „Packen Sie die Koffer. Wir fahren mit dem nächsten Dampfer nach Brienz und weiter nach Luzern. Ich komme herauf, sobald ich der Gräfin

Stadelburg adieu gesagt habe. Begleichen Sie inzwischen die Rechnung im Bureau."

Er reichte ihm eine Banknote und ging die Verandatreppe wieder hinab, an dem kaffeetrinkenden Nachmittagspublikum vorüber, dem Platz „Unter den Eschen" zu.

Die Gräfin ruhte noch bequem mit ihrem französischen Roman im Liegestuhl, als Saldorf zu ihr trat.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Ausgeschlafen? Sie sehen ja fuchsmunter aus, ordentlich blankgeputzte Augen haben Sie, lieber Oberst."

Er verneigte sich. „Ich komme leider, um Abschied zu nehmen, gnädige Gräfin. Ein Brief ruft mich heute nach Luzern."

„Schade! Wenn es in einigen Tagen gewesen wäre, hätte ich weniger dagegen gehabt. Ich will es nun auch mal mit Interlaken versuchen."

„Es muß sein."

„Na, was muß — das muß." Ihr Äpfelchengesicht lächelte ihn freundlich an. „Dann haben Sie also Dank für Ihre Ritterdienste. Auf Wiedersehen, mein lieber Oberst!"

Er drückte seine Lippen leicht auf ihre Rechte. „Darf ich bitten, einen Gruß von mir an Fräulein Mildner zu bestellen?"

„Gern. Ich denke, sie wird mit ihrem Kopf nun wieder in Ordnung sein. Adieu, lieber Oberst — viel Vergnügen!" —

Saldorf setzte sich auf die menschenleere Veranda und öffnete den Brief. Er war von Richard.

„Lieber Jürgen, Du siehst, daß ich als Ehemann zu allerhand Tugenden komme, sogar zum Briefschreiben. Das wird Dein Herz hoffentlich rühren. — Wir waren eben glücklich von unserer Hochzeitsreise

in unserem Nestchen angelangt und nähten sozusagen die letzte Quaste an die Tischdecke, als vorgestern meine Ernennung zum Rat unter gleichzeitiger Versetzung zur Regierung in Breslau eintraf. Wir werden nun also wieder für einige Zeit vereint leben, lieber Jürgen — unser Haus ist Dein Haus. Es ist dies für mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches, wie Du weißt. — Ulla ist ganz außer sich vor Freude. Sie macht die schönsten Winterpläne für uns alle drei. Meine Schwiegereltern, die nach meiner Ansicht etwas zu bestimmt auf den baldigen Oberpräsidenten rechnen, sind weniger erfreut über den Wechsel als wir. — Nun liegt mir noch eine Bitte auf dem Herzen, die auszusprechen mir in Anbetracht Deiner Großmut schwer fällt. Ich denke aber an Deine mir stets bewiesene Brüderlichkeit und an mein Dir gegebenes Versprechen, auch als Ehemann volles Vertrauen in Dich zu setzen. Wir haben nämlich auf der Hochzeitsreise etwas toll gewirtschaftet. Ulla war, wie junge Frauen nun einmal sind, im stande, mir jeden Wunsch abzulisten. Sie hat ja auch wenig bisher gehabt, und ihre Aussteuer war, darin hat sie recht, zu einfach. Sie kaufte also, ohne Rücksicht auf meine Börse, vieles ein, so daß jetzt für den Umzug diese Börse eine bedeutende Ebbe aufweist. Würdest Du Nachsicht mit uns haben und eine wohltätige Flut eintreten lassen? Ulla schwört auf Dich. Es wäre dies das erste und letzte Mal, lieber Jürgen, daß ich Deine Großmut mißbrauche. Heute tue ich es aus Not, gerupft wie ich bin. Von nun an regelrechte Wirtschaft, deren Augenzeuge Du sein wirst. Wir sind noch vierzehn Tage hier am Ort. Hoffentlich sehen wir uns noch vor dem Manöver, sonst — auf Wiedersehen im Herbst! Herzliche Grüße von Ulla. Dein treuer Bruder Richard."

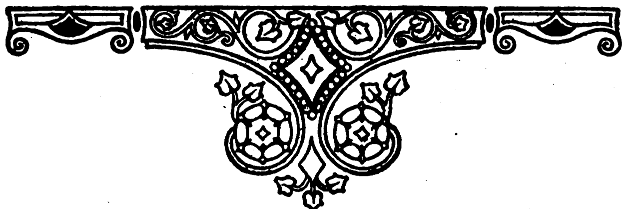
Saldorf überlas den Brief ein zweites Mal. Etwas darin mißfiel ihm, oder fiel ihm als ungewohnt auf. Es verschlug ihm ja wenig, die erbetene Hilfe zu leisten, aber die Forderung an sich gab ihm zu denken.

Richard hatte bisher nie, selbst nicht auf wiederholtes Anerbieten hin, etwas über den einmal ausgesetzten Etat angenommen, er hatte immer gut hausgehalten. Eine Forderung wie diese konnte er sich also nur schwer abgerungen haben. Und dann war noch etwas zwischen den Zeilen, etwas Unfreies, Gezwungenes, was der Sensitivität seines Wesens widersprach.

Saldorf faltete das Schreiben nachdenklich zusammen. Vielleicht mischte sich in dieses Urteil sein eigener Gemütszustand und beeinflußte es ungünstig. Er ging ins Lesezimmer, setzte sich ans Pult und schrieb die nötige Anweisung an seinen Bankier.

Mit dem nächsten Dampfer fuhr er nach Brienz.

(Fortsetzung folgt.)





Der besiegte Sieger.

Strandnovellette von W. Harb.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Im luftigen, reich ausgestatteten Speisesaal des großen Strandhotels war man beim letzten Gange angekommen. Ein Heer von Kellnern eilte geräuschlos auf leichten Sohlen an den blumengeschmückten Tischen entlang, köstliche Früchte und Eis servierend.

Das Publikum, das hier verkehrte, gehörte ausnahmslos zur allerbesten englischen Gesellschaft; in den heißen Sommermonaten pflegte sich namentlich die Londoner Hochfinanz in dem fashionablen Badeort am Gestade des Atlantischen Ozeans ein Stelldichein zu geben. Man sah aber auch die Träger glänzender Namen, Berühmtheiten des Tages, von denen die Zeitungen erzählten, Parlamentsmitglieder und Schriftsteller von Ruf.

Die Pracht der Kostüme, in denen die Damenwelt wetteiferte, ging weit über die Vorstellungen eines weniger begünstigten Sterblichen hinaus und entsprach den luxuriösen Gewohnheiten, in denen die Angehörigen des englischen Highlife zu leben pflegten. Überall duftige Gewebe reizvollsten Schnitts und geschmackvolle Farbenzusammenstellungen auf wunderbar schönen, graziös sich bewegenden Gestalten.

Durch die mächtigen Spiegelscheiben, welche von

der Decke fast bis zum Fußboden reichten und den Speisesaal nach der Seeseite abschlossen, schweifte das Auge über die weite, im Sonnenglanz erstrahlende Meeresfläche, deren Wellen sich unter einem fächelnden Luftzug leise kräuselten. Eine breite Treppe führte direkt zum Strande hinunter, auf dem sich Morgens und Abends ein buntfarbiges Bild des Badelebens entwickelte. Bis weit in die See hinein ragte das flache Gestade, das aus feinkörnigem Sande bestand, und überall standen Karren und Strandkörbe umher. Schattige Alleen, sauber gepflegte Anlagen und Promenaden zogen sich am Strande hinab; für jeden Komfort verwöhnter Millionäre war gesorgt.

Natürlich stand auch der Sport hier mächtig in Blüte. Keine Art stärkender Bewegung war aber so beliebt als das Segeln. In einer geschützten Bucht lagen die zierlichen, buntbewimpelten Fahrzeuge, die nicht selten in scharfem Wettkampfe um die Palme miteinander rangen.

Am oberen Ende der mit Silbergeschirr bedeckten Tafel in der Mitte des Speisesaals saß eine besonders vornehme Gestalt, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, die typische Erscheinung eines Vollblutengländers. Sein hageres, kühn geschnittenes Gesicht war bartlos, seine Figur kräftig und elastisch, seine Hände waren weiß und wohlgepflegt. Auf der glatten Fläche seines Vorhemdes blinkte ein großer Diamant. Er war dabei, mit Sachkenntnis und Geschicklichkeit für seine Nachbarin eine Melone zu zerlegen. Dabei redete er angelegentlich auf die schöne, frische Blondine ein, die zu seiner Rechten saß.

Mrs. Taine war der „Star“ der Gesellschaft, ein in jeder Beziehung bevorzugtes Menschenkind, auf dem die Augen aller mit Bewunderung ruhten. Eine ent-

zückende Erscheinung war sie. Die große Gesellschaftstoilette, die sie für die Stunde des gemeinschaftlichen Mahles angelegt hatte, umschloß knapp ihren zarten Körper und brachte dessen Ebenmaß wundervoll zur Geltung. Das pikante Köpfchen mit dem geistvollen, lebensprühenden Gesicht und der Fülle des geschmeidig gewellten Haares war leicht zur Seite geneigt, damit ihr kein Wort ihres Nachbarn entgehe; die kirschroten Lippen waren halb geöffnet wie eine eben sich erschließende Knospe.

„Nein, meine verehrte Gnädige," klang halblaut das sonore Organ des aufmerksamen Ritters an ihrer Seite, „mit dem Kostüm, das Sie heute morgen zur Frühpromenade trugen, haben Sie alles geschlagen und machten jede neidische Freundin und Gegnerin verstummen. Dieser Schick, diese unnachahmliche Grazie, diese von höchstem Geschmack zeugende Zusammenstellung — es war sinnverwirrend und berauschend!"

Die schöne Frau runzelte leicht die Stirn und legte ihre Hand sanft auf seinen Arm. „Sie schmeicheln heute noch ärger als sonst, Mister Kennington," sagte sie mit einem Tonfall, dem man die Unzufriedenheit anmerkte, „der feurige Burgunder ist Ihnen zu Kopf gestiegen."

„Es ist nicht der Wein, Missis Taine," versetzte Kennington bedeutsam, „sondern Ihre Schönheit, die mich berauscht. Die Zeit, seit der ich das Glück habe, mit Ihnen und an Ihrer Seite hier verweilen zu dürfen, ist die schönste, aber auch die schwerste meines Lebens. Täglich in Ihrer Nähe zu atmen und den Duft Ihrer Schönheit zu trinken, und dabei wie ein Verschmachtender dastehen zu müssen, hungernd und dürstend nach der kleinsten Gunstbezeigung — das geht über

meine Kräfte. Edith, wie lange wollen Sie Ihr grausames Spiel mit mir treiben, Sie wissen doch, wie aufrichtig mein Herz Sie verehrt!"

Edith Taine wandte sich ernst, fast strafend an ihren feurigen Bewerber. „Wissen Sie, daß Ihnen solches Geseufze gar nicht steht, Mister Kennington? Überlassen Sie das den jungen und alten Gecken, die nichts weiter können, als verliebte Augen und Worte machen. Von Ihnen, dem hochfliegenden Geist, habe ich, offen gesagt, etwas ganz anderes erwartet. Groß, stark, männlich hab' ich Sie mir gedacht; aber Ihre Art entspricht leider nicht dem Bilde, das ich mir erträumte."

Robert Kennington nagte nervös an seiner Unterlippe. „Es ist wahr, Missis Taine, die Gegenwart einer schönen Frau kann uns Männer schwach machen. Aber stellen Sie mich auf die Probe, verlangen Sie von mir, was Sie wollen — ich hole Ihnen die Sterne vom Himmel herunter. Es ist mir heiliger Ernst mit den Gefühlen, die ich Ihnen zu Füßen lege."

Seine Hände zerdrückten eine Mandel, daß sie krachend aufsprang. Darin lagen eng aneinander geschmiegt zwei bräunliche glänzende Kerne, die er mit lächelnder Miene seiner Nachbarin bot. Einen Augenblick trafen sich die Augenpaare in einem tiefen Blick.

„Vielliebchen?" fragte er.

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff sie mit den schlanken Fingern einen der Mandelkerne und führte ihn zum Munde.

Allein auf halbem Wege ließ sie die Hand wieder sinken und hielt inne. „Greifen Sie hinein in den Reichtum Ihres Geistes und erfinden Sie einmal etwas Neues!" rief sie. „Die althergebrachten Verpflichtungen, die man beim Vielliebchenessen eingeht, sind abgedroschen. Sie langweilen mich, denn ich hasse alle

Schablone. Also frisch, mein Herr Ritter, strengen Sie Ihren Geist an!"

Das Temperament, das in diesem Weibe sich regte,



brachte Kenningtons Blut noch mehr in Wallung. Er hob sein Glas und ließ es leise an das ihre klingen. „Warum nicht das alte trauliche ‚Ich denke dran'?" sagte er leise und innig. „Es klingt so heimlich und umschließt

die zwei Seelen, die von derselben Frucht naschten, mit einem unsichtbaren Bande. Nun, wollen Sie?"

„Sie werden jetzt sogar zum elegischen Träumer," antwortete die schöne Witwe. „Ich weiß nicht, wie Sie so viele Sentimentalität mit dem kühnen Geist verbinden können, der Sie sonst in Ihren Unternehmungen auszeichnet. Realist und Idealist zugleich — Sie geben mir Rätsel auf, Mister Kennington."

Der Angeredete nickte. „Es ist so, wie Sie sagen, meine hochverehrte Edith. Mitten im Drang der Geschäfte, im Spiel mit den Gefahren und im Ringen mit den Strömungen einer kräftig pulsierenden Zeit überkommt mich oft eine weiche Stimmung. In meinen Adern fließt eben auch deutsches Blut; ich kann meine Abstammung nicht ganz verleugnen. Es ist mir, als höre ich von fern das Rauschen der deutschen Wälder."

„Phantast!" spottete sie leichthin. Aber er gefiel ihr; auch der Tropfen germanischer Mondscheinstimmung, der seinem Blute beigemengt war, sagte ihr zu.

„So will ich Ihnen einen Vorschlag machen, Mister Kennington. Zwar wird es Ihnen, wie ich Sie augenblicklich kenne, nicht leicht fallen, den Pakt, den Sie eingehen sollen, auch einzuhalten. Jedoch ich meine, die Größe der Aufgabe reizt den starken Geist. Hören Sie zu, was ich mir ausgedacht habe."

„Ich höre."

„Ich werde mit Ihnen also dies Vielliebchen essen, aber unter folgender Bedingung." Sie sprach beinahe feierlich und so ernst, daß er die schöne Witwe verdutzt anblickte. „Verloren hat derjenige Teil von uns beiden, der zuerst seinem Partner Schmeicheleien sagt oder von Liebe und Anbetung redet. Solche Dinge sollen zwischen uns streng verpönt sein. Da Sie

mir nun wohl glauben werden, wenn ich Ihnen versichere, daß es meinerseits keiner großen Anstrengung bedarf, den Pakt einzuhalten, so sind Sie allein auf die Probe gestellt, ob Sie gute Kameradschaft halten können ohne die ewigen Beteuerungen und Versicherungen. Schlagen Sie ein?"

Kennington sah sie erstaunt an. „Das ist in der Tat originell. Ihrem Erfindungsgeiste meine —"

„Halt! Da sind Sie bereits wieder im flottesten Fahrwasser! Ich wette, daß Sie mit Glanz verlieren werden. Die Herren der Schöpfung maßen sich Stärke und Überlegung über das schwache Geschlecht an und können doch nicht einmal ihre Zunge im Zaum halten, daß sie nicht von honigsüßen Reden überfließt. — Aber jetzt ohne Scherz, Mister Kennington. — Wissen Sie, weshalb ich Sie so herausfordere? Ich möchte Sie kennen lernen, wie Sie in Wirklichkeit sind. Ich möchte von dem Geist und dem Wissen, das man Ihnen nachrühmt, einen Hauch verspüren. Glauben Sie nicht, daß verständige Frauen einen größeren Reiz darin finden, mit einem klugen und bedeutenden Manne gehaltvolle Rede zu tauschen, als sich mit faden Süßigkeiten füttern zu lassen?"

Ihre Worte reizten ihn. „Grausam ist es doch, Edith," konnte er sich aber nicht enthalten zu sagen, „daß Sie mich zwingen, meine Gefühle selbstquälerisch in meinem Inneren zu verschließen. Aber sei's drum; ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß ich kann, was ich will. Nur noch einmal lassen Sie mich Ihnen sagen, bevor meinem Munde ein Schloß vorgehängt wird, wie sehr ich Sie —"

„Wo bleibt Ihre Konsequenz und Festigkeit, mein Herr? Nichts da, es gilt schon jetzt. Und ich vertraue Ihrem Manneswort, daß Sie es ernst nehmen

werden mit unserer Abmachung. Ein leichter Sieg würde mir keine Freude machen."

„Ihr Sieg? Sie sind sehr sicher, Edith. Nun denn, von nun ab werden Sie aus meinem Munde kein Wort von Liebe und Verehrung mehr hören. Aber meinen Blicken werden Sie nicht wehren können."

„Ein rechter Mann hält sich auch da in der Gewalt. Die Zukunft wird's ja lehren, ob Ihre Kraft ausreicht."

„Sie reicht so lange, bis Sie selber das Gelübde brechen!"

„Ich?" Edith Taine brach in ein helles Lachen aus.

„Und besiegt sind!" Er sprach auf einmal mit entschlossener Festigkeit.

Dann führten sie beide, indem sie sich unverwandt anblickten, den glänzenden Kern zum Munde.

— — — — — — — — — — — — — —

Stuhlrücken, Verbeugungen links und rechts. Die auserlesene Gesellschaft zog sich teils in die Gemächer zurück, teils ging sie zur Strandpromenade hinab.

Edith Taine, welche die rauschende Schleppe ihres spitzenbesetzten Kleides achtlos über den weißen feuchten Sandboden schleifen ließ und sich ein leichtes Tuch über die Schultern geworfen hatte, sah sich sofort von einer Schar jüngerer und älterer Lebemänner umringt. Die gesamte Männerwelt wetteiferte, der schönen und reichen Witwe ihre Huldigungen zu Füßen zu legen.

Edith war zweiundzwanzig Jahre alt. Sie hatte sich sehr jung vermählt mit einem unermeßlich reichen Minenbesitzer, der sie schon nach einem Jahre zur Witwe machte. Ob es Liebe gewesen war, welche Edith zu ihrer ersten Heirat bewogen hatte, vermochte niemand zu sagen. Jedenfalls war die nun zu voller Schönheit erblühte Frau nicht geneigt, dem früh verstorbenen Gatten ein ganzes Leben

lang nachzutrauern; sie sprühte vor Lebenslust und Daseinsfreude, und jedermann war überzeugt, daß sie binnen kurzem aufs neue ihre Unabhängigkeit aufgeben und unter den Sprossen der Geld- oder Beamtenaristokratie einen anderen Gatten wählen werde. Wer aber dieser Glückliche sein werde, der mit der Hand des entzückenden Weibes ihre Reichtümer einst mit erhalte, das war noch keineswegs entschieden. Denn Edith behandelte alle Bewerber, die sich mit deutlichen Absichten an sie herandrängten, mit den wechselnden Launen einer souveränen Herrscherin; sie ließ ihren Angriffen gegenüber alle Minen weiblicher Schlauheit und Koketterie springen, indem sie bald anziehend, bald abstoßend die Herzen ihrer Verehrer immer wieder aufs neue entflammte. Zwar gewann es den Anschein, als ob Robert Kennington einen Vorsprung vor den übrigen Trabanten gewonnen habe, doch auch dieser vermochte bisher sich keiner anderen Gunstbezeigung seitens der begehrten Frau zu rühmen, als daß sie ihm gestattete, ihr Fächer und Handschuhe nachzutragen und ihr den Schal um die Schultern zu legen. Als Lohn für seine Ritterdienste hatte er nie mehr als einen anerkennenden Blick aus den rätselhaften Sphinxaugen erhalten.

Als die junge Schönheit mit dem Trupp ihrer Verehrer sich im eifrigsten Wortgefechte befand, als die Pfeile hin und her flogen, und jeder sich bemühte, Ediths Aufmerksamkeit zu erregen, mußte Robert Kennington beiseite stehen, ohne sich an dem Ringen um ihre Gunst zu beteiligen. Sein Pakt verbot ihm das. Mit kaum verhehltem Ingrimm nahm er wahr, wie die Schmeicheleien von allen Seiten auf die junge Witwe herabregneten. Besonders der stattliche Major Percy, der ihm als der am meisten zu fürchtende Nebenbuhler

erschien, trieb es gar zu arg. Kennington wurde in seiner erzwungenen Passivität nur ab und zu durch einen belustigten Blick entschädigt, den er aus den Augen seiner Dame auffing.

„Wie fade!“ dachte Robert. „Alle diese Menschen



reden im Grunde doch kein einziges vernünftiges Wort. Jeder überbietet den anderen an blühendem Unsinn, abgeschmackten Komplimenten und verrückten Schwärmereien. — Bin ich aber nicht auch so gewesen?“ überkam es ihn dann plötzlich. „Hat mein Geist in ihrer Nähe auch nichts anderes hervorzubringen gewußt als diese Torheiten? Und kann ein Weib wie Edith wirklich darin Genüge und Befriedigung finden?“

Diese Selbstprüfung trieb ihn aus seiner anfänglichen Eifersucht in den Ärger über sich selbst. Edith hatte recht. So wie er sich ihr gegenüber bis zu dieser Stunde gezeigt hatte, konnte er ihr unmöglich gefallen. Es war ihm nun unbegreiflich, warum er nie versucht hatte, ein gehaltvolleres ernstes Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Warum hatte er nie die Seele gesucht, die hinter der schimmernden Hülle ein ihm noch gänzlich verschlossenes Dasein führte? Wie konnte er in die Torheit so mancher Männer verfallen, die mit den Häßlichen und Unbegehrten geistreiche und tiefe Gespräche führen, während sie den Schönen gegenüber sich in den faden Abgeschmacktheiten galanter Courmacher verlieren?

— — — — — — — — — — — — — —

Bei der nächsten Gelegenheit, die zum ungestörten Zusammensein mit Edith führte, schlug Kennington andere Töne an und fand zu seiner Überraschung, daß Edith wohl belesen und bewandert war. Sie besaß eine leichte Fassungsgabe, ein gutes Gedächtnis und ein treffendes Urteil. Es war eine Lust, mit ihr die Ansichten zu tauschen über die großen Fragen der Gegenwart, über Bücher, die sie beide gelesen, über Gegenden, die sie beide besucht hatten. Edith hatte nicht nur Geist, sondern auch Gemüt. Sie war grundverschieden von jenen Damen der Mode, deren Bildung nur ein äußerer Firnis ist, die über tausend Dinge Richtiges zu sagen wissen, denen aber Tiefe und Verständnis für die wichtigsten und höchsten Fragen des Lebens in kläglicher Weise mangelt. Kenningtons Verehrung und Hochachtung für seine Begleiterin wuchs und wandelte sich durch diese Gespräche. Hatte er vordem nur den prächtigen Schmetterling in ihr bewundert, nur die wunderbare Hülle angestaunt, die dieser Frau

zu teil geworden war, so lernte er jetzt das schätzen, was das eigentliche Wesen eines Menschen ausmacht, den inneren Gehalt, die Seele.

Aber auch Edith war mit der Änderung in dem Benehmen ihres Partners wohl zufrieden. Heimlich bewunderte sie die scharfen Verstandes- und Geistesblitze, die der bedeutende Mann im Laufe der Rede ungesucht leuchten ließ; es war ihr, als lerne sie ihn jetzt erst von der Seite kennen, wie ihn die Welt kannte, in der er arbeitete und schuf. Ein reicher Geist schüttete seine Schätze im breiten Strome in ihren Schoß aus.

Sie sprach das auch offen aus, was sie dachte.

„Das Vielliebchen hat uns bisher nur Freude und Genuß verschafft," äußerte sie, „ so daß ich wünschen möchte, es käme nie zum Austrag. Ist es nicht viel unterhaltender und interessanter, einander Blicke tun zu lassen in die Geheimnisse der Seele, in die innerste Gedankenwelt, die uns bewegt? Ich für meinen Teil bin sehr zufrieden mit dem Tausch; und offen gesagt, ich bin auch überrascht, daß Sie es wirklich fertig gebracht haben, die Verabredung getreulich innezuhalten. Es ist nun schon der dritte Tag, und Sie haben nichts wieder von dem verlauten lassen, was sonst beständig in Ihrem Munde war."

„Sie haben recht, Edith," erwiderte er. „Mir ist dieser veränderte Verkehr mit Ihnen ebenfalls ein außerordentlicher Genuß. Ich darf Ihnen ja kein Kompliment machen, aber lassen Sie mich Ihnen wenigstens sagen, daß ich erstaunt bin, bei Ihnen so viel Sinn und Verständnis für Dinge zu finden, mit denen sich die Frauen im allgemeinen wenig zu beschäftigen pflegen. Mein Urteil über Sie ist in den letzten Tagen bedeutend anders geworden, oder vielmehr, ich habe jetzt überhaupt erst ein Urteil über Sie gewonnen."

„Man lernt sich wenig kennen bei den in der Gesellschaft üblichen oberflächlichen Unterhaltungen. Die Witzeleien und geistreich sein sollenden Bonmots, mit denen wir um uns zu werfen pflegen, gleichen einem schnell verpuffenden Raketenfeuerwerk, das keinen bleibenden Eindruck zurückläßt."

„Ihr Einfall war genial, Edith," sagte er und küßte ihr die Hand, eine Artigkeit, die sie ihm nicht weigerte.

In denselben Formen bewegte sich der Umgang der beiden über das gewöhnliche Maß hinaus veranlagten Menschen noch mehrere Tage, und mit jedem wuchs der Genuß, den sie davon hatten. Robert Kennington empfand darüber eine herzliche Freude; räumte sie ihm allein doch durch die Weise, in der sie mit ihm sich unterhielt, eine Ausnahmestellung, ein Vorrecht ein gegenüber allen anderen, die nicht müde wurden, Missis Taine in alter Art den Hof zu machen.

— — — — — — — — — — — — — —

Edith war eine leidenschaftliche Liebhaberin des Segelsports. Ja, noch mehr, sie war eine unbestrittene Meisterin auf diesem Gebiete und zeichnete sich bei allen Wettsegelfahrten in hervorragender Weise aus.

Sie besaß eine herrliche Rennjacht, ein schlankes, prächtiges Fahrzeug, das sie fast bei jedem günstigen Winde bestieg, um auf der leicht bewegten Fläche Fahrten in das blaue Meer hinaus zu machen. Mit Wonne sog sie die erfrischende, stärkende Seeluft in die sich weitenden Lungen ein, ihre Wangen röteten sich lebhafter, und ihre Augen blitzten klarer und unternehmungslustiger, wenn sie von einem solchen Ausfluge zurückkehrte. Das junge anmutige Weib in der kleidsamen Matrosentracht bot das Bild kraftvoller Gesundheit, wenn sie, die Segelleine fest in der ge-

übten Hand, ihre „Najade“ bestieg, und man riß sich um die Gunst sie auf ihren Fahrten begleiten zu dürfen.

Die „Najade“ war anerkannt das schnellste Segelboot am Platze. Diesen Ruf hatte sich der kleine Kutter in heißem Ringen und ehrlicher Arbeit erworben. Aus allen Konkurrenzen war das Schiff als Siegerin hervorgegangen. Wie ein Pfeil schoß es allen voraus und kam, von Ediths kundiger Hand geführt, immer als erstes durch das Ziel. Man machte die unerhörtesten Anstrengungen, das Boot zu schlagen, jedoch vergebens; bisher war es noch niemand gelungen, ihm den Rang abzulaufen. Ein Vermögen war schon in hitzigen Wetten für und gegen die „Najade“ umgesetzt worden.

An einem Ankerplatz abseits des Badestrandes, geschützt durch hohe Bäume, die ihre Wipfel in den Fluten widerspiegelten, lag friedlich neben vielen anderen eleganten Konkurrentinnen auch Ediths Lieblingsschiff. Lustig flatterten die Wimpel in der blauen Luft; leicht schaukelten die Wellen den zierlichen Bug, an dem die Goldbuchstaben weithin sichtbar waren. Die „Najade“ war soeben für eine neue Fahrt in stand gesetzt worden; die Segel klatschten, halb entfaltet, gegen den Mast. Edith wollte noch am Spätnachmittag eine Fahrt machen.

In ihrer Begleitung befanden sich außer Robert Kennington noch verschiedene Herren und Damen der Gesellschaft. Unter fröhlichen Scherzen bestieg man das Fahrzeug und nahm die Plätze ein, welche die Eigentümerin anwies. Robert saß am Steuer und betrachtete von dort aus mit heimlichem Entzücken die graziösen und behenden Bewegungen der gewandten Seglerin. Ein schweigsamer Diener, der jeden Wink seiner Herrin sofort verstand und befolgte, unterstützte sie in ihren Manövern.

Jetzt schoß die „Najade“ mit geblähten Segeln aus der Bucht hinaus in das offene Meer. Eine angenehme Brise wehte vom Lande her; ein paar schimmernde rosige Wölkchen, vom Glanz der scheidenden Sonne beleuchtet, schwammen hoch oben im Äther.

Das Schiff kreuzte einige Male längs des Strandes, wo viele Augen seinem Lauf folgten, dann ließ die Führerin es mit einer kühnen haarscharfen Wendung vor dem Winde mit voller Segelkraft in die Weite des Ozeans hinausstürmen, als gelte es eine Wettfahrt nach einem unbekannten Ziele.

Mit großem Interesse und eigener Sachkenntnis war Robert Kennington allen Absichten der Seglerin gefolgt; und als man sich endlich, von der zunehmenden Dunkelheit genötigt, zur Rückfahrt anschickte, hielt er mit seinem Urteil nicht zurück.

„Das Boot läuft ausgezeichnet,“ sagte er und bemerkte, wie Ediths strahlende Augen fröhlich in die seinen tauchten; „es gehorcht der leisesten Bewegung des Steuers, und die Segelfläche ist der Bauart und der Tragkraft wundervoll angepaßt. Jedoch —“

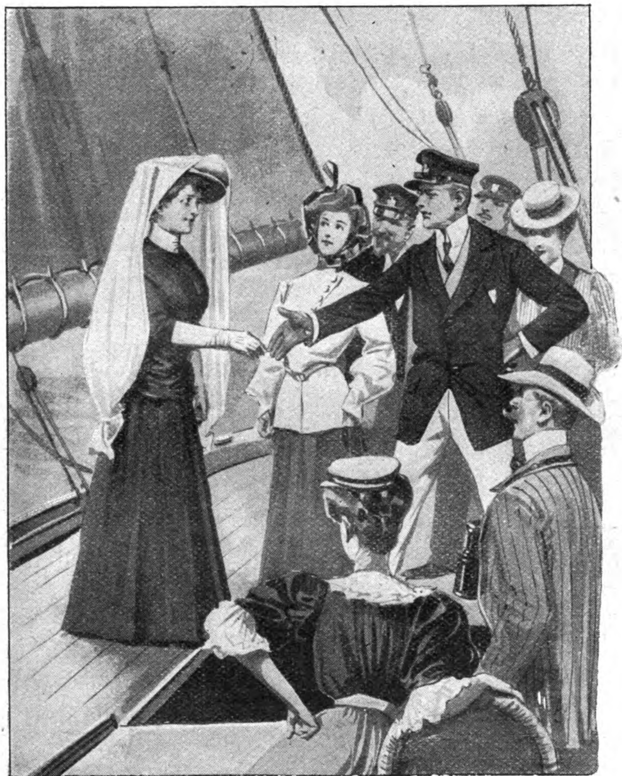
„Jedoch?“ fragte man allerseits verwundert. Noch niemand hatte an der „Najade“ etwas auszusetzen gewagt.

„Jedoch ich will gegen jedermann wetten, daß meine neue Rennjacht, die ich daheim habe bauen lassen, die ‚Najade‘ schlagen wird.“

Ein ungläubiges Staunen der übrigen begleitete diese Worte. „Oho, Mister Kennington!“ hieß es. „So haben andere auch schon geprahlt.“

„Nehmen Sie nur die Herausforderung an, Missis Taine,“ ermunterte der stramme Major Percy, der bei den Worten Kenningtons sein Fernglas, mit dem er die Küste abgesucht hatte, schnell absetzte und sofort die

Partei Ediths ergriff. „Mister Kennington muß Gelegenheit haben, seine kühne Behauptung zu beweisen. Meiner Meinung nach gibt es kein Schiff an unseren



Gestaden, das der ‚Najade‘ gewachsen wäre. Uns aber, schöne Frau, gewähren Sie durch die Erfüllung dieser Bitte die Aussicht auf ein reizvolles Vergnügen, bei dem wir Zuschauer sein dürfen.“

„Ach ja!“ tönten die Stimmen von allen Seiten.

„Die Ehre der ‚Najade‘ fordert es, daß Sie den Kampf annehmen, Missis Taine.“

„Halten Sie Ihre Behauptung aufrecht, Mister Kennington?“ fragte Edith.

„Ich pflege weder mit Worten groß zu tun noch einen Kampf zu scheuen,“ entgegnete dieser. „Die Herrschaften sind Zeugen unserer Abmachung. Ich werde das Boot hierher schaffen lassen, und ehe eine Woche vergeht, hoffe ich zuversichtlich, daß die Überlegenheit meines Schiffes glänzend erwiesen sein wird.“

„Es gilt,“ sagte Edith und schlug in seine ausgestreckte Hand. „Ich nehme an. Meine ‚Najade‘ wird auch dem neuesten Gegner gewachsen sein.“

Als sie ans Land stiegen, wandte sie sich an Robert mit der nur ihm verständlichen Bemerkung: „Das wäre nun unsere zweite Wette, Mister Kennington. Ich wüßte nicht zu sagen, welche von beiden Ihnen schwerer fallen möchte zu gewinnen?“

„Wer seinen Gegner unterschätzt, hat schon halb verloren,“ erwiderte Robert.

— — — — — — — — — — — — — —

Der bevorstehende Kampf der beiden Lustjachten wurde bald das Tagesgespräch. Obgleich noch niemand das neue Boot zu Gesicht bekommen hatte, schloß man doch schon Wetten auf dasselbe ab, und als es endlich anlangte, strömte alles zum Strande und prüfte mit kritischem Auge die Größenverhältnisse und die mutmaßliche Segeltüchtigkeit des Schiffes.

Edith Taine errötete lebhaft, als sie bemerkte, daß der Segler vorn am schön geschwungenen Bug ihren eigenen Namen trug. Aber sie sagte nichts und nahm die Neckereien und Anspielungen, die über diese Tatsache nicht ausblieben, mit anscheinendem Gleichmut hin. Im Grunde tat es aber ihrem Herzen wohl, daß

der Mann, der laut Abmachung seine Gefühle für sie in tiefster Brust verschließen mußte, in stummer, aber deutlicher Weise so seine Verehrung an den Tag legte.

Robert Kennington hielt sich nach wie vor in den gezogenen Grenzen. „Wann werden wir starten?“ fragte er eines Abends äußerlich gleichmütig. In Wahrheit brannte er darauf, den Kampf mit seiner schönen Gegnerin zum Austrag zu bringen.

„Wenn günstiges Wetter ist, schon morgen vormittag,“ war die Antwort.

„Gut. Und welches ist der Preis für den Sieger, Edith?“

„Was bedarf es eines Preises?“ entgegnete sie. „Ist es nicht Lohn genug, wenn es Ihnen gelingen sollte, meine ‚Najade‘ zu besiegen? Für mich wenigstens ist die schönste Belohnung die, zu wissen, daß die ‚Najade‘ wieder einen Lorbeer an ihren Wimpel heftet.“

„Sind Sie Ihrer Sache so sicher?“

„Vollkommen,“ versicherte sie.

„Nun denn, da Sie so unbesorgt sind um den Sieg, brauchen Sie auch keine Scheu zu haben, den höchsten Preis dem Gewinner auszusetzen, um seine Kräfte auf das äußerste anzuspornen.“

Sie antwortete nicht; in ihren Augen flimmerte es eigentümlich.

„Es ist ein eigen Ding, wenn man mit einer schönen Frau wettet,“ bemerkte Robert im Flüsterton. Er war ganz nahe zu ihr herangetreten, so daß sein Atem ihre Wange streifte. „Ich begehre auch keinen Preis gewöhnlicher Art. Edith, können Sie nicht erraten, welchen Preis ich meine?“

„Das wäre?“ fragte sie, ohne aufzusehen.

„Edith, unser Pakt schließt mir den Mund, sonst würde ich in diesem Augenblicke anders zu Ihnen reden.“

Eine verräterische Röte stieg langsam in ihren Wangen auf.

„Ich entbinde Sie für einen Augenblick dieses Paktes!“

Wie ein Jauchzer kam es aus dem Munde des Mannes. „Nun denn, mein Preis sei diese kleine Hand! Ich weiß es ja, Edith, daß Sie mir gut sind — ich weiß es, obgleich kein Wort von Liebe mehr zwischen uns gewechselt worden ist. Lassen Sie mich's Ihnen sagen, wie meine Liebe zu Ihnen seitdem gewachsen, vertieft, veredelt worden ist —“

„Halt, mein Freund!“ unterbrach sie. „Sie sind zu stürmisch. Das müssen Sie wissen, daß ich meine Hand und meine Zukunft nicht an eine Wette setze. Ich werde mich nur in voller Freiheit dem geben, den ich liebe. Überlassen Sie mir es, wenn Sie durchaus auf einem Preis bestehen, denselben zu bestimmen. Vielleicht —“

Wie ein Hauch kam das letzte Wort aus ihrem Munde.

„Edith —“

„Nicht weiter, Robert. Man könnte uns belauschen. Ich erkläre hiermit, daß unser Vielliebchenabkommen wieder Gültigkeit hat.“

„Wie Sie befehlen, meine Gnädige.“

„Noch eins, Mister Kennington. Wenn Sie unterliegen, was wird Ihre Buße sein? Sie begreifen, daß Ihre Aussichten nicht größer sein dürfen als die meinigen. Bestimmen Sie selbst Ihre Strafe.“

„Wenn ich unterliegen sollte, Edith, so werde ich mich aus Ihren Augen entfernen, um —“

„Nun?“

„Um eine neue Jacht zu bauen, die ihren Zweck vollkommener erfüllt.“

„Ich bin's zufrieden. Auf Wiedersehen morgen beim Kampfe!"

Kennington zog ihre Hand an seine Lippen und ging.

— — — — — — — — — — — — — —

Zur festgesetzten Stunde war der Strand von Zuschauern angefüllt. Es hatte sich bald wie ein Lauffeuer überall herumgesprochen, daß die schöne Frau Taine den Ruf ihrer Najade wieder einmal gegen einen Schnellsegler neuester Konstruktion verteidigen wolle. Mit Feldstechern und Fernrohren ausgerüstet hatte sich die Menge an besonders günstigen Orten postiert, von wo man die Strecke gut übersehen konnte. Die Meinungen waren geteilt, weitaus die Mehrzahl neigte aber der Ansicht zu, daß Frau Taines erprobtes Boot auch dieses Mal siegen werde.

Die beiden Schiffe lagen in Startlinie. Die Strecke, welche durchfahren werden sollte, war genau festgestellt, und das Ziel, das in weiter Entfernung, in Gestalt einer Fahne, auf einem fest verankerten Boot sichtbar war, grüßte flatternd herüber. Major Percy hatte als Sachverständiger und unparteiischer Richter in jenem Boot Platz genommen.

Nun ward das Signal gegeben, und die Schiffe entfalteten ihre Segel. In beiden Fahrzeugen befanden sich außer den Führern, Frau Taine und Kennington, nur noch je ein Helfer. Scharf zeichneten sich die Umrisse der zierlichen Segeljachten auf der blauen Meeresfläche ab. Die „Najade" zog durch den Schaum der hochaufspritzenden Flut wie ein weißer Schwan ihre Bahn; aber die kleine Hand, die die Leine hielt, zitterte doch merklich. Robert Kennington saß unbeweglich wie aus Erz gegossen an seinem Platze; nichts an ihm verriet die innere Erregung, in der er sich befand. Seine Augen folgten gespannt dem Laufe

der beiden Schiffe; hatte anfangs eine Bangigkeit seine Seele erfüllt, daß die „Edith“ doch der „Najade“ nicht gewachsen sein könnte, so zog bald Beruhigung über diesen Punkt in sein Herz ein. Er nickte befriedigt. Ganz unmerklich, aber stetig gewann sein Boot Raum.

„Du sollst mein werden,“ murmelten seine Lippen. „Durch deine Namensschwester werde ich dich besiegen!“

Edith hatte bald bemerkt, mit welchem Gegner sie es zu tun hatte. Der dunkle Rumpf der „Edith“, der in einiger Entfernung von ihr durch das Wasser glitt, drängte unaufhaltsam vorwärts. Eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich ihrer; sie wollte unter keinen Umständen unterliegen. Alle ihre Kunst wandte sie an, um wenigstens in der gleichen Höhe mit dem Boote ihres Gegners zu bleiben. Vergebens. Stetig wuchs der Zwischenraum zwischen beiden, und das Ziel rückte immer näher. Die stolze, bisher unbesiegte Lenkerin der „Najade“ mußte einsehen, daß Kennington das Spiel gewann.

Trotzig biß sie sich in die zarte Unterlippe; in ihren Augen standen Tränen des Zornes und Unmuts. Der Mann, der da vor ihr in der nächsten Viertelstunde das Ziel passieren würde, betrachtete sie gewiß schon als sein Besitztum, ebenso wie ihre Namensschwester, als den erworbenen Siegespreis, als rechtmäßig errungene Kampfesbeute. Aber trug sie nicht selbst schuld an dem Siegestaumel, der die Brust jenes Mannes desto stärker ergreifen mußte, je näher das Ziel winkte? Hatte sie nicht im Übermut und in der Gewißheit ihrer Überlegenheit ihm Zugeständnisse gemacht, sich selbst als lockenden Preis in verheißungsvollem Blick und leise geflüstertem Wort in Aussicht gestellt?

Nein — so durfte er nicht triumphieren! Gebeugt, gedemütigt kam sie sich vor, bezwungen von dem

eisernen Willen eines Mannes. In Freiheit sich verschenken, in jubelnder Lust sich geben — das konnte sie, das wollte sie — aber so? Niemals!

Indessen — liebte sie ihn denn nicht? War er ihr, nachdem sie Gelegenheit gefunden hatte, einen Blick zu tun in die Tiefen seines Charakters und den hohen Flug seiner Gedanken, nicht teurer geworden mit jedem neuen Tage? Ja, sprach ihr Inneres klar und deutlich. Sie wußte und empfand es mit einem starken beseligenden Gefühl, daß sie niemand als Robert Kennington sich zu eigen geben werde. Aber trotzdem wollte sie nicht unterliegen, kein Preis sein, den der übermütige Sieger mit rechthaberischer Faust an sich reißt.

Was sollte sie tun? Der Stolz und die Liebe kämpften in ihr miteinander. Wie sollte sie ihm gegenübertreten, und was würden die nächsten Minuten bringen?

Noch einmal wandte sie alle Kraft und Geschicklichkeit an, um die verlorene Strecke einzuholen.

„Es ist nicht möglich," sagte da ihr Begleiter im Boote achselzuckend.

Schon erkannte Edith deutlich Major Percys stattliche Gestalt hoch aufgerichtet auf seinem Preisrichterposten. Von den widersprechendsten Gefühlen gefoltert, sah das junge Weib Sekunde um Sekunde verrinnen, für sie Sekunden der Qual, für jenen Mann aber des Triumphes und der glühenden Hoffnung.

Da geschah etwas Unerwartetes.

Ein Fischerboot, das dem Strande zulief, befand sich in dem Zwischenraum, der die beiden Wettfahrer noch vom Ziel trennte. Es lavierte höchst ungeschickt, so daß die Gefahr bestand, die Schiffe könnten aneinanderfahren oder doch in ihrem Lauf gehindert und vom Kurs abgebracht werden.

Kennington rief den Insassen, einer Frau und einem Knaben, mit lauter Stimme zu, sie möchten beiseite fahren.

Aber sei es nun, daß man ihn nicht verstand, sei es, daß die Insassen mit Segel und Steuer nicht richtig umzugehen wußten, kurz — das fremde Boot machte so unzweckmäßige Bewegungen und manövrierte so schlecht, daß es bei einer Wendung von einem unvorhergesehenen Windstoß gepackt und zum Kentern gebracht wurde.

Die Frau, welche das Unglück verschuldet hatte, vermochte beim Auftauchen die Planken des umgeschlagenen Fahrzeugs zu erfassen und sich daran festzuhalten. Aber der Knabe war in den Wellen verschwunden.

Mit herzzerreißender Stimme jammerte die Mutter: „Mein Kind, mein Kind!“

Robert Kennington war keinen Augenblick im Zweifel, was er jetzt zu tun habe. Sobald der Kopf des Knaben in geringer Entfernung auftauchte, gab er seinem Diener den Befehl zum Beidrehen und warf sich selbst, da keine Zeit zu versäumen war, in die aufspritzenden Wellen.

Mit starken Stößen erreichte er das Kind und ergriff es an seiner Kleidung.*)

Es gelang ihm, den bewußtlosen Knaben in sein Boot zu schaffen, wo die weinende Mutter, die durch Roberts Begleiter bald aus ihrer Lage befreit wurde, ihn in Empfang nahm. Der vereinten Anstrengung der Retter wurde nach kurzen Minuten der Lohn, das Kind die Augen aufschlagen zu sehen.

Erschöpft lehnte Robert sich an den Bordrand.

---

*) Siehe das Titelbild.

Die „Najade“, die indessen ihren Lauf fortgesetzt hatte, war als erste durch das Ziel gegangen. Edith Taine hatte mit Verwunderung gesehen, wie Robert kurz vor dem Ziel beidrehte. Sie konnte aber von ihrem Standpunkt aus nicht erkennen, was die Ursache des auffälligen Verhaltens war. Was hatte das zu bedeuten? Ohne Grund gibt man einen solchen Sieg doch nicht aus der Hand?

Ihr Staunen wich aber der höchsten Bewunderung, als sie die Anstalten gewahrte, welche Robert und sein Begleiter zur Rettung der Schiffbrüchigen unternahmen. Mit liebendem Blick folgte sie jeder Bewegung des kühnen Schwimmers und jubelte auf in ihrem Herzen, als sie alle in der „Edith“ geborgen sah.

Leuchtenden Auges reichte sie Robert die Hand, als beide Schiffe mit schlaffen Segeln nebeneinander am Ziele lagen.

„Verloren!“ sagte Kennington ruhig und bestimmt.

„Nein, gewonnen!“ rief sie aus und drückte ihm die Hände im Übermaß des Gefühls. „Ich erkläre mich selbst für besiegt, Mister Kennington. Für den Zwischenfall konnten Sie nichts. Wäre das Boot Ihnen nicht in die Quere gekommen, Sie hätten mich mit Glanz geschlagen.“

„Und dennoch war es kein Sieg,“ behauptete er dagegen. „Sie können mit Fug und Recht mir den Siegerpreis weigern, den Sie für mich bestimmt haben.“

„Nein!“ erwiderte sie. „So urteile ich nicht. Ihr Schiff ist das schnellere, das hat sich während der Fahrt mit Klarheit herausgestellt. Die ‚Najade‘ muß vor Ihrer ‚Edith‘ die Segel streichen, sie hat ihren Meister gefunden.“

„Nun denn,“ antwortete Kennington mit einem feurigen Blick, „wenn Sie es selbst so bestimmen, so soll es auch so sein. Und ich denke, über den Preis werden wir jetzt auch bald einig werden.“

Mit diesen Worten schwang er sich, ohne ihre Erlaubnis zu erfragen, über die niedrige Bordwand zur „Najade“ hinüber, wie ein Sieger, der das feindliche Schiff entert.

„Fahren Sie weiter,“ rief er seinem Helfer zu, „und bringen Sie die Geretteten ins trockene Obdach. Ich mache mit der Dame noch eine kleine Rundfahrt. Ich bitte Sie herzlich, Missis Taine, schicken Sie auch Ihren Diener in mein Boot.“

„Aber Sie sind ganz durchnäßt!“ rief sie besorgt aus.

„Das tut mir nichts,“ meinte er. „Ich hülle mich in die wollenen Decken dort, die Sie mir wohl gütigst zur Verfügung stellen.“

„Es ist Unvernunft,“ wehrte sie, aber er beharrte bei seinem Vorhaben.

„Und wo bleibe ich?“ rief Major Percy von seinem verankerten Posten herüber. Man hatte ihn ganz vergessen. „Hier den Schiedsrichter spielen sollen, und nun gibt es nicht einmal etwas zu entscheiden. Wenn es streng nach dem Wortlaut der Abmachung geht, dann haben Sie verloren, Mister Kennington. Aber dennoch sind Sie eigentlich —“

„Das ist jetzt ganz gleich, lieber Major,“ rief Robert ihm fröhlich zu. „Bitte, tun Sie mir jetzt den Gefallen und benutzen Sie mein Boot auch zur Rückfahrt.“

Der Major fügte sich brummend und segelte an Bord der „Edith“ zurück. „Es scheint mir,“ dachte er bei sich, „daß es sich bei den beiden dort gar nicht im Ernst um den Kampf der Rennjacht gehandelt hat, es ist wohl wieder einmal der uralte Kampf zwischen Mann und



Weib, der nicht eher endet, als bis sie ein ganz anderes Ziel erreicht haben. Der Teufel mag bei solchen Dingen Unparteiischer sein!“

Er hatte recht, der gute Major, mit seiner philosophischen Ahnung.

— — — — — — — — — — — — — —

„Also ich habe gesiegt, Edith?“ fragte Kennington, als sie allein waren.

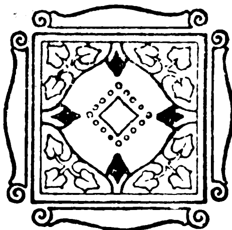
„Sie haben Sieg und Preis aufs Spiel gesetzt und willig aus der Hand gegeben, um ein Menschenleben zu retten. Sie sind ein Held, Robert, ein wahrhaft groß denkender und fühlender Mann. Sie haben sich meine ungeteilte Anerkennung und Bewunderung errungen. Ich will es Ihnen nicht weiter verbergen, was Sie lange ahnen und wissen, daß mein Herz Ihnen —“

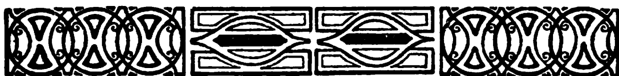
„Halt!“ rief er, indem er, ohne die Leine loszulassen, ihre Hand ergriff und sie zu sich heranzog, „nun haben Sie auch das Vielliebchen verloren. Sie werden sich erinnern, daß wir miteinander verabredeten, daß derjenige Teil Verlierer sein sollte, der dem anderen zuerst wieder von Liebe reden würde. Jetzt sind Sie besiegt. Ich halte ihn, den köstlichen Preis, und werde ihn nie und nimmer wieder fahren lassen.“

Wortlos hielten sich die beiden Glücklichen umschlungen hinter dem schützenden Segel.

„Sag mir, Geliebte, welches soll der Preis sein?“

„Ich selbst,“ erwiderte sie und reichte ihm die Hand, die er mit Küssen bedeckte.





Das »Schnauferl«.

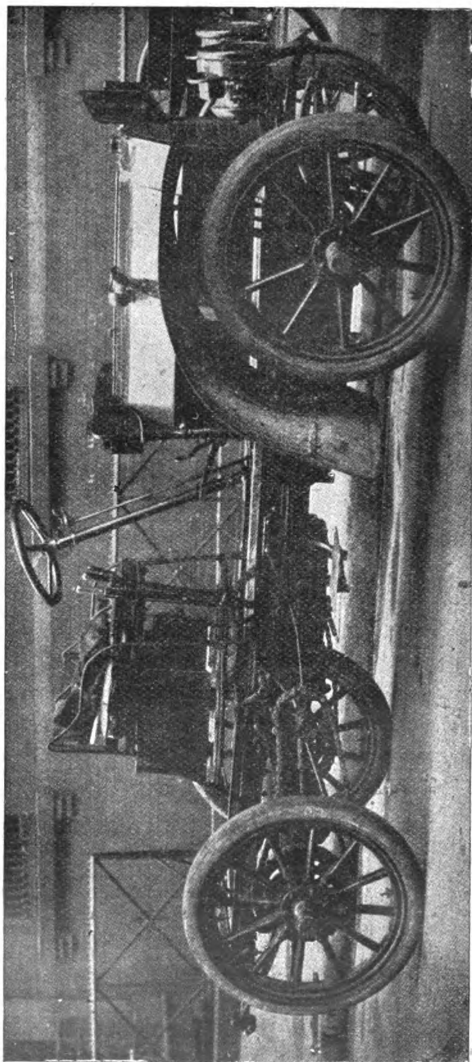
Eine technische Skizze von W. Helmuth.

Mit 12 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

Wie ein Automobil von außen aussieht, weiß heute selbst in der entlegensten Ortschaft, sofern sie nur von einer halbwegs fahrbaren Straße durchschnitten wird, jedes Kind. Von dem inneren Mechanismus des in mehr oder weniger rasendem Tempo an ihm vorüberknatternden, eine Wolke von Staub und üblen Gerüchen hinter sich zurücklassenden Gefährts vermag der überdies von der Sorge um die Rettung seines Lebens zumeist sehr stark in Anspruch genommene Nichtautler gemeinhin kaum etwas anderes wahrzunehmen, als daß dieser Mechanismus mit recht viel Geräusch und Duftentwicklung arbeitet. Nun ist aber ein moderner, nach allen Regeln der Kunst gebauter Motorwagen ein so bewunderungswürdiges Produkt menschlichen Scharfsinns und hoch entwickelter technischer Geschicklichkeit, daß die Freude an seiner Betrachtung beinahe alle häßlichen Auswüchse und Ausschreitungen vergessen machen kann, durch die eine Anzahl rücksichtsloser Sportfexe einem an sich hoch bedeutsamen und zukunftsreichen Verkehrsmittel zu weitgehender Unpopularität verholfen hat.

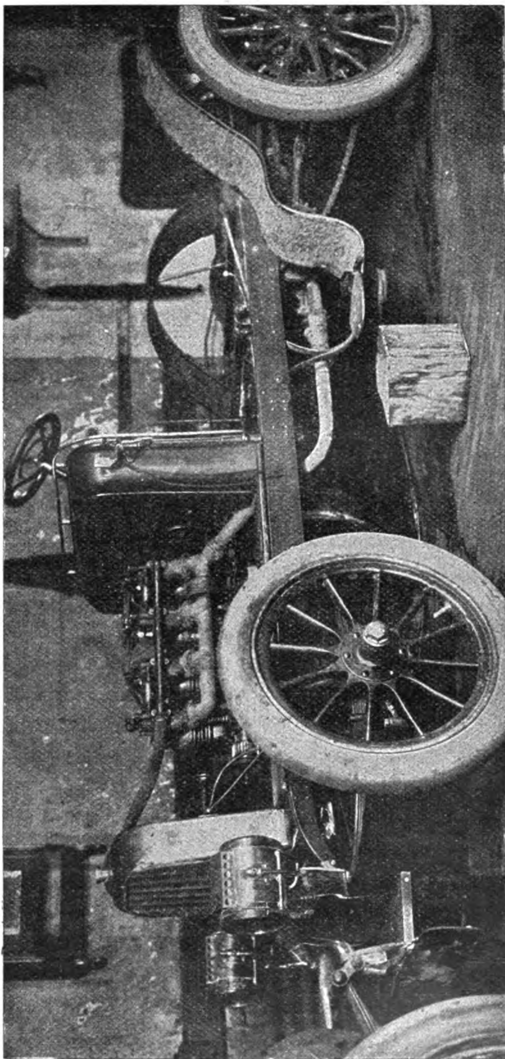
Ohne gewisse allgemeine technische Vorkenntnisse mag es dem Laien allerdings nicht ganz leicht fallen, alle Einzelheiten des, trotz seiner in der Hauptsache geradezu verblüffenden Einfachheit, so überaus sinn-

reichen Mechanismus zu begreifen. Dazu würde es einer langen Abhandlung und vieler schematischer Zeichnungen bedürfen, wie sie zum Beispiel der Oberingenieur Hugo Güldner kürzlich in Gestalt eines sehr hübschen und anschaulichen, zerlegbaren Modells hat erscheinen lassen. Da aber das Studium solcher Konstruk-



Gebrauchsfertiger Motorwagen.

tionszeichnungen schließlich auch nicht jedermanns Sache ist und die gelegentlich der Untersuchung und gründlichen Säuberung eines Motorwagens aufgenommenen photographischen Abbildungen, die wir unserer Skizze beigeben können, an Anschaulich-

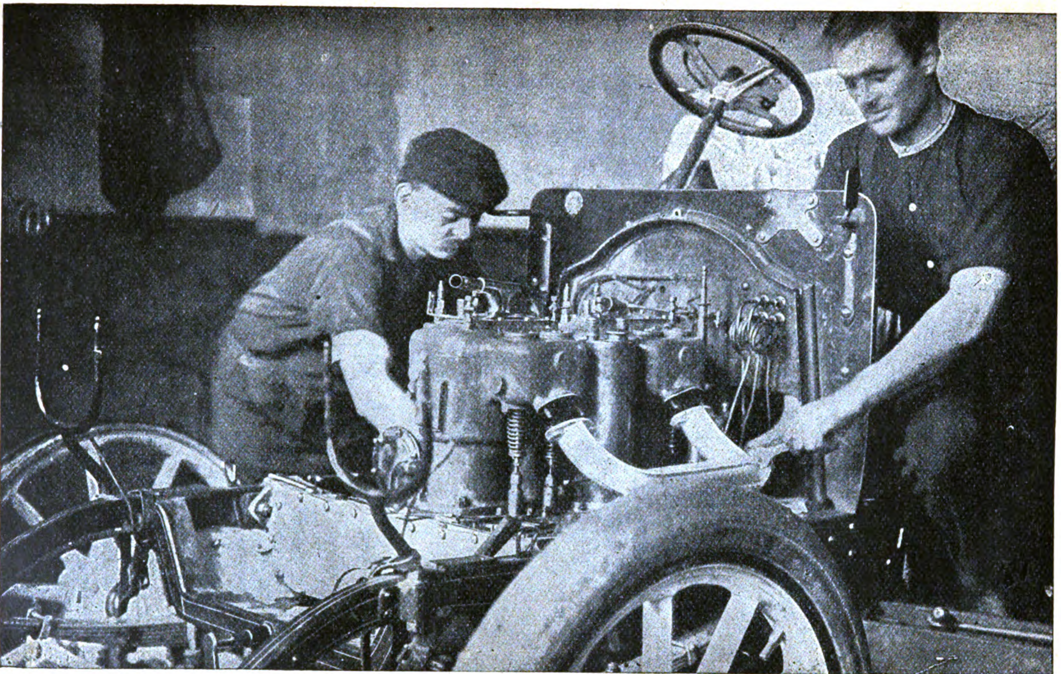


Motorwagen nach Entfernung des Schutzkastens und der Karosserie.

keit kaum etwas zu wünschen übrig lassen, so dürfen wir hoffen, mit nachstehenden Ausführungen auch dem von technischen Kenntnissen wenig belasteten Leser eine hinreichend klare Vorstellung von dem Bau und dem Betriebsmechanismus eines modernen Motorwagens zu verschaffen.

Als bewegende Kraft für selbstfahrende Straßenwagen kommen heute bekanntlich Dampf, elektrischer Strom und erhitzte Verbrennungsgase in Betracht. Von dem Dampfwagen, dessen Vorbild natürlich immer die entsprechend abgeänderte Eisenbahnlokomotive bleibt, kann an dieser Stelle füglich ganz abgesehen werden, denn mit der Konstruktion von durch Dampf betriebenen Straßenwagen ist man über das Stadium interessanter Versuche kaum hinausgekommen, und bei den mannigfachen schwerwiegenden und unüberwindlichen Nachteilen, die dieser Betriebskraft im Vergleich mit den beiden anderen oben genannten anhaften, ist auch für die Zukunft an die Erfindung eines praktisch brauchbaren, dem Elektromobil oder dem Benzinmotorwagen gefährlichen Dampfwagens nicht zu denken.

Der elektrische Strom ist an und für sich gewiß eine nahezu ideale Triebkraft. Er ermöglicht nicht nur den denkbar reinlichsten Betrieb, sondern auch einen ungleich sanfteren Lauf des durch keinerlei Explosionsstöße erschütterten Fahrzeugs. Außerdem ist die Zahl der Unfallsmöglichkeiten ganz erheblich verringert, die einfache Konstruktion der Kraftmaschine macht die Bedienung sehr leicht, und es bedarf für den Rücklauf des Wagens keines Sondergetriebes wie bei dem nicht direkt umsteuerbaren Benzinmotor. Leider aber stehen diesen großen Vorzügen ebensoviele, zum Teil noch beträchtlichere Nachteile gegenüber, von denen der

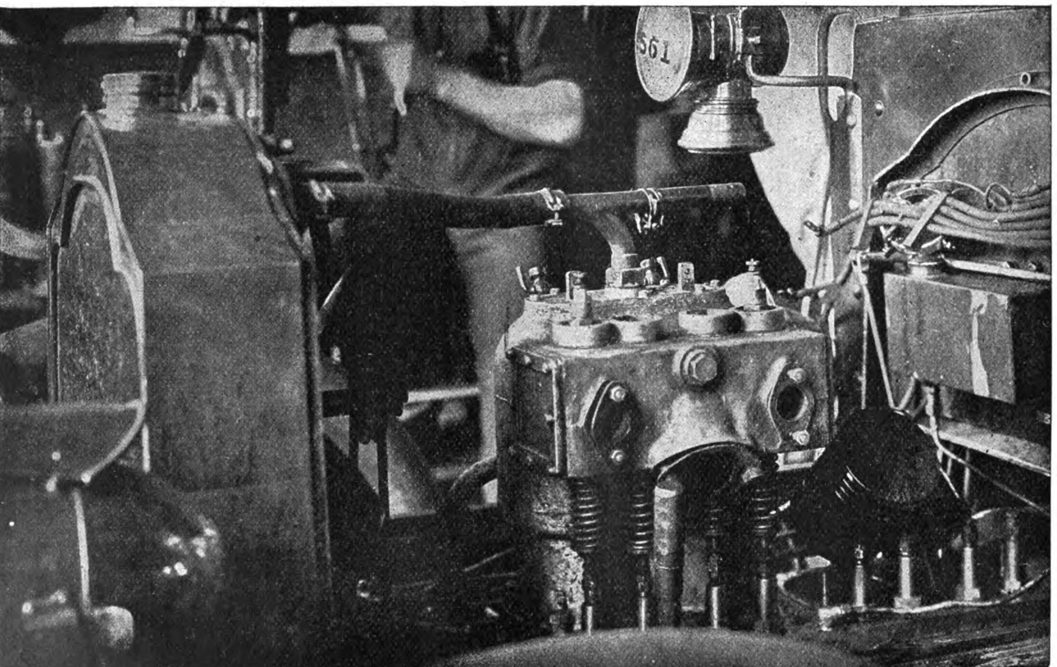


Ansicht des fertig montierten Zylindersystems.

wesentlichste der Umstand ist, daß die treibende Kraft nicht im Wagen selbst erzeugt werden, sondern nur in Gestalt von Stromspeichern oder Akkumulatoren auf Vorrat mitgenommen werden kann. Die bislang zur Verfügung stehenden Akkumulatoren aber sind so schwer und beanspruchen so viel Raum, daß immer nur eine für verhältnismäßig geringfügige Leistungen ausreichende Kraftquelle auf dem Wagen vorhanden ist, und daß in kurzen Zwischenräumen neue Ladungen notwendig werden, die den Fahrer in seiner Bewegungsfreiheit behindern, weil sie ihn immer von der Nähe einer elektrischen Kraftstation abhängig bleiben lassen. Da die Akkumulatoren zudem wenig widerstandsfähig und von kurzer Lebensdauer sind, so fällt schließlich auch die dadurch und durch die hohen Strompreise bedingte Kostspieligkeit nicht unerheblich zu Ungunsten des Elektromobils ins Gewicht.

Der Benzinmotorwagen ist — von einigen wenig erfolgreich verlaufenen früheren Versuchen abgesehen — eine Erfindung der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, und das wesentlichste Verdienst an seiner Vervollkommnung zu einem brauchbaren Straßengefährt gebührt den deutschen Erfindern Benz und Daimler, von denen namentlich der letztgenannte Cannstatter Ingenieur sehr Bedeutendes auf diesem Gebiete geleistet hat.

Die Vorzüge des Benzinmotors vor dem Dampf und der Elektrizität sind neben seiner größeren Wohlfeilheit seine von keiner Kraftstation abhängige, immer bereite Betriebsfertigkeit, seine Leistungsfähigkeit hinsichtlich der zu bewältigenden Entfernungen und der zu erreichenden Geschwindigkeiten, seine Brauchbarkeit selbst auf schlechten Wegen wie in bergigem Terrain und endlich die beinahe überall gegebene Möglichkeit,



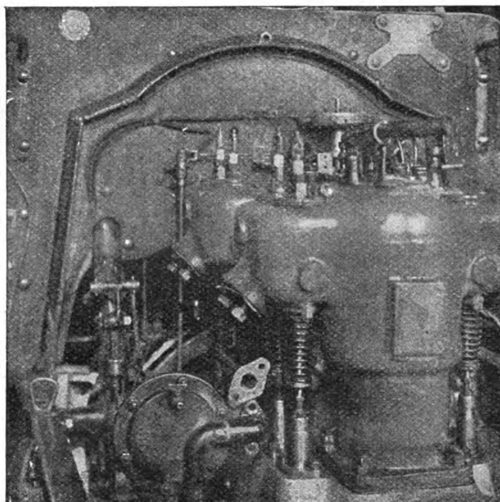
Seitenansicht der Maschine.
(Links der Wasserbehälter mit der zum Zylinder führenden Rücklaufwasserleitung.)

den Verbrauch an Brennstoff und an Wasser zu ersetzen, so daß nur verhältnismäßig kleine Quantitäten von beidem mitgeführt zu werden brauchen.

Von den auch dieser Kraftwagenart naturgemäß anhaftenden Mängeln und Nachteilen fällt gerade der, auf den der Nichtfachmann zuerst raten dürfte, die große Feuergefährlichkeit des Benzins nämlich, am wenigsten ins Gewicht. Ein zur Handschuhwäsche oder zu anderen Reinigungszwecken im Haushalt aufbewahrtes Fläschchen Benzin bildet zumeist eine bedenklichere Gefahrenquelle als der in die Karosserie eines Motorwagens feuer- und explosionssicher eingebaute Benzinbehälter. Als vor einiger Zeit im Forstenrieder Park bei München das Krankentransportautomobil der Münchener Sanitätsgesellschaft bei einem Zusammenstoß mit Wildschweinen infolge besonderer Zufälligkeiten in Brand geriet, wurde der ganze Wagen bis auf die unverbrennlichen Eisenteile ein Raub der Flammen, denn von der Begleitmannschaft — der als Fahrer fungierende Mechaniker war bewußtlos geworden — hatte aus Furcht vor der für unvermeidlich gehaltenen Explosion des Benzinbehälters niemand den Mut, sich dem rauchenden Fahrzeug zu nähern. Aber die Explosion erfolgte nicht, und als die Flammen erloschen waren, zeigte sich der Behälter vollständig unverletzt.

Eine ungleich unangenehmere Eigenschaft der Motorwagen als ihre Feuergefährlichkeit ist die große Empfindlichkeit einzelner Konstruktionsteile und die dadurch bedingte Neigung zu Betriebsstörungen. Wie viel reine Freude ist nicht schon jedem eingefleischten Automobilfeinde durch den Anblick von hilflos mitten in der Fahrt stecken gebliebenen „Schnauferln“ bereitet worden, an denen er Fahrer und Mechaniker im

Schweiße ihres Angesichts mit oftmals völlig negativem Erfolge herumarbeiten sah! Ein unbedeutendes Versehen in der Bedienung, ein geringfügiger, manchmal kaum auffindbarer Fehler in der Konstruktion sind häufig hinreichend, ein Versagen der Triebkraft herbeizuführen, und die „Panne" bleibt das ewig drohende



Einblick in die Konstruktion des Wassersystems.

Wölkchen am lachenden Himmel automobilistischer Sportfreude.

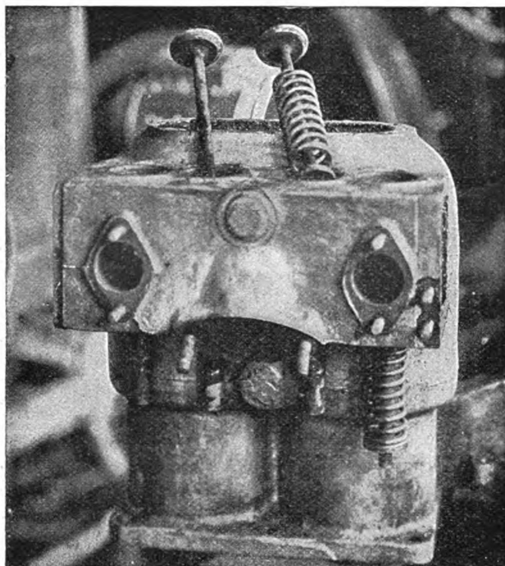
Aber diese Nachteile sind nicht gewichtig genug, um die oben erwähnten Vorzüge des Benzinmotorwagens aufzuwiegen. Er hat infolgedessen vorläufig die Alleinherrschaft über die Landstraße an sich gerissen und wird sie bei seiner stetigen Vervollkommnung aller Voraussicht nach auch für die Zukunft behaupten.

Die anscheinend so verschiedenartige äußere Er-

scheinung der Motorwagen ist in der Hauptsache nur durch die stark voneinander abweichenden Typen des Wagenoberbaues, der sogenannten Karosserie, bedingt. Je nach der beabsichtigten Verwendung des Fahrzeugs für praktische oder für Luxuszwecke, für den Transport von Lasten, für die Beförderung von zwei, vier oder mehr Personen oder zu rein rennsportlichem Gebrauch richtet sich Gestalt und Ausstattung der Karosserie. Für Personenautomobile sind die offenen Formen des „Spider", der „Wagonette", des „Phaeton" und des „Tonneau" gegenwärtig die beliebtesten. Solche Automobilisten aber, denen bei ihren Tourenfahrten die Bequemlichkeit und der Schutz gegen die Unbilden der Witterung höher stehen als die Sorge um größtmögliche Verringerung des Gewichts und des Luftwiderstandes, geben den geschlossenen Formen des „Coupés", des „Landaulet" oder des „Landauers" den Vorzug.

Der weitaus wichtigere Bestandteil des Motorwagens ist das Untergestell oder Chassis, ein starker Rahmen aus eisenbeschlagenen Holzbalken oder aus Stahlröhren, der den Radachsen, dem Motor und dem Triebwerk als Stütze zu dienen hat. Nach dem Vorbilde des Zweirads werden — mit wenigen Ausnahmen — auch beim Motorwagen die Hinterräder durch die Maschine angetrieben, während das Lenken des Fahrzeugs durch die Vorderräder bewirkt wird. Die Räder, die wegen ihrer außerordentlichen Inanspruchnahme durch das Gewicht des Wagens und die Schnelligkeit der Bewegung sehr widerstandsfähig sein müssen, und denen außerdem die Aufgabe zufällt, die durch Unebenheiten des Bodens bedingten Stöße nach Möglichkeit zu mildern, erhalten, wenn es sich nicht um die Beförderung allzu großer Lasten handelt, eine Bereifung durch Luftreifen (Pneumatiks). Die Mängel dieser Bereifungsart,

ihre Empfindlichkeit gegen Verletzungen, ihre Kostspieligkeit und so weiter sind jedem Radfahrer hinlänglich bekannt. Wo es sich, wie zum Beispiel bei den Motoromnibuslinien im Gebirge, vor allem darum handelt, die Regelmäßigkeit des Betriebes durch mög-

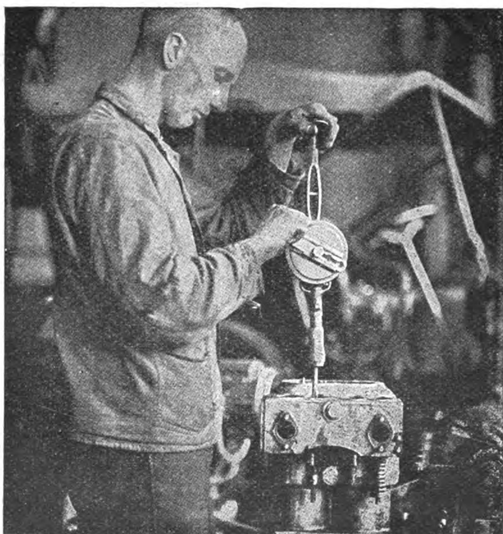


Zur Reinigung hergerichtete Zylinder — Kolben und Ventile sind zum Teil herausgenommen.

lichste Vermeidung von unliebsamen Zwischenfällen zu sichern, oder für Lastautomobile verwendet man darum lieber den Vollgummireifen, der zwar ein weniger elastisches Fahren bedingt, aber erheblich zuverlässiger und dauerhafter ist.

Über der Achse der Vorderräder ist an starken Versteifungen der von einem Schutzkasten umhüllte Motor

angebracht. An die Kurbelwelle desselben sind das Übersetzungs- und das Geschwindigkeitswechselgetriebe angeschlossen. Dahinter führt eine Gelenkwelle, die sogenannte Kardanwelle, zu dem Differentialgetriebe auf der Hinterachse, um die Triebkraft des Motors auf diese zu übertragen. Von der bei schwereren

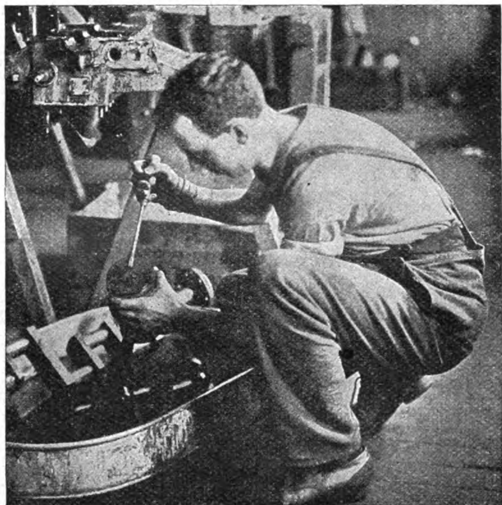


Reinigung der Ventile.

Wagen üblichen Übertragungsart durch eine Zwischenwelle, die jedem der beiden Hinterräder durch besonderen Kettentrieb eine selbständige, von der Umdrehungszahl des Nachbarrades unabhängige Bewegung ermöglicht, mag hier nur nebenher die Rede sein.

Unser Hauptinteresse nimmt ja natürlich die Betriebsmaschine des Wagens, der Motor, in Anspruch, über dessen Konstruktion und Arbeitsweise im großen

Publikum merkwürdigerweise noch immer recht unklare und unzulängliche Vorstellungen herrschen. Man verwendet je nach der Größe des Wagens und nach den Ansprüchen, die an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden, ein-, zwei- und vierzylindrige Motoren. Sollen nicht mehr als acht Pferdestärken (PS) erzielt



Reinigung der Kolben und der Kurbeln.

werden, so genügt ein Zylinder, für mehr als fünfzehn Pferdestärken kommt durchgängig ein System von vier Zylindern in Anwendung. Als Brennstoff dient fast allgemein Benzin im spezifischen Gewicht von zirka 0,70. Die Wirkungsweise des Motors — wir schließen uns hier an die sehr instruktive Darstellung des oben genannten Oberingenieurs Hugo Güldner an — setzt sich aus dem Ansaugen, Verdichten (Komprimieren), Entzünden und Verbrennen eines Benzinluftgemisches,

dem Ausdehnen der heißen Verbrennungsgase und dem Ausschieben der ausgenützten Verbrennungsgase zusammen.

Hierzu sind vier Kolbenhübe oder Takte erforderlich, die in nachstehender Ordnung aufeinanderfolgen:

Erster Abwärtshub: Der Kolben saugt durch ein selbsttätiges Einlaßventil frische Luft an, die dabei durch einen in der Saugleitung sitzenden Karburator geleitet und mit feinzerstäubtem Benzin vermischt wird. Hat der Kolben seine tiefste Stellung erreicht, so schließt sich selbsttätig das Einlaßventil.

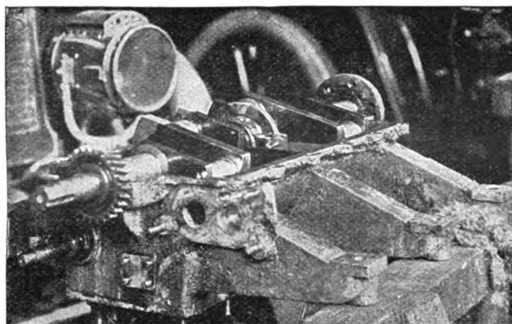
Erster Aufwärtshub: Der Kolben drückt das vorher angesaugte brennbare Gemisch in dem oberen Zylinderende auf vier bis fünf Atmosphären zusammen. Kurz bevor der Kolben seine höchste Stellung erreicht hat, springen zwischen den Spitzen einer Zündkerze einige elektrische Funken über, die die verdichtete Ladung entflammen.

Zweiter Abwärtshub: Wenn der Kolben durch den oberen toten Punkt geht, hat das entflammte Gemisch einen Verpuffungsdruck von zwanzig bis fünfundzwanzig Atmosphären erreicht. Die hochgespannten Verbrennungsgase dehnen sich aus und treiben den Kolben abwärts, wobei dieser an die Kurbelwelle die für den Antrieb des Wagens erforderliche Kraft abgibt. Ist die Abwärtsbewegung zu etwa neun Zehnteln vollendet, so wird durch eine Steuerwelle das Auslaßventil geöffnet. Die Verbrennungsgase haben in diesem Augenblick noch eine Spannung von zwei bis vier Atmosphären und entweichen daher mit großer Geschwindigkeit durch einen Schalldämpfer, den sogenannten Auspufftopf, ins Freie.

Zweiter Aufwärtshub: Nachdem die Verbrennungsgase ausgepufft sind, schiebt der Kolben die noch im

Zylinder befindlichen Gase vor sich her durch das Auslaßventil ins Freie. Der im oberen Verdichtungsraum naturgemäß verbleibende kleine Rest vereinigt sich mit dem nach selbsttätigem Schluß des Auslaßventils wiederum angesaugten frischen Gemisch zu einer neuen Ladung, und sämtliche Vorgänge wiederholen sich in der eben geschilderten Weise.

Die ersten Bewegungen des Kolbens müssen durch



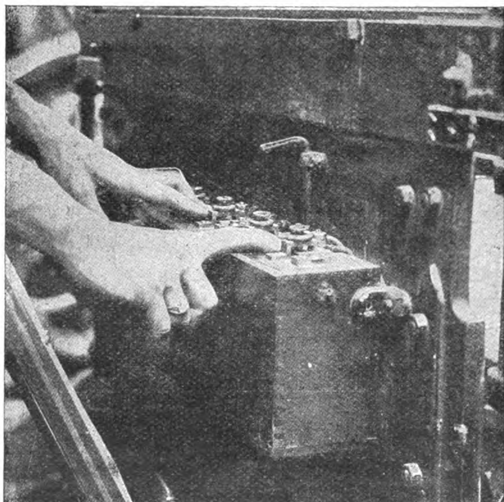
Kurbelwellenlager.

Andrehen der Kurbelwelle mit der Hand herbeigeführt werden. Nach einigen Zündungen aber besorgt die Energie der auf den Kurbelarmen befestigten Schwungscheiben das weitere, und der Motor arbeitet ohne manuelle Nachhilfe.

Die Zündung erfolgt in den meisten Konstruktionen durch die Induktionswirkung eines niedrig gespannten, mechanisch unterbrochenen Batteriestromes auf eine sekundäre Hochspannungsspule, an deren Klemmen der Motorkörper und der isolierte Pol der Zündkerze liegen. Leider sind sowohl die als Stromquelle dienenden Trockenelemente wie die statt ihrer zuweilen verwendeten Akkumulatoren bei starker Inanspruchnahme

von ziemlich kurzer Lebensdauer, und man entwickelt darum bei größeren Wagen den Zündstrom lieber in mechanisch bewegten Magnetinduktionsapparaten, sogenannten Boschapparaten, deren für den Laien schwer verständliche Beschreibung wir uns an dieser Stelle versagen müssen.

Da Benzin schon bei gewöhnlicher Temperatur

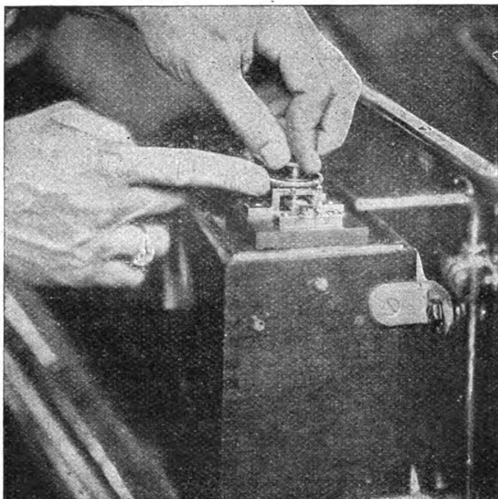


Prüfung der Zündvorrichtung.

verdunstet, ist es nicht nötig, während der Vermischung mit der Luft Wärme zuzuführen. Bei den neuerdings häufiger in Anwendung kommenden Spiritusmotoren bedarf es jedoch um des höheren Siedepunktes willen einer ständigen Beheizung der Karburatoren durch Abgase. Man hilft sich in der Regel damit, daß man die Spiritusmotorwagen zunächst mit Benzin anlaufen läßt und die Umschaltung auf Spiritus erst bewirkt, wenn die Maschine „betriebswarm“ geworden ist, was

gewöhnlich schon nach Verlauf einiger Minuten eintritt.

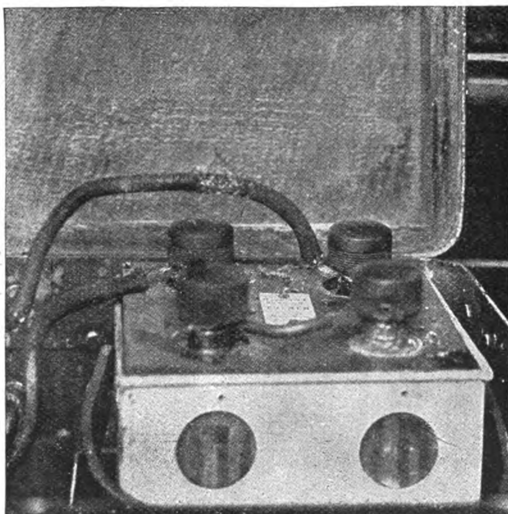
Von außerordentlicher Wichtigkeit für die Erhaltung der Funktionsfähigkeit des Motors ist eine ständige Kühlung seiner einer hochgradigen Erhitzung ausgesetzten Teile. Man muß nämlich bedenken, daß während



Vibrator.

der Verpuffung die Temperatur im Zylinder weit über tausend Grad erreicht. Nur bei sehr kleinen Motoren kann die Kühlung durch einen regen Luftwechsel als ausreichend angesehen werden; in weitaus den meisten Fällen ist sie einzig durch einen außerhalb des Zylinders zirkulierenden Wasserstrom zu erreichen. Der Zylinder ist zu diesem Zweck entweder von einem Wassermantel oder von vielen breiten Kühlrippen umgeben. Um den Verbrauch an Kühlwasser tunlichst zu

vermindern, wendet man die sogenannte Zirkulationskühlung an, das heißt man drückt mittels einer kleinen Zahnradpumpe eine geringe Menge Wasser ununterbrochen durch ein geschlossenes Rohrsystem, an das einerseits der Zylindermantel, anderseits einige Kühl-



Batterie für die elektrische Zündung.
(Eine Beschädigung in der isolierenden Umhüllung des Leitungsdrahtes, wie die hier dargestellte, bildet infolge Kurzschlusses eine der häufigsten Ursachen von Betriebsstörungen.)

schlangen, sogenannte Radiateure, angeschlossen sind. Die letzteren, die während der Fahrt beständig von dem Luftzuge bestrichen werden, sind dicht berippte Kupferröhren, in denen das aus dem Zylindermantel eingeströmte heiße Wasser abgekühlt wird, um dann seinen Kreislauf von neuem zu beginnen.

Um allen Weg- und Witterungsverhältnissen gewachsen zu sein, muß man bei dem Bau eines Kraftwagens stets auf die Möglichkeit erheblich höherer

Motorleistungen Bedacht nehmen, als sie zur Fortbewegung des Gefährts unter normalen Umständen erforderlich sind. Natürlich kommt dabei in erster Linie das Gesamtgewicht des Fahrzeugs und seiner Belastung, ferner aber die zu erzielende Geschwindigkeit in Betracht. Bei den Rennwagen hat man heute schon vielfach achtzylindrige Motoren mit einer Leistung bis zu achtzig Pferdestärken. Solche Ungeheuer erzielen denn auch Geschwindigkeiten von 120 bis 150 Kilometer in der Stunde, während für gewöhnliche Tourenwagen 40 bis 45 Kilometer als das Maximum angesehen werden. Auch zur Entfaltung dieser Höchstgeschwindigkeit haben sie indessen auf öffentlichen Verkehrsstraßen nur dann Gelegenheit, wenn ihre Fahrer es darauf ankommen lassen wollen, mit den bestehenden Vorschriften in ernstlichen Konflikt zu geraten. Denn während innerhalb bewohnter Ortschaften die zulässige Fahrgeschwindigkeit auf 12 bis 15 Kilometer in der Stunde beschränkt ist, wird auf übersichtlicher Landstraße eine „angemessene“ Erhöhung gestattet, die indessen niemals in jenes Renntempo ausarten darf, das auch den geschicktesten Fahrer der Möglichkeit beraubt, unvermutete Hindernisse rechtzeitig wahrzunehmen und ihnen ohne die schwerste Gefahr für eigenes oder fremdes Leben auszuweichen.

Je energischer die Kraftwagenbesitzer darauf bedacht sind, alle gewissenlosen Fahrer unnachsichtig aus ihren Vereinigungen auszumerzen, desto zuversichtlicher dürfen sie auf eine allmähliche Überwindung der tiefgehenden Abneigung hoffen, mit der die Mehrheit der städtischen wie der ländlichen Bevölkerung zurzeit dem neuen Luxusverkehrsmittel gegenübersteht.





Seelchen.

Novelle von Lenore Pany.

(Nachdruck verboten.)

Mit erstaunten Augen betrachteten die drei derb gewachsenen jungen Männer die schöne Schwester, welche soeben nach mehrjährigem Aufenthalt in der Hamburger Pension in den Kreis ihrer Familie zurückgekehrt war. Wie eine Elfe sah sie aus, groß, schlank, hellblond und von fast durchsichtiger Weiße.

„Na, Meta, übermäßig gefüttert scheinen sie dich in Hamburg nicht zu haben,“ bemerkte Fritz, der Älteste, indem er sich in seiner ganzen kraftvollen Männlichkeit aufrichtete.

„Es ist mir sehr gut dort gegangen,“ verteidigte sich die Schwester. „Wir haben eine vorzügliche Kost gehabt und wurden in nichts beeinträchtigt.“

„Das viele Sitzen und Lernen ist eben auch nicht jedermanns Sache.“

„O, was das betrifft,“ Metas Augen leuchteten, „das Lernen war mir das Liebste während der Pensionsjahre; es machte mir gar keine Schwierigkeiten, und ich war ja auch immer eine von den Ersten.“

„Sie gerät ihrer Mutter nach,“ sagte Herr Bruckner, „die war auch so zart. Das letzte ist halt ihr Ebenbild geworden.“ Er strich Meta zärtlich über den blonden Scheitel. „Mußt recht viel in die frische Luft gehen

und tüchtig essen. Mit dem Studieren ist ja, Gott sei Dank, jetzt Schluß gemacht. Dafür erwarten dich andere Pflichten."

Meta hob bang fragend die Augen. „Ich soll nicht weiterlernen, Papa?"

„Wozu denn noch? Wenn du in deinen freien Stunden Klavier üben und deine sonstigen Kenntnisse auffrischen willst, habe ich natürlich nichts dagegen. Es wäre ja auch schade, wenn das viele Geld umsonst geopfert worden wäre, und ein bißchen Bildung kannst du immer brauchen, ob du nun einmal einen Kaufmann oder einen Beamten heiratest."

„Daran denke ich gar nicht, Papa." Seltsam müde und gepreßt kamen die Worte von den Lippen des jungen Mädchens.

Bruckner lachte. „Das kommt schon zur rechten Zeit. Mädels sind da, um geheiratet zu werden, du wirst voraussichtlich keine Ausnahme machen. Es ist traurig genug, sitzen zu bleiben, besonders wenn man kein Vermögen hat." Er wurde plötzlich ernst. „Damit du's nur gleich erfährst, Meta. Unser Geschäft steht lange schon nicht mehr in seiner einstigen Blüte. Ich habe Verluste gehabt, große Verluste, und muß mit jedem Kreuzer rechnen, um den Rückstand nach und nach decken zu können. Auch du wirst dich nach Möglichkeit einschränken müssen, und nach dem verwöhnten Leben, das du bis heute geführt, wird es dir anfangs wohl etwas weh tun. Aber man lernt es bald, sich nach der Decke zu strecken, und die Arbeit hilft dir schon über etwaige noble Anwandlungen hinweg. Ich möchte nämlich, daß du von jetzt an statt der alten Katherine die Wirtschaft führst. Wird das gehen?"

„Die Wirtschaft, Papa?"

„Natürlich nicht gleich auf einmal," begütigte er,

als er ihren entsetzten Blick sah. „Katherine soll dich erst gründlich in alle Geheimnisse des Hauswesens einweihen, ehe sie dir das Zepter überläßt. Ich habe schon mit ihr darüber gesprochen. Was das Kochen anbelangt, so lernst du es schon so nach und nach. Marie, das Stubenmädchen, kocht neben ihrer Stubenarbeit auch ganz nett und ist überhaupt ein freundliches, gefälliges Ding, vor dem du dich nicht zu genieren brauchst, wenn die höhere Tochter mit der Hausfrau nicht ganz gleichen Schritt halten will. Na, ich denke, es wird sich machen — was?" Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er seine Uhr und wandte sich dann zum Gehen. „So, und jetzt muß ich wieder ins Geschäft, und du auch, Fritz. Bei Tisch können wir dann weiterplaudern. — Auf Wiedersehen, Meta. Dein Zimmer ist noch da, wo es immer war. Mach dir's bequem oben, du wirst es nötig haben nach der langen Fahrt."

Gehorsam schritt das junge Mädchen die Stiege zum ersten Stockwerk hinauf. Wie fremd ihr alles geworden war während der sieben Jahre ihrer Abwesenheit! Mit der Vornehmheit des Instituts, in dem sie erzogen worden, hatte auch das Bild, welches sie von ihrem Elternhause in der Erinnerung bewahrt, eine gewisse Vornehmheit angenommen, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Nun schüttelte sie zu dem Streich, den ihre Phantasie ihr gespielt, verwundert den Kopf. Die Stiege war schmal und düster, der Gang nicht parkettiert, sondern gestrichen und ohne Teppich. In ihrem Zimmer fand sie sich schon eher zurecht. Neben dem Fenster das Bett, von dem aus sie mit der Hand so oft nach den blühenden Zweigen des Apfelbaumes gegriffen, dem Bett gegenüber der Spiegel, ein paar Nippsachen und Vasen, an der Mittelwand ein schwarzes Ledersofa, über dessen Rücklehne

an verblaßten Bändern das Kissen hing, das sie selbst noch ihrer Mutter zum Geburtstag gestickt, davor ein Tisch mit ein paar Rohrstühlen, und daran anschließend nach der Tür zu der Flügel. Meta schlug den Deckel zurück und griff einen Akkord. Ein schrecklicher Mißton. Offenbar war das Klavier seit ihrem Weggang nicht mehr gestimmt worden. Für wen auch? Die Mutter war tot, und der Vater vollständig unmusikalisch.

Metas Blicke schweiften von dem großen Bild der Mutter, das über dem Sofa hing, durchs offene Fenster hinaus in den Garten. Warme, köstliche Sommerluft strich herein, und auf dem mächtigen Apfelbaum saßen ein paar Spatzen und unterhielten sich ungeniert über die neue Nachbarschaft, welche ihnen drohte.

Heiße Tränen strömten jetzt ungehindert über die Wangen des jungen Mädchens herab. Ein schöner Traum war für immer begraben. Sie hatte gehofft, daß man ihr gestatten würde, weiterzustudieren, um sich zur Lehrerin auszubilden. Nach dem aber, was sie eben erfahren, wäre jede Bitte vergebens gewesen. Sie mußte verzichten. Unter tausend bitteren Gedanken begann sie ihren Koffer auszupacken, der noch uneröffnet in einer Ecke stand, und als dies geschehen und sie ihre Garderobe in dem großen unmodernen Kleiderschrank untergebracht, nahm sie Papier und Feder zur Hand, um als erstes der geliebten Pensionsmama den herben Schmerz mitzuteilen, der sie bei ihrer Heimkehr betroffen.

„Meine Wünsche," schrieb sie, „welche auch stets die Ihren waren, werden sich nicht erfüllen, da mein Vater nicht im stande ist, noch weitere Kosten für meine Ausbildung zu tragen, vielmehr darauf rechnet, daß ich ihm sparen helfe, indem ich seinem Hause die Wirt-

schafterin ersetze. Es ist nicht Furcht vor der ungewohnten Arbeit, was mich so sehr bedrückt. Ich weiß ja, daß sich mit etwas gutem Willen alles erlernen läßt, wie fern es uns auch liegen mag, und es wäre mehr als undankbar, wollte ich nicht alles tun, um mich für die Opfer, welche Papa meinem Studium gebracht, erkenntlich zu zeigen. Aber es kostet mich einen furchtbaren Kampf, meinem geliebten Traumbild zu entsagen, und ich empfinde meine vornehme Erziehung jetzt fast als ein Unglück, da sie sich oft genug hindernd auf den Weg legen wird, den zu gehen ich gezwungen bin. Sie wissen ja, wie groß meine Sehnsucht nach allem Hohen, Durchgeistigten ist. Von nun an wird kein anderes Problem der Schönheit für mich existieren als wohlgestaltete Küchenprodukte, und meine geliebten Dichter werden auch nur dann meine Bekanntschaft erneuern, wenn ich mit dem Staublappen ihre Außenseite bearbeite. Doch ich will nicht murren. Vielleicht finde ich in dem neuen Beruf, der meiner harrt, volle Befriedigung. Meine Freundinnen, und vielleicht auch Sie, werden freilich nicht daran glauben, denn in Ihrem Kreise galt ich ja als das Seelchen, das am liebsten über alles Irdische hinweggeflattert wäre, wenn ihm nicht die Flügel gefehlt hätten. Nun zieht mich die Prosa des Alltags tief hinab."

Meta war es leichter ums Herz, als sie ihrem Jammer auf diese Weise Luft gemacht. Sie wollte standhaft sein und mutig. Und um in diesem Entschluß nicht wankend zu werden, ging sie jetzt raschen Schrittes hinüber in die Küche, aus der ihr ein sehr laut geführtes Gespräch entgegenklang. Als sie eintrat, wurde es still. Katherine saß breitspurig auf dem Küchensessel, hatte einen enormen Blechkessel zwischen den Knieen und schlug klatschend einen Teig darin ab, indes

Marie am Herde mit etwas verlegener Miene an den Töpfen rückte.

„O, das gnädige Fräulein!“ meinte die erstere mit einem mitleidigen Blick auf die Eintretende. „Sie kommen wohl gar schon, um mich von meinem Posten abzulösen? Na, mir kann's recht sein.“ Schadenfroh blinzelnd wollte sie den Kessel mit der Teigmasse beiseite stellen, aber Meta fiel ihr hoch errötend in den Arm.

„Liebe Katherine,“ sagte sie sanft, „Sie werden doch nicht so lieblos sein, mich hier meinem Schicksal zu überlassen, da Sie doch wissen, daß ich fast gar nichts vom Haushalt verstehe und ganz auf Ihren Unterricht angewiesen bin? Nein, nein, das werden Sie nicht tun — nicht wahr, Katherine?“

Der schmeichelnde Ton schien Katherine zu besänftigen. Sie nahm den Kessel wieder vor und schlug darauf los, daß Meta die Ohren gellten. „Weil es aber auch wahr ist!“ brummte sie. „Da diene ich nun gerade sieben Jahre treu, fleißig und ehrlich, habe allen Ärger mitgefressen, den so ein großes Hauswesen mit sich bringt, und jetzt kann ich gehen. Na, ich bin nur neugierig.“

„Ich hoffe alles in Ihrem Sinne weiterzuführen, wenn Sie so lieb sind und mich das Nötige lehren.“

„Ja, und Sie glauben natürlich noch, das Abrichten wäre eine besondere Ehre für mich. Ich sage nur so viel: am liebsten ginge ich heute noch — jawohl. — Die Rosinen her, Marie, daß wir das Ding da wenigstens fertig kriegen.“

„Was wird denn das?“ fragte Meta, bestrebt das Gespräch in eine unverfänglichere Bahn zu leiten.

„Das wird ein Stollen. Herr Bruckner hat ihn gewünscht, damit Sie nicht schon am ersten Tag Heimweh nach dem Hamburger Pensionat bekommen.“

„Er sieht ja wie Seide aus — der Teig."

„Na, der ist aber auch fein geschlagen. Wollen Sie kosten, ob er genug versüßt ist?" Sie hielt Meta den Kochlöffel an die Zunge, und aus ihren Mienen war zu lesen, daß ihre Stimmung allmählich freundlicher wurde. „Gut so?"

„Das müssen Sie bestimmen, Katherine. Ich bin ja noch ganz hilflos in derlei Dingen," lehnte Meta bescheiden ab.

Katherine kostete mit einem andächtigen Blick, deckte ein Tuch über den Kessel und stellte ihn so auf den Herd.

„Er wird also nicht gebacken?" verwunderte sich Meta.

Katherine lachte schallend auf. „Der könnte gut werden, wenn man ihn jetzt in die Röhre tun wollte. Erst wird er geschlagen, bis er Blasen wirft, dann muß er erst nochmals gehen. Aber was rede ich? So was muß man halt vom Anfang an kennen lernen."

„Natürlich. Nicht wahr, liebe Katherine, wir machen recht bald wieder einen Stollen? Und dann sollen Sie neben mir sitzen, während ich rühre, und nichts dabei tun, als Ihre Anordnungen geben. Ist's Ihnen recht so?"

Katherine schmunzelte. „Es muß mir wohl recht sein, nachdem Herr Bruckner es doch befohlen hat, und das gnädige Fräulein auch gar so lieb ist. Fürs erste können Sie sich gleich ansehen, was ich da am Herd an Fleisch und Gemüse zugestellt habe. Es gibt viele Mäuler bei uns, da ist eine gute Einteilung die Hauptsache, oder man verblutet sich schon beim Einkauf. Der Herr Robert und der Herr Ludwig wollen jeder ein schönes Stück Fleisch, dann ist noch der Kommis und der Lehrbub —"

„Meine Brüder sind doch außer Hause angestellt?"

„Das schon. Aber damit sie's billiger haben, essen sie bei uns. Wir kaufen täglich zwei Pfund." Sie stach mit dem Messer in den Suppentopf und brachte ein Stück Fleisch ans Tageslicht. „Wenn Sie beim Zerschneiden nicht achtgeben, kann's passieren, daß für Sie selbst nicht ein Bissen übrig bleibt."

„Ich esse sehr wenig," lächelte Meta.

„Na, das sieht man Ihnen auch an. Mir wird ordentlich bange um Sie, wenn ich denke, was Ihrer wartet. Wenn Sie's nur aushalten!"

„Ich hoffe doch. Wer besorgt denn die Wäsche im Haus?"

„Das habe ich bisher getan. Möchten Sie das vielleicht auch selber machen? Na, da gehören andere Arme dazu als die Ihren."

Sie schob mit einem gewissen Stolz die Ärmel bis über den Ellbogen hinauf, und Meta erschrak förmlich über die zwei dicken roten Würste, welche sie da zu sehen bekam.

„Ja, ja, Arbeit braucht Kraft," sagte Katherine selbstgefällig. „Ohne Wäscherin können Sie nicht auskommen, aber das Bügeln wenigstens besorgt die Marie, und daß die es schön macht, darauf kann man sich verlassen. Sie hat's von mir gelernt." —

Bis zum Mittagessen blieb Meta in der Küche. Sie sah zu, wie Katherine das Fleisch zerschnitt und in die Schüssel legte, die Suppe anrichtete und das Gemüse an den Rand des Herdes schob, damit es etwas auskühle. Auch der Stollen war mittlerweile goldbraun gebacken worden.

„Für gewöhnlich gibt's keine Mehlspeise," erklärte Katherine, „es ist heut bloß dem gnädigen Fräulein zu Ehren. — So, und wenn Sie jetzt hinunter-

gehen und zum Essen rufen wollen, wär's mir lieb. Marie hat schon gedeckt."

Meta ging hinab und pochte an die Tür des Kontors, in welchem ihr Vater den ganzen Tag zu arbeiten pflegte.

„Komm doch herein," erscholl es zurück.

Sie gehorchte und trat ein.

Herr Bruckner legte eben die Feder weg und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Nun, schon ausgeruht?" fragte er freundlich.

Meta nickte. „Ich war den ganzen Vormittag in der Küche und habe Unterricht genommen," sagte sie.

Er lachte. „Na also, wie ich sehe, nimmst du deine Aufgabe ernst. Da werden wir sehr bald eine tüchtige Hausfrau haben. — Zu Tisch!" rief er laut in das Geschäftslokal hinaus. Er schritt Meta voraus in das Speisezimmer, und sie folgte ihm.

Gleich darauf erschienen auch der Kommis und der Lehrjunge, welche Herr Bruckner seiner Tochter vorstellte.

Meta hatte ihren Platz neben dem Vater, der den Präsidentensitz an der Tafel einnahm. Ihr gegenüber saß der Kommis, ein semmelblonder, magerer Mensch, dessen mit unverhohlenem Interesse auf ihre weißen Hände gerichteten Blicke sie ebenso belästigten als die glotzende Neugier des Lehrjungen. Zu ihrer Rechten waren noch zwei Plätze frei. Erst als Katherine den zweiten Gang auftrug, kamen die beiden Brüder angerückt und ließen sich an Metas Seite nieder.

Während sie aßen, erzählten sie von ihrem Beruf. Robert war Sparkassenbeamter mit bescheidenem Anfangsgehalt, und Ludwig, der erst achtzehn Jahre alt war, arbeitete in einer Notariatskanzlei. Sie klagten beide über die schlechten Gehaltsverhältnisse,

daß man sie mit leeren Versprechungen hinhalte, anstatt ihnen endlich die ersehnte Aufbesserung zu gewähren. Nebenbei befragten sie auch die Schwester über verschiedenes aus dem Institutsleben. Die feine, vornehme Sprechweise derselben lag wie eine duftige Wolke über der fast ausschließlich auf Geschäftsinteressen aufgebauten Konversation, in welche auch der Kommis des Hauses mit hineingezogen wurde. Alle Augenblicke aber wurde die Gesellschaft durch das Läuten der Geschäftsglocke aufgestört. Dann mußte immer einer von ihnen in den Laden, um die Kunden zu bedienen, und es dauerte geraume Weile, bis der Betreffende wiederkam.

„An den Donnerstagen wirst du wohl auch manchmal hinunter müssen,“ sagte Herr Bruckner zu Meta. „Es kommen da immer eine Menge Bauern, und die sind die Umständlichkeit selbst. Du kannst auch Fritzens Platz an der Kasse einnehmen, wenn dir das lieber ist. Im Rechnen hast du wohl so viel gelernt, daß du Nehmen und Herausgeben kannst, ohne dich zu irren?“

Meta nickte. „Gewiß, Papa, ich werde viel lieber an der Kasse sitzen als — bedienen.“ —

Kaum daß abgegessen war, ging alles wieder seiner Arbeit nach; nur Robert und Ludwig blieben sitzen, rauchten eine Zigarre und lasen die Zeitung. Sie hatten bis zwei Uhr frei.

Meta war in den Garten getreten, um auch hier die Veränderungen zu studieren, welche die Zeit vorgenommen. Sie hatte den Garten viel größer im Gedächtnis gehabt. Breite Wege, Rabatten mit blühenden Pflanzen, zierliche Sträucher hatten ihr vorgeschwebt, und nun fand sie wenig von all dem bestätigt. Nur ein bescheidenes Fleckchen Erde mit Rasen und üppigen Obstbäumen lachte ihr entgegen, und über die Jasmin-

laube, welche mit ihrem reichen Blätterdach fast schon ein Haus bildete, ragte eine noch junge Fichte. Aber schön war es doch hier — schön und ruhig! Meta setzte sich in die Laube und legte die Arme auf den Tisch. Dabei fielen ihr langsam die Augen zu. Das war kein Wunder nach der langen, ungewohnten Nachtfahrt.

Als sie einzunicken begann, wurde oben im ersten Stockwerk ein Fenster aufgerissen, und Katherinens Stimme schallte wie eine Gerichtsposaune herab.

„Fräulein Meta, wo stecken Sie denn? Ich meine, wenn Sie noch niemals was von einer Wirtschaft gesehen haben, sollten Sie schon dabei sein!"

Meta war schon bei den ersten Worten aufgesprungen und ganz erschrocken über ihre Pflichtversäumnis dem Haus zugeeilt. In der Pension war es ihr Liebstes gewesen, nach Tisch mit einem spannenden Buch, glühend vor Begeisterung, in einem versteckten Winkel des Parks zu sitzen und zu lesen und über dem Gelesenen zu träumen. Das war vorüber. Sie mußte in die Küche, um zu sehen, wie man Geschirr spült und Bestecke reinigt.

— — — — — — — — — — — — —

Wochen waren vergangen. Katherine hatte nach einem tränenreichen Abschied das Haus verlassen, nachdem sie Meta feierlich das Zepter übergeben.

Nun war Meta Alleinherrscherin. Ihr Verstand hatte ihr auch dieses Studium, das so wenig zu ihren idealen Träumen paßte, leicht gemacht, und die Freudlosigkeit, mit der sie schaffte, ließ sie sich nicht anmerken. Auch die Müdigkeit nicht. Marie schüttelte oft den Kopf, wenn sie sah, wie mutig Meta überall mit anfaßte, und sprach die Befürchtung aus, daß sie sich bei den für sie allzu schweren Arbeiten doch einmal einen Schaden tun könne. Herr Bruckner aber freute sich,

wenn sie mit vom Herdfeuer glühenden Wangen am Tische erschien. Er meinte, die Bewegung bekäme ihr gut. Meta ließ ihm den Glauben und fuhr fort, ihre Pflicht zu tun, trotzdem die Überanstrengungen, denen sie sich aussetzte, nicht ohne Rückwirkung auf ihren zarten Körper blieben. Sie hatte oft Schmerzen auf der Brust, die ihr besonders das viele Bücken und das Heben der großen Kochtöpfe beschwerlich machten. Mit der Zeit würde sich das schon verlieren, dachte sie.

Meta hatte anfangs versucht, die Nächte für ihr geliebtes Studium zu verwenden. Sie schwärmte für die Lyrik eines Lenau oder Geibel. Nun hätte sie sich auch gerne an den prosaischen Werken großer Dichter fortgebildet. Aber sie war immer so müde, wenn sie spät Abends ihr Zimmer betrat, und vor ihren schlaftrunkenen Augen verwirrten sich die Buchstaben zu einem unverständlichen Chaos.

Herr Bruckner, den seine Geschäfte völlig in Anspruch nahmen, kam es nicht in den Sinn, zu fragen, ob sein Töchterchen, das Jahre hindurch in auserlesener Gesellschaft zugebracht, etwas vermisse. Sie hatte sich schnell „eingelebt", wie er mit Vergnügen konstatierte, und war nach seiner Meinung ganz zufrieden. Er sprach auch nicht mehr von der freien Zeit, welche er Meta zur Auffrischung ihrer Kenntnisse zugestanden. Aber als er einmal an einem Sonntagnachmittag mit seiner Familie beim Kaffee saß, fiel es ihm doch ein, daß Meta noch nicht ein einziges Mal Klavier gespielt, seitdem sie daheim war.

„Wahrhaftig," sagte er, „nun sind's vier Wochen, daß du zu Hause bist, und nicht einen Ton haben wir noch gehört. Gelt, du spielst uns nach dem Kaffee ein paar Stücke?"

„Mit diesen Händen, Papa?"

„Natürlich mit diesen Händen! Warum denn nicht?“

„Sie sind ganz hart und steif geworden in der letzten Zeit. Und dann ist auch das Klavier greulich verstimmt, so daß einem die Ohren weh tun, wenn man nur eine Taste anschlägt.“

„Ach was — es wird schon gehen. Man darf bloß nicht zimperlich sein.“

Seufzend fügte sich Meta.

Die Mißtöne, welche das Instrument zu Tage förderte, waren für ihr feines Ohr eine wahre Marter, und sie machte auch nach dem ersten Stück eine erwartungsvolle Pause, hoffend, daß der Vater mittlerweile durch die schauerlichen Dissonanzen zu ihrer eigenen Ansicht bekehrt worden sei.

Aber Herr Bruckner nickte bloß und sagte: „Na, mach nur weiter, es geht ja. Wenn das Klavier noch schlechter werden sollte, können wir's ja einmal stimmen lassen.“

Bei diesem Versprechen blieb es. —

Am nächsten Vormittag wurde Meta plötzlich von ihrer Küchenarbeit weg in das Kontor ihres Vaters geholt. Bruckner schien sehr guter Laune zu sein.

„Da lies,“ sagte er fröhlich, indem er ihr ein offenes Schreiben hinreichte, „und wenn du gelesen hast, sage mir, ob du nicht auch der Meinung bist, daß man ein Geschäft, wie es sich uns hier bietet, nicht versäumen darf.“

Meta tat, wie er befahl. Aber ihre Miene wurde beim Lesen nichts weniger als froh, und schweigend legte sie den Brief wieder auf den Schreibtisch zurück.

„Nun,“ fragte Herr Bruckner etwas ungeduldig, „gefällt dir der Vorschlag, den Herr Eckermann macht, nicht?“

Meta schaute verlegen zu Boden. „Müssen wir denn vermieten, Papa?“

„Müssen? — Müssen natürlich nicht. Aber es ist doch schön, auf bequeme Weise Geld zu verdienen. Eckermann verlangt nur Quartier, Frühstück und Bedienung und bietet dafür rund achtzig Mark. Da nun seit dem Tode deiner Mutter ohnedies niemals Gäste zu uns kommen, so ist das Zimmer neben dir eigentlich wirklich überflüssig geworden, und man könnte es prächtig vermieten, meine ich. Die Frage ist nur, ob es dir nicht doch am Ende zu beschwerlich wird, eine Person mehr im Hause zu haben.“

Meta schüttelte den Kopf. „Das ist es nicht, Papa. Aber findest du nicht auch, daß es peinlich ist für mich, so Tür an Tür mit einem fremden Menschen zu wohnen?“

„Unsinn! Der alte Eckermann war mein Jugendfreund, und wenn sein Sohn Adolf nur den zehnten Teil von ihm geerbt hat, muß er ein patenter Mensch sein. Deshalb sei ganz ohne Sorge.“

„Ich werde aber vielleicht manchmal genötigt sein, in sein Zimmer zu treten, wenn er etwas verlangt, und Marie gerade nicht da ist.“

„Meinst du, er wird dir gleich den Kopf abbeißen? Das sind noch so alte Pensionsfaxen. In den besten Familien wird vermietet, und wo Töchter sind, ist es selbstverständlich, daß sie auch eine Handleistung verrichten, wenn's schon nicht anders geht. Aber natürlich, wenn du absolut nicht willst, so lassen wir's halt.“ Er wandte sich mit ärgerlicher Miene wieder seinen Büchern zu.

Meta fühlte, daß sie ihn erzürnt hatte. „Du wirst ja wohl am besten wissen, Papa, was recht ist,“ sagte sie besänftigend. „Von meinen Ansichten wirst du dich

doch nicht abhalten lassen, etwas zu unternehmen, was für dich von Vorteil ist, und ich selbst werde mich mit der Zeit schon darein finden. Es ist mir bloß so ungewohnt."

„Na, jetzt redest du endlich vernünftig! Ein Versuch kann doch nichts schaden, und so verständig bist du ja auch schon, um zu wissen, wie weit die Gefälligkeiten gegen einen Zimmerherrn zu gehen haben. Laß also das Zimmer in Ordnung bringen und mach's ein bißchen hübsch und gemütlich drin. Übermorgen will der junge Mann bereits kommen."

„Übermorgen schon? Da heißt's flink sein. Es ist noch gar nichts geputzt."

Bruckner klopfte ihr lachend auf die Schulter. „Damit hat's bei dir keine Not. Wenn ich an deine entsetzten Augen denke, als du vom Wirtschaftsführen hörtest! Und jetzt geht alles wie am Schnürchen. Deine eigene Mutter hat's nicht besser verstanden. Der Beruf des Weibes ist halt doch immer das Haus, gelt, Meta?"

Sie umging die Beantwortung der Frage. „Ich bin in der Tat herzlich froh, daß ich es doch schon so weit gebracht habe," sagte sie ausweichend. „Und nun muß ich wieder in die Küche, oder es gibt ein Unglück."

Mit zufriedenem Blick entließ sie Herr Bruckner.

Bald darauf erscholl aus dem ursprünglichen Salon, der an Metas Zimmer grenzte, der melodische Lärm, den jede gründliche Reinigung mit sich bringt. Die Möbel, der Teppich wurden geklopft, Wände und Fußboden gesäubert, und die Fenster mit frischen Gardinen besteckt. Meta wollte die Einrichtung noch durch einen Blumentisch ergänzen, aber Marie meinte, so junge Herren hätten keinen Sinn für Blumen, und sie wolle lieber den überzähligen Rauchtisch vom Boden

holen und ans Fenster stellen. Das wäre Herrn Eckermann entschieden lieber.

Als Herr Bruckner nach vollendeter Putzerei geholt wurde, um sein Urteil abzugeben, war er sehr befriedigt. „Das hast du prächtig gemacht," sagte er zu Meta. „Es sieht vornehm und gemütlich zugleich aus. Eckermann wird sich wohlfühlen."

Aufgeregt erwartete Meta den neuen Mitbewohner. Von nun an würde sie selbst am Morgen die Einkäufe besorgen, erklärte sie Marie, damit diese zur Hand sei, wenn der junge Herr, bevor er ins Kolleg ging, vielleicht noch was benötigen sollte.

Marie war auch ganz einverstanden mit dieser neuen Einteilung. „Natürlich," sagte sie, „für das gnädige Fräulein wär's ja unangenehm, so einen fremden Herrn zu bedienen. Uns nimmt so was niemand übel, es ist ja unsere Arbeit." —

Als Meta am nächsten Nachmittag gegen vier Uhr von einem Einkauf heimkehrte und ihr Zimmer betreten wollte, tönte ihr der schrille Ton einer Glocke ungestüm entgegen.

Erschreckt blieb sie stehen. Das konnte nur von nebenan sein. Aber Herr Eckermann sollte doch erst morgen kommen. Eilig lief sie in die Küche, um Marie zu beauftragen, daß sie den Herrn nicht so lange warten lasse. Aber Marie war nicht da. Auch in den übrigen Zimmern nicht. Und da tönte schon wieder das Läuten, diesmal anhaltender als das erste Mal, an Metas Ohr. Mein Gott, was tun? Es blieb wirklich nichts anderes übrig, sie mußte selbst gehen. Hastig legte sie Hut und Handschuhe ab und klopfte dann an die Tür des Gastes.

„Herein!" rief eine dunkel gefärbte Männerstimme.

Meta trat ein. Sie bekam aber vorerst bloß die

Rückseite des neuen Mieters zu sehen. Herr Eckermann stand über seinen Koffer gebeugt, kramte seine Sachen aus und war dabei bemüht, ein Durcheinander um sich her aufzustapeln, welches wenig Ordnungssinn verriet.

„Ich möchte mich waschen," sagte er, ohne sich umzuwenden.

Lautlos schritt Meta an den Waschtisch und nahm den Krug. „Wünschen Sie warmes oder kaltes Wasser?" fragte sie in schlecht verhehlter Aufregung.

Da fuhr Herr Eckermann mit einem Ruck herum. „Warmes, wenn ich bitten darf," sagte er mit einem Blick, in welchem so viel Verwunderung und angenehmes Staunen lag, daß Meta über und über erglühend aus dem Zimmer floh.

Als sie mit dem gefüllten Kruge zurückkam, stand der junge Mann noch immer am selben Fleck.

„Verzeihen Sie," sagte er, „aber Sie sind doch nicht das Stubenmädchen?"

Meta schüttelte den Kopf und stellte rasch den Krug an seinen Platz. „Nein, ich bin die Tochter."

„So muß ich doppelt um Entschuldigung bitten dafür, daß ich Sie mit etwas bemüht habe, das Ihnen nicht zukommt." Er trat ganz nahe an sie heran. „Erlauben Sie, mir mich Ihnen vorzustellen. Adolf Eckermann ist mein Name."

Meta bot ihm zaghaft die Hand. „Sie müssen ebenfalls entschuldigen," meinte sie, ihre Verlegenheit so gut als möglich hinabkämpfend, „wir hatten Sie erst morgen erwartet und daher noch nicht alles so vorbereitet, wie es nötig wäre. Das Mädchen hätte sonst gewiß rechtzeitig Wasser gebracht."

Ein Lächeln glitt über sein hübsches braunes Gesicht. „Durch meine Voreiligkeit ist also ein großes Mißverständnis entstanden. Nun haben

Ihre feinen Händchen Dienstbotenarbeit verrichten müssen."

„Feine Händchen! Ich arbeite alles im Hause, ganz wie Marie."

Er lachte lustig. „Der Größenwahn aller verwöhnten jungen Damen! Wenn ihnen zufällig einmal ein Staubtuch in die Hand fällt, fühlen sie sich schon zur Dienerschaft degradiert."

„Glauben Sie? Nun dann sehen Sie selbst!" Ärgerlich hielt sie ihm beide Hände entgegen. „Zählen Sie mich noch immer zu den verwöhnten Damen?"

„Wahrhaftig," sagte er kopfschüttelnd, indem er behutsam ihre Rechte an seine Augen führte, um deutlicher zu sehen. „So weiß, so zart und dabei doch voll sichtbarer Spuren rauher Arbeit. Ich nehme mein Wort zurück und leiste feierliche Abbitte. Aber ansehen kann man es Ihnen trotzdem nicht, daß Sie jemals mit der Prosa des Lebens in so nahe Berührung kamen. Als Sie vorhin das Zimmer verließen, da glaubte ich Flügel an Ihren Schultern zu schauen, so ätherisch erschienen Sie mir, und wenn ich Ihre Hand betrachte —"

„So wundern Sie sich, wie dieselbe mit den bewußten Flügeln übereinstimmt?" fragte sie schon ein wenig herzhafter.

„Im Gegenteil, ich lese etwas ganz Besonderes aus dieser Hand. Wissen Sie, was Storm dazu sagen würde?"

„Nun?"

„Er würde sagen:

‚Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen
Und daß in schlaflos banger Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.'"

Erglühend zog Meta die Hand zurück. „Das Gedicht paßt gar nicht auf mich. Ich bin eine gewöhnliche Arbeitsbiene, habe kein krankes Herz und leide auch nicht an Schlaflosigkeit. — Aber Sie werden auspacken wollen. Oder wünschen Sie sonst noch etwas?"

„Nichts als die Erlaubnis, mich Ihnen später, wenn ich gewaschen bin, präsentieren zu dürfen. Sehe ich Sie noch vor Abend? Ihr Herr Vater hat die Liebenswürdigkeit so weit getrieben, mich zum Nachtessen einzuladen."

„So müssen Sie sich gedulden. Da wir einen so lieben Gast haben, ist es meine Pflicht, etwas Anständiges zu —"

„Kochen? O, ich Unheilstifter! — Nun, Sie werden im stillen gewiß nicht von mir sagen: Gesegnet sei dein Eingang! Wie?"

Sie hatte schon die Hand auf der Türklinke. „Da Arbeit mein einziger Lebenszweck ist, kommt ein bißchen mehr nicht in Betracht. Ich tue alles gern, was Papa Freude macht." —

Erst als sie zwei Stunden später das Nachtessen auftrug, sah sie Herrn Eckermann wieder, welcher bereits gemütlich plaudernd neben ihrem Vater saß.

„Wie ich höre, habt ihr schon Bekanntschaft gemacht," wandte sich dieser an Meta.

Sie nickte und ließ sich an der anderen Seite des Gastes nieder.

„Ich habe mich mit einer Grobheit bei Fräulein Meta eingeführt," sagte Herr Eckermann, sichtlich erfreut über die angenehme Nachbarschaft, welche er erhielt; „aber wir haben uns rasch versöhnt — nicht wahr?"

„Natürlich, es war auch gar nicht der Rede wert."

Mit einem einladenden Lächeln bot sie ihm jetzt die Schüsseln an.

„All dies haben Sie selbst mit den feinen Schmerzenshänden bereitet?“ fragte er ganz leise, während er die Vorlegegabel ergriff.

Ein vorwurfsvoller Blick war die Antwort. Da schlug er rasch ein anderes Thema an.

Seine Heiterkeit teilte sich bald der ganzen Tafelrunde mit, und selbst der blonde Kommis vergaß über den schnurrigen Anekdoten, welche Herr Eckermann so amüsant zum besten gab, das gewohnte Ziel seiner Schmachtaugen, worüber Meta herzlich froh war.

„Jetzt erzählen Sie aber auch von Ihren Studien,“ sagte Herr Bruckner, als sich die Unterhaltung eine Weile zwischen Allgemeinheiten hin und her bewegte. „Die Kleine interessiert das auch. Sie war sieben Jahre in einem Hamburger Pensionat, und dort haben sie ihr das Köpfchen mit Weisheit gestopft. Sie wollte erst um jeden Preis Lehrerin werden, was jedoch aus verschiedenen Gründen nicht anging, und nun ist sie unser Hausmütterchen geworden, was gewiß ebensoviel wert ist. — Aber Sie essen ja nicht, wie ich sehe. Bitte, langen Sie zu. Meta kränkt sich, wenn man ihre Kunst mißachtet.“

Eckermann schaute seine Nachbarin mit einem Blick an, welcher dieser eine heiße Röte ins Gesicht jagte. „Ich habe vorhin, als ich an der offenen Tür Ihres Zimmers vorüberging, ein Klavier gesehen,“ sagte er, während er der Aufforderung des Hausherrn Folge leistete. „Spielen Sie, Fräulein Meta?“

„Natürlich spielt sie,“ antwortete Herr Bruckner rasch. „Sie kommt bloß selten dazu, und ich glaube auch, so eine rechte Freude zur Musik hat sie wohl nie gehabt. Sind Sie ebenfalls musikalisch, Herr Eckermann?“

„O ja, aber ein wenig zigeunerhaft. Ich spiele

alles nach, was ich höre, ohne mich viel um Noten und technische Belehrungen zu kümmern. Es wird mich in der ersten Zeit sonderbar anmuten, kein Klavier zu besitzen."

„Wir stellen Ihnen gern das unsere in Ihr Zimmer," bemerkte Meta eifrig.

„Nein, nein, an eine derartige Beraubung denke ich wirklich nicht. Sie wollen doch selbst zuweilen spielen."

„Gewiß nicht, Herr Eckermann, ich höre viel lieber zu."

Herr Bruckner lachte. „Die Sache ist doch sehr leicht lösbar," meinte er. „Das Klavier bleibt in deinem Zimmer, und Herr Eckermann spielt, während du im Hause beschäftigt bist. Vor Abend kommst du ja so wie so fast nie in dein Zimmer."

„Ich getraue mich aber wirklich nicht, in Fräulein Metas Heiligtum zu dringen," wehrte der junge Mann ab.

„Warum denn nicht? Mein Mädel ist nicht so albern, sich darüber aufzuregen. — Gelt, Meta, du stellst dein Klavier unserem lieben Hausgenossen gern zur Verfügung?"

„Natürlich, Papa, wenn du es wünschest."

„Ich bin sehr glücklich über die Erlaubnis," sagte Herr Eckermann mit einem warmen Lächeln. Dann tat er dem Hausherrn den Gefallen und erzählte von seinen Studien. Morgen wolle er sich einschreiben lassen und dann eine gründliche Besichtigung der Stadt vornehmen, erklärte er. Was wohl alles hier zu sehen wäre?

Bruckner erteilte bereitwillig Auskunft.

Als abgegessen war, wollte Meta sofort aus dem Zimmer verschwinden.

„Sie gehen schon wieder?“ bedauerte Eckermann. „Ach, und ich hatte schon eine so große Bitte in Bereitschaft.“

Meta blieb stehen und sah ihn fragend an. „Eine Bitte?“

„Ja. Ich wollte bitten, daß Sie mir den Garten zeigen.“

„Das kann ja Papa ebenso.“

„Warum denn ich? Dir kann die frische Abendluft auch nicht schaden. Ich komme später nach.“

„Ja, aber du weißt doch, daß ich gewohnt bin, Marie zu überwachen, wenn sie die Küche fertig macht.“

„So wirst du sie eben heute ausnahmsweise nicht überwachen. — Bitte, Herr Eckermann, nehmen Sie sich ein bißchen dieses widerspenstigen Mädels an und bringen Sie ihr Munterkeit bei. Sie ist eine so kleine, scheue Taube.“

Der blonde Kommis warf den beiden sich Entfernenden einen schmerzlichen Blick nach.

„Sehen Sie, Fräulein Meta,“ sagte Eckermann vergnügt, „Ihr Herr Vater setzt ein viel größeres Vertrauen in mich als Sie. Nun hat er mir sogar die Obhut über Ihre Seelenstimmung überantwortet. Munter soll ich Sie machen.“

„Ach ja, Papa hat manchmal so eigene Ansichten.“

„Speziell diese da finde ich aber sehr vernünftig. Junge Leute gehören zusammen, das begünstigt den Frohsinn. Hab' ich recht?“

Sie überhörte die Frage. „Nun sind Sie wohl sehr enttäuscht,“ meinte sie, auf den schmalen Kiesweg deutend, der sich vor ihnen auftat.

„Warum enttäuscht?“ fragte er.

„Weil alles so klein und bescheiden ist. Sie haben sich gewiß einen Park vorgestellt, nicht wahr?“

„O nein. Wir haben daheim einen großen, herrlichen Garten. Dieser hier aber ist mir lieber. Er strömt so viel Traulichkeit aus. Wollen wir uns ein wenig in diese sagenumsponnene Laube setzen?"

„Sagenumsponnen? Ich glaube, Sie tun ihr zu viel Ehre an. Es ist ein ganz harmloses Blätterdach ohne alle Sage."

„Sie wissen es vielleicht bloß nicht. Lauben wie diese hier sind wie geschaffen, um darin Märchen zu spinnen," schloß er blinzelnd.

Sie schüttelte den Kopf. „Ihre Vermutung bleibt holder Wahn. Unsere Magd putzt manchmal das Gemüse hier an diesem steinernen Tisch, aber sonst wird der Platz von niemand aus unserer Familie benützt."

„So wollen wir beide ihn sogleich in aller Form einweihen."

Meta zögerte. „Meine Zeit ist kostbar. Ich habe so unendlich viele Pflichten."

„Und Sorgen?"

„Natürlich, die Sorgen der Pflichten."

„Sehr schön gesagt. Nun, einen Augenblick werden Sie dem armen Fremdling doch gönnen." Er streifte ein paar Blätter von der Steinbank und zwang Meta durch einen bittenden Blick, sich neben ihn zu setzen. „Hier ist's doch wundervoll?" fragte er lächelnd.

Sie nickte und blickte sinnend geradeaus. „Ein einziges Mal bin ich hier gewesen, das war am Tage meiner Ankunft. Seitdem habe ich jedoch die Kostbarkeit der Minuten kennen gelernt und weiß, daß man nichts vergeuden darf, was einem nicht gehört."

„Das Los der Arbeitsbiene. Übrigens" — er neigte sich näher zu ihr hin — „jetzt kenne ich auch die Geschichte Ihrer Hände. Sie heißt Entsagung."

Meta erblaßte. „Was Sie nur immer mit meinen

Händen haben," sagte sie nervös. „Ich habe nie andere Hände gehabt, auch nicht, als mich noch jene Sphäre umgab, die mein eigentliches Element bildet."

„Natürlich. Der Mensch bringt ja die Zeichen seines Schicksals mit auf die Welt. Die Lebenslinie zum Beispiel —" Er griff nach ihrer Hand, welche sie halb unter der Schürze verborgen hatte, und versuchte es, trotz der Dämmerung ihre Linien zu entziffern. Aber er sagte nicht, was er geschaut. Schweigend ließ er die Hand wieder los.

„Sie ist wohl kurz, diese Lebenslinie?" fragte Meta.

„Der Begriff Alter ist ein relativer Begriff. Sie können recht gut sechzig und mehr Jahre leben. Auf hundert getraue ich mir Sie allerdings nicht zu schätzen; dazu sind Sie zu zart."

Sie lächelte. „So alt möchte ich auch gar nicht werden, Herr Eckermann."

„Auch nicht, wenn Sie glücklich wären?"

„Herr Eckermann —"

„Der Glückliche wünscht ewig zu leben," meinte er bestimmt. „Warum aber wollten Sie mir eigentlich vormachen, daß Sie nichts weiter wären als eine fleißige Arbeitsbiene?"

Metas Brust hob sich in heftigen Atemzügen. „Weil — weil es mir leichter ist, wenn alle dies glauben, woran zu glauben ich mich selbst mit aller Kraft bemühe. Als ich am Tage meiner Ankunft hier saß, da habe ich mit zuckendem Herzen meine Träume, meine Ideale, kurz alles, was meine Welt bildete, ins Grab gelegt und einen großen Stein darüber gewälzt. Die Inschrift dieses Steins heißt Arbeit, rastlose Arbeit. Wenn Sie mich nicht betrüben wollen, dürfen Sie nicht daran rütteln." Sie war aufgestanden und sah ihn mit großen, angstvollen Augen an.

„Und Sie glauben also, daß Ihnen die Metamorphose besser gelingt, wenn niemand von Ihren Kämpfen eine Ahnung hat?"

„Ganz bestimmt, Herr Eckermann."

Er schüttelte ungläubig den schwarzen Lockenkopf. „Das ist eine Täuschung, Fräulein Meta. Schon ein altes Sprichwort sagt doch, daß geteilter Schmerz halber Schmerz ist. Also?"

Sie griff mit der Hand in das grüne Blattwerk. „Ich habe einmal versucht, Klavier zu spielen," sagte sie langsam, „und wenn Sie das gleiche getan haben, werden Sie es aufgeben wie ich. Der Flügel ist vollkommen verstimmt. Das hat aber außer mir noch niemand bemerkt, und so wie meine Angehörigen an dieser Tatsache vorübergehen, ohne sie zu sehen, gehen sie an allem vorüber, was nicht unbedingt ins praktische Leben einschlägt. Sie sind eben darin aufgewachsen, sind dafür erzogen worden, während bei mir dies nicht der Fall ist. Solche Unterschiede gleichen sich schwer, vielleicht sogar niemals aus."

Der junge Mann lächelte. „Sie haben allerdings recht. Aber müssen es denn gerade die Eltern und Geschwister sein, denen man sich anvertraut?"

„Wer sonst? Freundinnen habe ich hier in der Stadt nicht, und wenn auch, so bliebe mir doch keine Zeit, sie zu besuchen."

Sein Lächeln vertiefte sich. „Da ist es ja ein wahres Glück, daß ich gekommen bin," meinte er übermütig. „Mit mir werden Sie doch manchmal über Ihre Schmerzen plaudern — wie? Ich verstehe mich auch so ein bißchen aufs Schwärmen und weiß, daß alle jungen Pensionsdamen große Schwärmerinnen sind."

Meta war rot geworden. „Ja," gestand sie, indem sie seinem neckenden Blick auswich, „wir haben alle

viel geschwärmt. Bald haben wir Hymnen auf die Helden des klassischen Altertums gedichtet, bald unsere toten Dichter mit Lorbeeren bekränzt. Ich war immer obenan, wenn es die Verehrung des Schönen betraf. Wissen Sie, wie man mich genannt hat in der Pension?"

„Nun?"

„‚Seelchen' haben sie mich genannt."

Er klatschte vergnügt in die Hände. „Das ist reizend! Ich werde Sie auch so nennen, wenn Sie es gestatten. Ja, darf ich?"

„Meinetwegen, wenn es Ihnen so großes Vergnügen macht."

„Unbändig. Ich habe mich also nicht getäuscht, als ich Flügel an Ihren Schultern zu sehen glaubte bei unserem ersten Zusammentreffen. Fräulein Seelchen, nicht wahr, wir werden recht bald einen gemeinsamen Flug in die Höhen unternehmen? Und wenn Sie Bücher wünschen, ich habe eine ganze Kiste voll mitgebracht: Goethe, Shakespeare — was Sie wollen."

Metas Augen leuchteten. „Wie schön wäre das, wenn ich Zeit hätte!"

„Die Zeit wird sich finden. Haben Sie denn nie Handarbeiten zu machen, bei denen Sie ruhig sitzen können?"

„Mehr als genug. Für morgen wartet schon ein ganzer Korb voll Flickwäsche auf mich. Aber dabei kann ich nicht lesen."

„So werde ich Ihnen vorlesen."

„Sie wollen das tun? Doch nein, Ihre kostbare Zeit! Es wäre unverantwortlich von mir, zu verlangen, daß Sie meinetwegen Ihre Studien vernachlässigten."

„Darüber machen Sie sich keine Sorge, Fräulein Seelchen. Ich habe mich nie besonders mit dem Lernen

angestrengt und bin noch überall glücklich durchgerutscht. Einmal wird man ja doch fertig damit."

Erschrocken ließ sie den Zweig los, den sie spielend zwischen den Fingern gedreht. „Lassen Sie das nur Papa nicht hören, Herr Eckermann. Er ist so überzeugt, daß Sie das Muster eines Studierenden sind, und es wäre sehr schlimm, wenn er eine andere Meinung von Ihnen bekäme."

„Werde mich hüten, Fräulein Seelchen. Übrigens, für einen Tunichtgut brauchen Sie mich deshalb nicht zu halten. Die Hauptsache bleibt doch, daß man kein Dummkopf ist und das Mundwerk am rechten Fleck hat. Dann geht's schon. Also auf ehrliche Kameradschaft! Schlagen Sie ein, Fräulein Meta."

Sie legte zögernd ihre Hand in die seine. „Wenn's nur auch das Richtige ist, Herr Eckermann."

Heiter lachte er. „Mein Wort darauf, daß es das Richtige ist. Und gleich morgen nach Tisch stimme ich Ihnen das Klavier. Dann wollen wir musizieren nach Herzenslust."

„Schön. Aber nun muß ich ins Haus."

„Jetzt schon? Herr Bruckner wollte doch nachkommen."

„Das hat er längst vergessen. Gute Nacht, Herr Eckermann! Und nennen Sie mich vor Papa nicht ‚Seelchen'. Es könnte ihm Gedanken machen."

Hastig schritt sie ins Haus zurück.

Langsam, ein Lächeln auf den Lippen, folgte ihr der junge Mann. — — —

Am nächsten Nachmittag stimmte Eckermann Metas Klavier. Das war keine Kleinigkeit. Die Saiten ließen immer wieder nach, und es dauerte infolgedessen mehrere Stunden, ehe der junge Mann Meta herbeiholte, damit sie das vollbrachte Werk begutachte.

„Nun spielen Sie aber auch!“ bat sie.

„Etwas Heiteres?“ fragte er.

Sie verneinte. „Ich ziehe ernste Musik vor.“

Er präludierte eine Weile und spielte dann die Ouvertüre zum Tannhäuser.

Meta war erst hinter ihn getreten, doch schon nach den ersten Takten zog sie sich lautlos an das Fenster zurück. Als Eckermann geendet, und alles still blieb, wandte er sich um. Meta stand in der Ecke und schluchzte in ihr Taschentuch.

Im Nu war er an ihrer Seite. „Fräulein Seelchen, was ist Ihnen denn? Hat das böse Spiel Sie so erregt?“

Sie nickte und preßte das Tuch fester an die Augen. „Es war das letzte Stück, das ich vor meinem Abgang aus der Pension in einem Zöglingskonzert gehört habe.“

„Und das erste, das Sie von mir hören. Sollte das nicht ein gutes Zeichen sein?“

Er versuchte es, ihr die Hände herabzuziehen, und als es ihm gelungen, hielt er sie fest und streichelte sie. „Fräulein Seelchen, Sie dürfen nicht länger traurig sein, das erlaube ich nicht. Schnell, nehmen Sie Ihren Flickkorb und setzen Sie sich zu mir in die Laube, wie Sie es mir versprochen haben.“

„Versprochen? Für heute? Sie irren sich, Herr Eckermann. Ich habe nichts versprochen.“

„Gewiß,“ log er wohlgemut, „es ist, wie ich sage. Aha, hier steht ja der Übeltäter! Sie gestatten.“ Mit beiden Armen hob er den Flickkorb, welcher seitwärts am Boden stand, empor und marschierte mit feierlicher Miene mit ihm davon. Meta mußte wohl oder übel nachgehen. Als sie in die Laube trat, hatte Eckermann bereits eine Anzahl Bücher auf dem Tisch ausgebreitet. „Wählen Sie,“ sagte er.

Meta griff mit glänzenden Augen zu. „Ah, Werthers Leiden — das ist schön!"

Er nahm ihr das Buch aus der Hand. „Nein, solch sentimentale Geschichten sind nichts für Sie. Das gehört für starke Naturen, die schon etwas abgehärtet sind gegen die Unbill des Schicksals, nicht für so sensible Wesen, wie Fräulein Seelchen eines ist. Oder haben Sie eine besondere Vorliebe für geladene Revolver und Selbstmordkandidaten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, an solchen Dingen gehe ich lieber vorbei. Ich habe in einsamen Stunden oft über das Lebensproblem nachgedacht und bin zu dem Resultat gelangt, daß es eigentlich bloß ein großes Morden ist. Das Schicksal jagt einen unaufhörlich dem Grabe zu mit seinen tückischen Überraschungen, und wo es allein nicht fertig werden will, da helfen die Menschen bereitwillig nach. Jeder ist der bewußte oder unbewußte Feind des anderen."

„Das ist ja eine ganz grausige Theorie, Fräulein Seelchen."

Sie lächelte. „Und vielleicht auch eine törichte, Herr Eckermann. Aber sie hat sich so nach und nach in mir ausgebildet, obwohl ich selbst noch nicht viel über die Bosheit meiner Nächsten zu klagen hatte. Und darum meine ich, man sollte sich das bißchen Sterben so schön als möglich machen, indem man nach Kräften das genießt, was einen vom Irdischen ablenkt."

„Also bloß höhere Genüsse!"

„Selbstverständlich. Wer wird denn in den Staub hinabblicken, wenn er die Höhen über sich fühlt?"

„Sie sind ein wunderkluges Seelchen, Fräulein Meta, und meine Hochachtung für Sie wächst von Minute zu Minute. Wohin also fliegen wir? Goethe behauptet, daß es in Italien sehr schön wäre; hier haben

Sie seine Reiseschilderungen. Paßt Ihnen das Programm?"

„Wie Sie noch fragen können! Ich werde sehr glücklich sein, darüber zu hören."

Mit einem Ausdruck gespannter Erwartung in den Zügen preßte sie das Stopfholz in einen der durchlöcherten Strümpfe und begann emsig zu stopfen, während Eckermann die italienische Reise in Angriff nahm.

Über eine Stunde las er ihr vor. Der Wohlklang seiner Stimme und die hübsche Art seines Vortrags erhöhten ihr Vergnügen, und je länger er las, desto tiefer senkte sich die Glut der Begeisterung auf ihre Wangen.

„So gefallen Sie mir," sagte Eckermann, im Lesen innehaltend. „Diese zarte Röte, welche der beneidenswerte Goethe auf ihre sonst so blassen Wangen gezaubert, steht Ihnen entzückend. Goethe als Schminktopf, ist das nicht großartig?" Er lehnte sich zurück und lachte über seinen Witz.

Meta warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. „Ich glaube, unsere Ansichten über Kunst sind im Grunde genommen doch recht verschieden, Herr Eckermann. Sie gewinnen allem die humoristische Seite ab, während ich leider immer dem Ernst nachspüre. Ob sich das auf die Dauer vertragen wird?"

Er haschte nach ihrer Hand, welche sie sekundenlang ruhend auf die Tischkante gelegt, und drückte blitzschnell einen Kuß darauf.

„Sie stehen ja auch so hoch über mir, Fräulein Seelchen. Ich bin eben noch ein ganz erbärmlicher, unzivilisierter Wilder."

„Mit diesem hohen Halskragen, dem modernen Kleiderschnitt und dem da?" fragte sie, auf seinen empor-

gekämmten Schnurrbart deutend, indem sie erschrocken und lächelnd zugleich die Hand zurückzog.

„O, mein Bart gefällt Ihnen also nicht? Wie soll ich denn den Schnurrbart tragen?“

„Wie Sie wollen.“

„So vielleicht?“ Er zog ihn auseinander.

„Nein, nein — so nicht!“

„Wenn Ihnen aber die andere Art nicht gefällt?“

„Sie sind schrecklich, Herr Eckermann! Behalten Sie Ihren Bart und lassen Sie mich fort. Es ist die höchste Zeit, daß ich den Kaffee besorge. Und besten Dank für den Kunstgenuß!“

„Sie wollen nicht wieder kommen?“ fragte er enttäuscht.

„Für heute nicht mehr. Es gibt jetzt drinnen für mich zu tun.“

„Aber den Flickkorb darf ich Ihnen doch tragen, wie?“

„Ich hole ihn später.“

„Und morgen früh — gehen Sie da wieder auf den Markt so wie heute?“

„Allerdings.“

„Da müssen Sie mich mitnehmen, Fräulein Seelchen!“

„Aber Herr Eckermann, Ihre Vorlesung!“

„Morgen versäume ich nichts.“

„Meinetwegen denn,“ sagte Meta lachend. „Aber da heißt es, zeitig aufstehen. Um sieben Uhr gehe ich.“

Eckermann wartete schon vorm Tor, als Meta, mit zwei Henkelkörben ausgerüstet, am nächsten Morgen ihren Ausgang antrat.

„Sie sind also wirklich da?“ sagte sie mit gut gespielter Verwunderung. „Ich habe mich doch so still fortgeschlichen.“

„Hübsch ist das gerade nicht von Ihnen. Warum wollen Sie mich denn nicht mit haben?"

Meta hing mit großer Umständlichkeit den einen Korb an ihren rechten Arm. „Weil es gar zu komisch aussieht," meinte sie errötend. „Es wird auffallen, wenn Sie mich von einer Marktbude zur anderen begleiten, und die Leute werden ihre Bemerkungen machen."

„Was kümmern uns die Leute!"

Einträchtig gingen sie nebeneinander zum Marktplatz. Lächelnd sah er ihr zu, wie sie mit Kennermiene wog, prüfte und kostete und das, was ihr zu teuer schien, beiseite schob, um das Billigere zu erstehen.

„Ich glaube, Herr Bruckner hat gar keine Ahnung, was für eine Perle von einem Hausmütterchen er besitzt," bemerkte er, als Meta sich zum Heimkehren rüstete. „Und wie schwer die Körbe sind! Sie sollten nicht so schwere Dinge heben und tragen, Fräulein Seelchen. Das schadet Ihrer Gesundheit."

„Man kann nicht immer an seine Gesundheit denken, Herr Eckermann."

„Wenn man aber so zart ist wie Sie," beharrte er mit einem besorgten Blick auf ihre schlanke Gestalt. „Sie müssen doch furchtbar müde sein, wenn Sie so den ganzen Tag ununterbrochen geschafft haben?"

Sie wandte sich halb von ihm ab. „Ich denke dann eben an meine übernommenen Pflichten, und das gibt mir neue Kraft."

Im Flur stießen sie mit Bruckner zusammen.

„Herr Eckermann ließ es sich nicht nehmen, mich zu begleiten," stammelte Meta erglühend.

„Natürlich nicht," rief dieser fröhlich. „Wir haben die köstlichsten Dinge gesehen, und das war mir ein Riesenspaß. Hier, diese Rübe habe ich selbst ausgesucht.

Ist sie nicht wundervoll? So, und nun sollen Sie mir nicht verwehren, Fräulein Meta, Ihnen diese beiden Ungetüme da in die Küche voranzutragen."

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, rannte er mit den gefüllten Körben die Treppe hinauf.

Bruckner schaute ihm strahlend nach. Dann wandte er sich an seine Tochter und tätschelte ihr zärtlich die Wange. „Recht so, Meta. Unterhalte dich nur ein bißchen. Eckermann ist ein famoser Junge, und du kannst schon etwas entgegenkommender sein gegen ihn als gegen andere junge Leute. Er wird einmal eine brillante Partie; na, und ihr seid ja beide jung und könnt warten." Damit schritt er an ihr, nachdem er ihr nochmals ermunternd zugenickt, vorbei.

Wie erstarrt lehnte Meta sich an die Mauer. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, ihre Hände zitterten, und ein Ausdruck grenzenlosen Schreckens malte sich in ihren Zügen. Die derbe Hand, welche blindlings in das erste schüchterne Erwachen ihres Herzens gegriffen, hatte eine furchtbare Verwirrung in ihrem Innern angerichtet. Langsam hatte sich ein wunderholdes Bild vor ihren Augen zu formen begonnen, und nun kam jemand und benannte das, wofür sie selbst noch keine Erklärung wußte, mit einem schier ungeheuerlichen Namen. Eckermann war also eine „gute Partie", und der Vater protegierte ihn. Das Ganze war vielleicht nur eine abgekartete Sache zwischen den beiden Vätern. Abscheulich! Ein Schauer flog durch Metas Glieder, während sie sich mühsam die Treppe hinauftastete.

Das Grauen vor dem Zwang, den andere auf sie ausüben wollten, legte sich ernüchternd auf ihre Empfindungen, und eine maßlose Empörung war alles, was in ihrem Herzen zurückblieb. Von nun an würde

sie Herrn Eckermann aus dem Wege gehen. Mochte der Vater dann schelten, wie er wollte.

Scheu flog sie an der Tür ihres Zimmernachbars vorüber in ihr eigenes Gemach und flüchtete, sobald sie ihr Hauskleid angelegt, in die Küche.

„Sehen Sie nach, Marie," sagte sie nach einer Weile zu dem Mädchen, „ob Herr Eckermann daheim ist. Wenn nicht, wollen wir gleich das Klavier in sein Zimmer schieben. Er wird es ja doch nicht benützen, wenn es bei mir steht."

Marie ging und kehrte mit der Nachricht zurück, daß Herr Eckermann ausgegangen sei.

„Also dann rasch!" befahl Meta.

Der Lehrling wurde geholt, und mit dessen Hilfe der Flügel ohne besondere Schwierigkeit ins Nebenzimmer geschoben.

„Jetzt ist's aber voll," kritisierte Marie unzufrieden. „Dafür ist's bei dem Fräulein fast kahl."

„Wenn man vermietet, muß man in erster Linie die Wünsche seiner Mieter berücksichtigen," erklärte Meta mit erlöstem Aufatmen. —

Als Eckermann zurückkam und nach ihr fragte, erfuhr er, daß Meta in der Waschküche beschäftigt wäre.

„Das Fräulein wird aber doch bald heraufkommen?" meinte er.

Marie zuckte die Schultern. „Das glaub' ich nicht. Fräulein Meta wird vor Abend ihren Posten kaum verlassen."

Ärgerlich nahm Eckermann seinen Hut und ging wieder fort.

— — — — — — — — — — — — — —

Zu seiner Verwunderung bekam er Meta auch am Abend nur bei Tisch zu sehen. Sie zog sich gleich nach dem Nachtessen in ihr Zimmer zurück, und heute war

doch ein so herrlicher Sommerabend, wie geschaffen zum Schwärmen!

Durch die Wand hindurch versucht er eine Anrede. Ob sie denn nicht ein bißchen herauskäme? Oder ob ihr Vater vielleicht wegen ihres gemeinsamen Marktganges gescholten habe und sie ihm böse wäre? Und warum sie ihm nun doch den Flügel ins Zimmer gestellt habe? Förmlich verstoßen fühle er sich dadurch.

Aber er bekam keine Antwort.

In der Hoffnung, sie umzustimmen, setzte er sich schließlich ans Klavier und spielte, hielt manchmal lauschend inne und spielte dann wieder weiter. Doch Meta reagierte auch darauf nicht. Wütend schlug er endlich den Deckel zu.

Erst am folgenden Tag in vorgerückter Abendstunde wurde ihm die ersehnte Begegnung. Meta war gerade mit einer Schachtel Zündhölzer auf die Treppe geeilt, um das Lämpchen anzuzünden, da Marie es wieder einmal vergessen hatte. Da hörte sie plötzlich von oben einen bekannten Schritt, und im selben Moment entglitt ihr auch schon die Zündholzschachtel.

„Endlich!" sagte Eckermann, an ihrer Seite stehen bleibend. „Was machen Sie denn da im Finstern, Fräulein Seelchen?"

„Licht will ich machen," stammelte sie, sich von ihm abwendend, „und nun ist mir die Schachtel mit den Zündhölzern entfallen."

„Das ist kein großes Unglück. Da" — er bückte sich und hob die Schachtel von der unteren Stufe auf — „hier sind die Hölzer. Aber das eilt nicht. Erst sagen Sie mir, warum Sie seit gestern so sonderbar zu mir sind."

„Bitte, geben Sie mir die Zündhölzer, Herr Eckermann!"

„Sofort, Fräulein Meta. Also habe ich Ihnen etwas getan?"

„Sie haben mir nichts getan."

„So hat jemand anderes Ihnen etwas getan?"

„Ja, so ist's."

„Darf ich nicht wissen, was?"

„Nein, Herr Eckermann, und ich hoffe auch, daß Sie es nie erfahren werden. Aber jetzt —"

„Das muß ja etwas Fürchterliches gewesen sein. Wenn ich aber schuldlos daran bin, warum lassen Sie mich's dann entgelten?"

„Die Zündhölzer, Herr Eckermann!"

Er trat so dicht an sie heran, daß seine Schulter die ihre berührte. „Daß Sie nicht aus bloßer Bequemlichkeitsrücksicht für mich das Klavier in mein Zimmer schaffen ließen, sagt mir mein Verstand. Sie sind erzürnt über mich."

„Nicht unmittelbar, Herr Eckermann."

„Also mittelbar. Sie sollen mir aber wieder gut sein, Fräulein Seelchen."

Sie wich ängstlich immer weiter zurück. „Herr Eckermann, geben Sie mir jetzt die Zündhölzer! Es schickt sich nicht, daß ich hier noch länger mit Ihnen im Finstern stehe."

„Gleich sollen Sie von mir befreit sein. Aber vorerst müssen Sie mir sagen, ob Sie mir wieder gut sind."

„Ja, Herr Eckermann, ich bin Ihnen wieder gut."

„Wie gut?" fragte er, sein Gesicht dem ihren nähernd.

Sie antwortete nicht, nur das heftige Zittern, welches durch ihren Körper ging, teilte sich ihm mit.

Da zog er sie an sich und küßte sie. „Sind Sie mir so gut? Ja, Seelchen?"

Leise aufstöhnend machte sie sich los, blieb aber

plötzlich stehen und schlang überwältigt die Arme um seinen Nacken. „Ja, ich bin Ihnen so gut, ich habe Sie lieb!“

„Seelchen!“

Ihre Arme lösten sich. „Machen Sie jetzt Licht,“ bat sie mit bebender Stimme, „und versprechen Sie mir, daß Sie ewig bewahren wollen, was ich Ihnen eben gesagt. Auch Papa gegenüber. Er darf es nie erfahren. Versprechen Sie mir's!“

Er zündete bedächtig die an der Mauer hängende Lampe an und nahm den Glaszylinder aus Metas bebenden Händen. „Warum denn nie?“ meinte er. „Ist es denn ein so großes Verbrechen, wenn zwei junge Herzen einander in Liebe entgegenschlagen?“

„Ich weiß nicht, ob es ein Verbrechen ist, ich weiß nur, daß ich sehr unglücklich wäre, wenn unser Geheimnis verraten würde.“

„Nun denn, so wollen wir's also nach Art der Schatzgräber recht tief vergraben, es wird dadurch doppelt süß sein. Sie kommen doch nach dem Essen ein bißchen in den Garten? Natürlich kommen Sie! Eventuell nehmen wir den Vater mit. Väter, welche viel Zahlen schreiben, haben meist etwas trübe Augen, und es wird sich daher schon machen lassen, daß ich Ihnen den Kuß, den ich vorhin ohne viel Umstände entliehen, mit Zinseszinsen zurückzahle. O, ich bin ein grundehrlicher Mensch!“

Meta schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Herr Eckermann.“

„Ich heiße Adolf.“

Sie legte ihm erschrocken die Hand auf den Mund. „Ich bitte Sie, wenn das jemand hört!“

„Daß ich Adolf heiße? Das ist doch harmlos, sollte

man meinen. Aber warum wollen Sie nicht in den Garten kommen?"

„Papa wird es auffallen, wenn ich nicht in die Küche gehe."

„So werde ich das arrangieren. Ich lade ihn zu einem Spaziergang durch den Garten ein, frage, ob Sie nicht gut täten, sich ebenfalls anzuschließen, Sie sträuben sich ein bißchen, und wir wandern dann alle drei vergnügt ins Freie. Wird es so gehen?"

Sie senkte das glühende Gesicht tief herab. „Ja — ja, so wird es gehen."

— — — — — — — — — — — — — —

Der folgende Tag war ein Donnerstag, und Meta ging gleich nach dem Frühstück hinab ins Geschäft, um ihren Platz an der Kasse einzunehmen. Es kamen viele Kunden, deren Umständlichkeit allein schon die Landbewohner kennzeichnete und den Bedienenden viel zu schaffen machte.

Gegen Mittag trat Eckermann ein. Er kaufte einige Krawatten und präsentierte dann Meta lächelnd seine Rechnung.

„Ich hoffe, Sie machen Ihr Unrecht von gestern abend wieder gut," flüsterte er dabei, während sie mit zitternden Fingern das Geld abzählte.

„Welches Unrecht, Herr Eckermann?"

„Sie wissen schon."

„Nein, ich weiß nichts."

„So will ich es Ihnen sagen. Draußen in der Laube, wenn wir uns unter Goethes Schutz zusammenfinden, erwartet Sie die Strafpredigt. Kommen Sie bald! Ihr Vater ist sehr zufrieden darüber, daß ich Sie ein bißchen aus Ihrem Einsiedlerdasein emporrüttle. Sie haben von ihm nichts zu fürchten."

Meta wurde dunkelrot.

„Fräulein Meta, Sie möchten zum Essen kommen," meldete der blonde Kommis, durch die Glastür eintretend. Sie verließ sofort ihren Platz.

„Ich warte," raunte Eckermann ihr im Vorübergehen zu.

Als sie dann eine halbe Stunde später wirklich zu ihm in die Laube trat, empfing er sie mit einer halb lachenden, halb vorwurfsvollen Miene. „Schmählich betrogen haben Sie mich gestern!" sagte er.

„Ich?" fragte sie, ihre Arbeit ausbreitend.

„Ja, Sie, Fräulein Seelchen. Erst lassen Sie sich durch tausend Bitten bewegen, in den Garten zu kommen, und als wir endlich eine Minute des Alleinseins finden, und ich Sie in meine Arme nehmen will, da reißen Sie aus. War das hübsch?"

„Es war vielleicht nicht hübsch, aber es war das Richtige. Als Sie mich gestern küßten, da nahm ich dies als ein Zeichen, daß Sie mich lieb hätten."

„Nun?"

„Ich erwiderte Ihren Liebesbeweis und bereue auch nicht, dies getan zu haben. Aber nun dürfen Sie mich nicht mehr küssen."

„Warum nicht?" fragte er sichtlich enttäuscht.

Sie schaute ihn flehend an. „Es geht mir etwas durch den Sinn, über das ich nur langsam hinwegkommen werde. Auch erscheint mir die Heimlichkeit als ein Unrecht gegen den Vater."

„Sie waren es aber doch selbst, die am meisten darauf drang."

„Ja, denn die Heimlichkeit der Liebe ist etwas Köstliches, und je schlackenloser sie ist, desto köstlicher ist sie. Mit dem Küssen ist das anders."

Eckermann verschränkte die Arme über der Brust und blickte vor sich hin. Plötzlich lachte er auf.

„Worüber lachen Sie?“ fragte Meta.

„Ich lache über Ihre sonderbare Auffassung. Die natürlichste Folgerung der Liebe ist doch das Küssen.“

„Und Sie sind also der Ansicht, daß es ohne Küssen überhaupt nicht geht?“

„Ich halte es für töricht, sich freiwillig um etwas zu berauben, das in der Liebe begründet ist.“

„So teilen sich darin unsere Ansichten. Ich glaube, wahre Liebe bedarf keines äußeren Zeichens, um Genüge zu finden.“

Eckermann zog seufzend die Stirne kraus. „Ich habe mir das so schön gedacht: Verstohlene Händedrücke, hie und da ein heimlicher Kuß. Und nun verbannen Sie mich schon am ersten Tag unseres Liebesglücks zu vollständiger Entsagung. Ich glaube, Sie haben eine gar zu strenge Auffassung von unserem Verhältnis, Fräulein Seelchen.“

„Zu streng?“

„Nun, ich meine, es ist doch nichts Ungeheuerliches, wenn zwei sich lieb haben und dem auch von Zeit zu Zeit durch eine Liebkosung Ausdruck verleihen. Überhaupt die Liebe zwischen dem Haustöchterchen und dem Zimmerherrn, das steht ja geradezu auf der Tagesordnung. Es ist fast selbstverständlich, daß sie sich ineinander verlieben und — manchmal heiraten sie sich doch auch,“ schloß er eilig.

Meta wagte nicht aufzublicken. „Möchten Sie jetzt so freundlich sein und weiterlesen?“ fragte sie.

„Gern, Fräulein Seelchen. Aber vorerst sehen Sie mich noch einmal an, so lieb wie gestern — ja? Und dann nennen Sie mich ein einziges Mal bei meinem Vornamen, bitte — bitte! Oder haben Sie mich schon etwas weniger lieb heute?“

Mit Tränen in den Augen wandte sie sich zu

ihm. „Nein, Adolf, ich werde nie einen anderen lieben.“ — — —

Wochen vergingen, ohne daß es Eckermann gelungen wäre, Meta aus ihrer schüchternen Zurückhaltung aufzuscheuchen. Er wußte, daß sie mit ganzem Herzen an ihm hing, aber sobald er es versuchte, sich ihr mit ungestümer Zärtlichkeit zu nähern, hielt sie ihn energisch von sich ab. Das verdroß ihn, und er begann allerlei auszuhecken, womit er sie für ihre Unnahbarkeit strafen konnte. Einige Male schon war er nach Tisch nicht in den Garten gekommen, trotzdem er überzeugt war, daß sie sehnsüchtig auf ihn wartete, und wenn er ihr am Morgen versprochen hatte, sie Abends durch einen musikalischen Vortrag zu erfreuen, unterließ er es mit der Begründung, daß ja auch sie so manchen seiner Wünsche nicht erfülle.

Dies brachte bei Meta zwar keine Sinnesänderung hervor, aber es hatte Verstimmungen zur Folge, welche oft mehrere Tage andauerten.

So verstrich ein warmer Sommerabend nach dem anderen, und Meta saß einsam in der Laube, indes Eckermann mit seinem Groll auswärts weilte. Auch das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Bruckner litt darunter.

Als er wieder einmal nach dem Nachtessen sich den Herrschaften empfahl, um auszugehen, winkte Bruckner seine Tochter zu sich.

„Du,“ sagte er, dem Enteilenden einen finsteren Blick nachsendend, „ich glaube, wir sind mit dem jungen Menschen da hereingefallen. Er ist nicht, was er für den ersten Moment scheint.“

Metas Herz krampfte sich zusammen. „Studiert er denn nicht fleißig?“ fragte sie unsicher. „Er geht doch jeden Vormittag ins Kolleg.“

„Meinst du? Nun, ich habe mich erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß Eckermann weit öfter beim Frühschoppen als im Kolleg zu finden ist. Na und Abends? Während er anfangs gar nie ausging, läuft er jetzt jeden zweiten Abend fort und kommt erst nach Mitternacht heim. Gestern war es wieder zwei Uhr, als er die Treppe heraufpolterte. Hörst du ihn denn nicht?"

„Ich schlafe so fest, Papa. Aber so viel ich weiß, ist Herr Eckermann einem Gesangverein beigetreten. Da wird er natürlich auch den Proben beiwohnen wollen."

Bruckner blickte sie mißbilligend an. „Nimmst du ihn vielleicht in Schutz? Das täte mir um deinetwillen leid. Einem Schlemmer die Stange zu halten, ist nicht Sache eines wohlerzogenen Mädchens."

Brennend rot senkte Meta vor seinen prüfenden Augen das Antlitz. „Ich denke gar nicht daran, Herrn Eckermann zu verteidigen," stammelte sie, „aber da du selbst ihm doch alle möglichen guten Eigenschaften zusprachst —"

„Ich schloß eben vom Vater auf den Sohn. Na, man sieht wieder einmal, wie leicht man sich täuschen kann. Wenn Herr Adolf es noch eine Weile so fortmacht, werde ich seinen Vater benachrichtigen, damit er sich einmal nach ihm umsieht. Punktum."

Schlaflos verbrachte Meta die Nacht.

Als Eckermann am Morgen leise pfeifend an der Küche vorüberging, eilte sie ihm angstvoll entgegen.

„Wieder gut?" fragte er, die Zigarre aus dem Mund nehmend und ihre Rechte ergreifend.

Sie überhörte die Frage. „Ich habe eine Bitte an Sie," sagte sie eindringlich, „gehen Sie nicht wieder zum Frühschoppen anstatt ins Kolleg."

Er wurde ein wenig rot. „Hat man mich angeschwärzt? Wer war denn so liebenswürdig?"

„Das weiß ich nicht, Herr Eckermann. Aber Papa war sehr verstimmt darüber, und auch das mißfällt ihm, daß Sie jetzt am Abend so oft ausgehen. Bitte, gehen Sie künftig nicht so oft fort. Tun Sie es mir zuliebe.“

Er fuhr sich aufgeregt durch die schwarze Lockenfülle. „Tun Sie denn mir etwas zuliebe, Fräulein Seelchen? Ihre Kälte ist doch allein der Grund, warum ich ausgehe.“

„Ich bin nicht kalt. Sie wissen, daß ich mein Leben für Sie —“

„Ja, aber keinen einzigen Kuß. Wollen Sie heute abend artig bei mir in der Laube sitzen, so verspreche ich, daß ich die ganze kommende Woche daheimbleiben will.“

Strahlend blickte sie ihn an. „Ja, ich will artig sein.“

„Und lieb?“

„Ja.“

„Und mich küssen?“

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich halte, was ich mir gelobt. Wenn Sie mich mit Gewalt davon abbringen wollen, haben Sie mich nicht wirklich lieb.“

Mißmutig schob Eckermann die Zigarre wieder in den Mundwinkel.

„Meinetwegen,“ sagte er. „Sie werden zufrieden mit mir sein. Aber nun sollen Sie auch einen Vorwurf zu hören bekommen. Sie haben heute nacht gehustet.“

„Wirklich?“ fragte sie erschrocken. „Hat es Sie im Schlaf gestört?“

„Das nicht. Allein es ängstigt mich. Wenn Sie es wieder tun, verklage ich Sie beim Herrn Papa. Seinem Töchterchen gebührt jedenfalls mehr Fürsorge als einem so alten Jungen, wie ich einer bin,“ fügte er in einem Anflug von Trotz hinzu. —

Noch am selben Tag rückte Meta ihr Bett an die entgegengesetzte Wand, damit Eckermann es nicht mehr hören sollte, wenn sie des Nachts hustete.

Er sprach auch nicht mehr darüber. Die Kissen, in denen sie das Gesicht vergrub, begruben auch ihre Schmerzen.

— — — — — — — — — — — — —

Eckermanns gute Vorsätze hielten leider nicht lange an. Nachdem er eine Woche nicht aus gewesen, schien er sich für den freiwillig auferlegten Zwang doppelt entschädigen zu wollen. Er wurde außer zu den Mahlzeiten nur selten mehr sichtbar im Kreise der Familie Bruckner, und auch dann nur für Augenblicke. Schweigend notierte der Hausherr die fortschreitende Veränderung im Gebaren seines Mieters. Nach Ablauf des Vierteljahres wollte er ihm kündigen und damit der ganzen Sache ein Ende bereiten. —

Immer seltener geschah es, daß Eckermann Meta in der Laube Gesellschaft leistete.

„Die italienische Reise ist ja recht interessant, aber auch recht lang," hatte er einmal gähnend gesagt. „Man sieht gar kein Ende ab."

„So lassen wir sie liegen. Ich werde sie für mich selbst zu Ende lesen," antwortete Meta mit müdem Lächeln.

Er war es zufrieden und brachte ein paar kleinere Sachen, die schneller abgetan sein würden.

„Wie bald werden wir hier überhaupt nicht mehr sitzen können," meinte er dabei, eine Handvoll gelber Blätter vom Tisch streichend, „es wird allmählich Herbst."

Meta nickte. „Ja, es wird Herbst," sagte sie leise und traurig. —

Eines Abends, als sie nach dem Nachtessen in ihr Zimmer hinaufging, stieß sie mit Eckermann zusammen,

der eben in Zylinder und tadellosen Lackschuhen wieder fortging.

„Sie gehen aus?“ fragte sie.

„Ja,“ bestätigte er vergnügt, „heute gehen wir wieder zu den Gänseblümchen.“

„Wohin gehen Sie?“

„Zu den Gänseblümchen. Na, Sie können ja nicht wissen, was das ist. In die Tanzstunde gehe ich. Da sind lauter so halbflügge Küchlein, mit denen man sich famos unterhalten kann. Und die Herren sind natürlich auch meist im zartesten Alter. Ich genieße infolgedessen einen Riesenrespekt, und das macht Spaß. Man fühlt sich da so als interessanter Greis.“

„Recht gute Unterhaltung, Herr Eckermann!“

„Danke.“ Er haschte nach ihrer Hand, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und gab sie sofort wieder frei. „Schade, daß Sie nicht auch in die Tanzstunde kommen, Fräulein Meta. Aber Seelchen tanzen ja nicht.“

„Nein, Seelchen tanzen nicht. Gute Nacht, Herr Eckermann!“

— — — — — — — — — — — — — —

Mit gefurchter Stirn geleitete Bruckner den alten Hausarzt hinauf in Metas Zimmer.

„Sie war bisher immer ganz frisch,“ sagte er angsterfüllt. „Gestern legte sie sich, wollte aber nicht, daß ich nach Ihnen schickte, und heute früh ist plötzlich der Blutsturz gekommen.“

„Nun, es kann auch vom Magen sein. Ist in Ihrer Familie jemand lungenkrank?“

„Meine Frau ist daran gestorben.“

Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. „Hat Fräulein Meta nie über Stechen, Fieber oder dergleichen geklagt?“

„Nie, Herr Doktor.“

„Das wäre ja ein gutes Zeichen. Nun, ich werde gleich wissen, woran wir sind.“ Er klopfte an Metas Tür.

„Bitte, suchen Sie mich dann gleich in meinem Kontor auf,“ sagte Herr Bruckner, sich zurückziehend.

Der Doktor nickte und trat ein.

Seine Züge nahmen einen besorgten Ausdruck an, als er sich über Meta beugte, welche, weiß wie eine Lilie, mit geschlossenen Augen dalag.

Er strich über ihre Hand hin, und dadurch erwachte sie. Mit unsäglicher Anstrengung öffnete sie die Lider.

„Wir sind sehr matt, wie?“ fragte der Arzt teilnahmvoll.

„Ja, ich weiß nicht, wie das gekommen ist. Gestern habe ich noch bis Mittag geschafft und heute —“

Die Stimme versagte ihr.

„Das wird schon wieder alles werden. Sind Sie im stande, sich ein wenig aufzurichten? Nur so viel, daß ich Herz und Lunge untersuchen kann?“

Mühsam stützte sie sich in den Kissen auf.

„Danke,“ sagte der Doktor nach einer Weile. Er setzte sich ans Bett und fühlte nach ihrem Puls. „Sie haben nie Fieberanfälle gehabt?“ fragte er.

Sie zögerte. „Manchmal hatte ich wohl die Empfindung, das war aber stets nur am Abend. Tagüber war mir ganz wohl.“

„Und gehustet haben Sie nicht bisher?“

„Des Nachts öfters.“

„Schon längere Zeit?“

„Es wird mehrere Monate sein.“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Warum haben Sie mich nicht früher zu Rate gezogen? Nun werden wir keine kleine Mühe haben, wieder zurechtzukommen.“

Ein Lächeln flog über ihre Züge. „Ihre Mühe wird nichts nützen, Herr Doktor. Ich weiß, daß ich sterben muß. Es steht ja hier."

„Wo?"

„Hier — die Lebenslinie!"

„So abergläubisch also sind Sie? Nun, wir wollen die böse Lebenslinie da Lügen strafen."

„Es gelingt Ihnen nicht, Herr Doktor. Ich fühl' es, daß es mit mir zu Ende geht. Der Gedanke hat aber gar nichts Fürchterliches für mich. Ich glaube, ich passe überhaupt nicht recht in diese Welt."

„Das ist eine unsinnige Idee. Sie werden hübsch die Medizin nehmen, welche ich Ihnen aufschreibe — ja?"

Sie bejahte stumm. Ihre Augen schlossen sich schon wieder.

Nachdem er Marie noch einige Verhaltungsmaßregeln erteilt, empfahl sich der Doktor. Er ging alsogleich ins Kontor hinab.

„Herr Bruckner," sagte er, indem er dem Kaufmann die Hand auf den Arm legte, „ich will Sie nicht mit Versprechungen hinhalten, welche sich nicht erfüllen, und ich hoffe auch, daß Sie es wie ein Mann tragen werden. Ihre Tochter befindet sich im letzten Stadium. Weder ich noch ein anderer vermag sie zu retten. Sie fühlt das selbst und erträgt es wie eine Heldin. Also zeigen Sie sich nicht schwächer."

Stöhnend sank Bruckner in den Sessel zurück.

„Meine Meta verloren! Es kann ja nicht sein!"

„Leider ist es wahr. Die Vererbung —"

„Wie lange kann es noch dauern, bis —"

Der Arzt zuckte die Schultern. „Es ist ein Leben von heute auf morgen. Es ist möglich, daß noch Wochen vergehen, es kann aber ebenso jede Stunde zu Ende

sein. Sie müssen auf jeden Fall vorbereitet sein. Auch ist es unumgänglich notwendig, eine Wärterin zu nehmen. Ich schicke sie Ihnen gleich selber."

Noch im Lauf des Vormittags kam die Wärterin, um Marie von der Pflege abzulösen.

„Wenn Sie Herrn Eckermann sehen," raunte Meta dem Mädchen zu, „so verraten Sie nicht, daß ich krank bin. Es macht einen so unfreundlichen Eindruck, jemand neben sich krank zu wissen." Dann streckte sie der Krankenschwester, welche mit gütigem Lächeln an ihr Bett schritt, die Hand entgegen. „Sie sollen nicht viel Arbeit haben mit mir, Schwester. Ich bin eine anspruchslose Kranke, und Frieden ist alles, was ich mir noch wünsche."

Ganz still lag sie da, mit Augen, welche schon in die Ewigkeit zu blicken schienen.

Nach einer Weile rief sie leise den Namen der Schwester.

„Wünschen Sie etwas?" fragte diese, von ihrem Buch aufsehend.

„Ja, ich möchte etwas von Ihnen wissen. Sie sind noch sehr jung, Schwester?"

„Ich bin zwanzig Jahre."

„Sie haben nie jemand so über alles lieb gehabt?"

„Außer meinen Eltern — nein. Aber ich verstehe trotzdem, was Sie damit sagen wollen."

Ein Leuchten ging über Metas Gesicht. „Sie begreifen es also, daß man jemand mehr als sein Leben, mehr als alles, was einen umgibt, lieben kann?"

„Gewiß. Die Liebe, von der Sie sprechen, ist vom lieben Gott ebenso eingesetzt worden wie jede andere."

„Ja, das habe ich mir oft gesagt. Aber wenn nun der, welcher unsere Welt bildet, diese Liebe gar nicht

verdient, wenn er ihrer unwürdig ist, und wir ihn trotzdem lieben, immer heißer, immer glühender, immer inniger — ist das dann Sünde? Sagen Sie mir es, Schwester!"

Die Schwester blickte sinnend vor sich hin. „Wenn man mit so vielen Menschen zusammenkommt, wie ich," sagte sie langsam, „dann gelangt man allmählich zu der Anschauung, daß niemand so schlecht ist, um absolute Verachtung zu verdienen. Ein wenig Gutes schläft in jeder Menschenseele, wenn auch das Unkraut noch so hoch darüber wuchert. Oft bringt ein geringfügiger Umstand eine wunderbare Veränderung hervor, und das Gute dringt gewaltsam durch. Deshalb ist niemand verloren, solange er lebt, und auch die Liebe zu einem solchen Menschen kann daher keine Sünde sein. Es ist ihr ja so viel Mitleid und hoffendes Vertrauen beigemischt. — Aber nun dürfen Sie nicht mehr fragen. Ihre Hände glühen schon wieder."

Meta nickte ihr dankbar zu. „Jetzt habe ich nichts mehr zu fragen, Schwester."

Täglich zweimal kam der Arzt. Er konnte nichts anderes feststellen, als was er bei der ersten Untersuchung erkannt.

Eines Abends traf er am Gang mit Eckermann zusammen, der eben die Treppe heraufgeeilt war.

„Wer war denn das?" fragte der Doktor das Dienstmädchen.

„Unser Mieter, Herr Eckermann."

„Weiß er denn nichts von Fräulein Metas Erkrankung, daß er mit solchem Gepolter die Treppe heraufkommt?"

„Ich weiß es nicht."

„So sagen Sie's ihm gefälligst. Wenigstens Ruhe soll unserer armen Patientin gegönnt werden."

Als Eckermann am Abend heimkam, wurde er von Marie abgefaßt.

„Ich soll Sie bitten, leiser aufzutreten, wenn Sie die Stiege heraufgehen," sagte sie. „Unser gnädiges Fräulein ist sehr krank."

„Fräulein Meta?" fragte er, blaß werdend. „Was fehlt ihr denn?"

„Sie hat's auf der Lunge, und der Doktor meint —"

Aufschluchzend floh sie davon.

Eckermann schloß lautlos seine Tür auf. Also krank war sie! Deshalb hatte er sie die letzten Tage gar nicht gesehen. Und schlimm mußte es um sie stehen. Freilich, sie war ja so überaus zart, da konnte es leicht sein.

Er fuhr mit der Hand über die Augen hin. „Armes Seelchen!" murmelte er. Sein Blick fiel auf den Flügel, und wie von einem inneren Impuls geleitet, schlug er den Deckel zurück. Er wollte spielen, für sie, damit sie sich ein wenig freute. Ganz leise nur, daß es sie nicht erschreckte. Im feinsten Pianissimo begann er den Pilgerchor aus dem Tannhäuser.

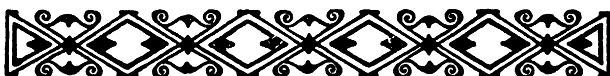
Bruckner, welcher an Metas Bett stand und ihre fieberheiße Hand streichelte, zuckte bei dem ersten Klang empört zusammen. „Eine solche Rücksichtslosigkeit! — Bitte, Schwester, gehen Sie hinüber und —"

Meta fiel ihm rasch in die Rede. „Laß nur, Papa," bat sie mit glücklichem Lächeln, „es tut mir nicht weh, und ich hör's so gern. — Er spielt ja für mich!" schloß sie, wie zu sich selber sprechend.

Die Wange an ihres Vaters Hand gelegt, lauschte sie mit verklärtem Ausdruck, wie Ton um Ton herüberquoll. Als der letzte verklang, war auch im Krankenzimmer das Lied aus.

Seelchen hatte sich losgerungen von dieser Erde.





Die häßlichsten Tiere.

Von W. H. Geinborg.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten).

Sicherlich ist es nicht die gerechteste und zuverlässigste Art der Beurteilung, die sich durch die gewinnende oder abstoßende äußere Erscheinung eines Lebewesens bestimmen läßt. Aber soweit es sich um die Stellungnahme des Menschen zu seinen Mitgeschöpfen handelt, wird sich ein solcher Gesichtspunkt doch niemals ganz ausschalten lassen. Schönheit erweckt Sympathie, und Häßlichkeit bringt die mit ihr behafteten Wesen immer in Gefahr, verkannt oder gar ohne weitere Prüfung ihrer sonstigen Eigenschaften verabscheut zu werden.

Nun ist ja freilich der Begriff der Schönheit, zumal in seiner Übertragung auf die Tierwelt, kein so feststehender, daß nicht in dieser Hinsicht die größten Meinungsverschiedenheiten beständen. Dem einen wird eine schöngezeichnete Schlange in ihren graziösen und eleganten Bewegungen als ein Gegenstand der Bewunderung erscheinen, während der andere sich mit Abscheu von ihrem Anblick abwendet. Noch an hundert anderen Beispielen ließe sich die Unsicherheit unseres ästhetischen Standpunktes der Tierwelt gegenüber dartun.

Aber es gibt doch immerhin eine sehr beträchtliche Anzahl von Lebewesen, über deren ausgesprochene, teilweise geradezu entsetzenerregende Häßlichkeit keine Verschiedenheit der Meinungen bestehen kann — Tiere,

die von der Natur förmlich dazu bestimmt scheinen, Empfindungen des Abscheus und des Grauens auszulösen, aber eine eingehende Beschäftigung mit ihren Lebensbedingungen wird uns fast immer zu der Erkenntnis führen, daß ihre groteske oder unheimliche Erscheinung ihnen von wesentlichem Nutzen in dem Kampf ums Dasein ist, den jedes irdische Wesen zu kämpfen hat. Ihre Furcht oder Widerwillen einflößende Häßlichkeit ist entweder ein wirksames Mittel, stärkere Feinde abzuschrecken, indem sie über die Wehrfähigkeit des im Grunde vielleicht sehr harmlosen und friedfertigen Tieres getäuscht werden, oder sie erleichtert ihnen die Überwältigung ebenbürtiger, wenn nicht überlegener Gegner durch die suggestive Wirkung des Entsetzens, die von ihrer äußeren Erscheinung ausgeht. Auf dem Wege natürlicher Entwicklung und Anpassung ist hier derselbe Zweck verfolgt worden, den die Krieger mancher Naturvölker anstreben, wenn sie sich durch grelle Bemalung und durch allerlei wilden, auch den urwüchsigsten Schönheitsbegriffen hohnsprechenden Aufputz in wahrhafte Ungeheuer zu verwandeln suchen.

Lediglich unter solchen Gesichtspunkten dürfen wir die „Häßlichkeit" vieler Tiere betrachten. Die in den nachstehenden Illustrationen aus der unerschöpflichen Fülle der Gestalten herausgegriffenen Beispiele mögen die Richtigkeit des Gesagten erhärten.

Unter den Reptilien, die an abschreckend häßlichen Arten besonders reich sind, ist der Moloch oder Stachelteufel, wie er von den australischen Ansiedlern genannt wird, wohl das abstoßendste Geschöpf. Der dicke, stumpfe Körper dieser ungefähr acht Zoll langen, schmutziggelben Eidechse ist über und über mit Auswüchsen und Stacheln bedeckt. Auf dem Kopfe trägt sie zwei nach außen gebogene hornartige Gewächse, und

ihre Füße sind mit starken, scharfen Klauen bewehrt. Aber so fürchterlich das kleine Reptil aussieht, so harmlos und ungefährlich ist es. Man kann ihm sogar mit Recht einen wirklich liebenswürdigen Charakter nachsagen. Zu beißen vermag es überhaupt kaum, und wenn man es einfängt, macht es nicht den geringsten Versuch, sich seiner natürlichen Waffen zur Verteidigung zu bedienen. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Ameisen, und es wird deshalb besonders häufig in sandigen Gegenden gefunden. Seine Bewegungen sind ziemlich ungeschickt und langsam, aber es entwickelt eine überraschende Geschicklichkeit in der Kunst, sich blitzschnell im Sande zu vergraben, wenn es durch die Annäherung eines Feindes erschreckt wird.



Australischer »Moloch«.

Auch die Krageneidechse, die in manchen Gegenden von Queensland und Nordaustralien ziemlich häufig ist, gehört zu den von der Natur in Bezug auf äußere Schönheit recht stiefmütterlich bedachten Wesen. Sie erreicht zuweilen die beträchtliche Länge von 32 Zoll und verdankt ihren Namen einem Hautlappen, der kragenartig ihren Hals umgibt und faltig auf Schultern und Rücken herabfällt, solange sie sich im Zustande der Gemütsruhe befindet. Bei der geringsten Aufregung aber schlägt die Eidechse diesen seltsamen Schmuck in die Höhe, so daß er fast das Aussehen eines jener „Stuartkragen" gewinnt, die man zur Zeit der Königin Elisabeth von

England zu tragen pflegte, setzt sich zugleich auf die Hinterbeine und richtet sich zu möglichst imponierender Größe empor, indem sie sich nur auf die äußersten Spitzen der langen Zehen stützt. Wenn sie dann noch den mit nadelspitzen Zähnen bewaffneten Rachen weit

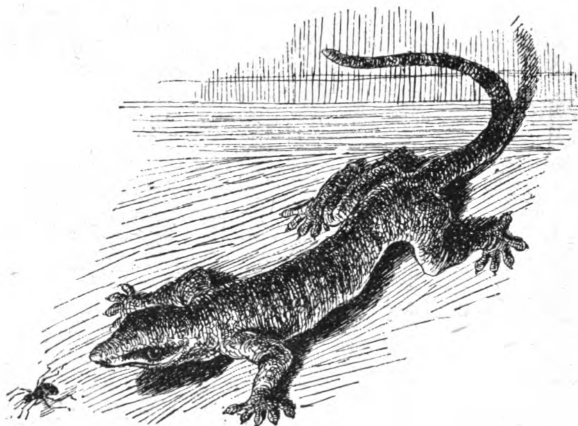


Krageneidechse.

aufsperrt und mit dem langen Schweif den Boden peitscht, so gewährt sie in der Tat einen Anblick, der dem Angreifer Furcht einflößen kann. Aber es ist alles nur Täuschung, denn es gibt kaum ein furchtsameres und weniger kriegerisch veranlagtes Wesen als diese Eidechse. Man kann sich ihrer getrost bemächtigen, ohne etwas Schlimmeres befürchten zu müssen als einen geringfügigen Biß, dessen Schmerz nicht empfindlicher ist, als der eines Nadelstiches.

Im Süden Europas und in den Tropenländern

findet man häufig in den Häusern eine kleine, wunderlich aussehende Eidechsenart, den Gecko, dessen Länge selbst bei den größten Exemplaren nicht über fünf Zoll hinausgeht. Er ist nicht nur ein völlig harmloses, sondern sogar ein sehr nützliches Tier, da er große Mengen von Fliegen und anderen lästigen Insekten vertilgt.



Gecko.

Aber seine Häßlichkeit und namentlich sein gespenstisch-lautloses Dahinhuschen machen ihn doch häufig zu einem Gegenstande des Entsetzens, namentlich für den aus nordischen Ländern kommenden Neuling. Der Gecko teilt in dieser Hinsicht das Schicksal unserer einheimischen Krötengattungen, die ebenfalls so unverdient unter der Wirkung ihres wenig anmutenden Äußeren zu leiden haben.

Aber nicht nur unter den Reptilien, sondern auch unter anderen Tiergattungen, namentlich unter den Insekten, finden sich viele Arten, die sowohl für die Menschen wie für die übrige Tierwelt infolge der Eigen-

tümlichkeit ihrer Erscheinung besonders abscheuerregend sind.

Schon unsere kleinen einheimischen Spinnen verursachen zahllosen Leuten einen unüberwindlichen Widerwillen, obwohl sie zu den kunstfertigsten und interessantesten Tieren gehören. Um vieles begreif-



Vogelspinne.

licher aber erscheint dieser Ekel jenen Riesenspinnen gegenüber, wie sie in tropischen Ländern vorkommen. Die sowohl in Indien wie in Südamerika vertretene Vogelspinne erreicht zuweilen die Größe einer mittleren Ratte. Ihre Haut ist pelzartig, und ihre langen Beine sind ebenfalls mit Haaren bedeckt. Sie bewegt sich mit großer Schnelligkeit und ist im stande, an völlig glatten Flächen, wie an Glasfenstern und dergleichen, emporzulaufen. Sie spinnt kein Netz, sondern lebt in kleinen Erdhöhlen oder in den Zweigen der Bäume. Ihre Raubzüge unternimmt sie nur des Nachts,

und ihre Opfer sind vorwiegend die großen Käfer, an denen die Tropen so reichen Überfluß haben. Gelegentlich aber wagt ein solches Spinnenungeheuer sich auch an kleinere Vögel. Ein einziger Biß ist im stande, dieselben zu töten, da die Spinne dabei ein Gift absondert, das sofortige Lähmung des Opfers herbeiführt. Obwohl die Vogelspinne den Menschen niemals angreift, sondern sich nur zur Wehr setzt, wenn sie sich in die Enge getrieben sieht, gehört sie doch zu den gefürchtetsten Geschöpfen. Ihr Biß ist zwar für den Menschen kaum jemals tödlich, aber er verursacht heftige Entzündungen und große Schmerzen.

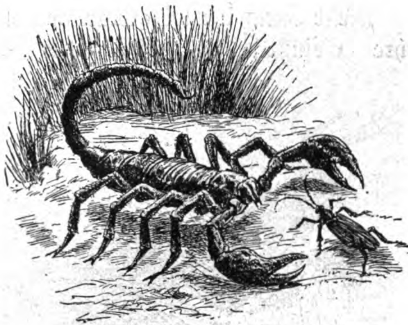
Die abenteuerlichsten Vorstellungen knüpften sich lange Zeit an eine andere Spinnenart, die eine gefürchtete Plage für die Bewohner Italiens und anderer Mittelmeerländer bildet — die Tarantel. Sie ist beträchtlich größer als unsere einheimischen Spinnen, und sie unterscheidet sich in ihrer Lebensweise von diesen insofern, als sie gleich der Vogelspinne kein Netz anlegt, sondern in Erdhöhlungen oder unter Steinen auf ihre Beute lauert. Auch ihr Biß ist giftig, und lange Zeit schrieb man ihm eine ganz eigenartige Wirkung zu. Der Gebissene sollte nämlich nicht nur die heftigsten Schmerzen zu erleiden haben, sondern er



Tarantel.

sollte auch von einer höchst merkwürdigen Ruhelosigkeit befallen werden, die ihn zwang, bis zur völligen Erschöpfung zu tanzen. Diese Erzählung ist von der naturwissenschaftlichen Forschung längst als ein Märchen erkannt worden. Der Biß der Tarantel verursacht zwar starke örtliche Entzündungen und allgemeines Übelbefinden, aber von einer dadurch verursachten Tanzwut ist keine Rede. Eine besondere Eigentümlichkeit der Tarantel ist es übrigens, daß sie ihre Jungen eine Zeitlang auf dem Rücken mit sich herumträgt, wobei sie sie mit einem selbstgesponnenen Faden an ihrem Körper befestigt.

Ungleich häufiger und auch ungleich lästiger als die Tarantel ist der Skorpion, der in allen heißen Ländern vorkommt und eine wahre Geißel für die Bewohner der südlichen Halbkugel ist. Er hat zahlreiche Arten, von der kleinen, nur $3^1/_2$ Zentimeter langen gelben Gattung an, die den Süden Europas bewohnt, bis zu jener 16 Zentimeter langen schwarzen Art, vor der man sich in Zentralafrika und im Süden Indiens kaum weniger fürchtet, als vor giftigen Schlangen oder vor Tigern. Der Skorpion ähnelt in seiner Gestalt einem Krebs. Er hat zwei Scheren wie dieser, mit denen er seine Beute zu erfassen und festzuhalten vermag. Sein langer und sehr beweglicher



Skorpion.

Hinterleib endet in eine scharfe Spitze, deren er sich zu Angriff und Verteidigung bedient. Mit einer blitzschnellen Bewegung biegt er den geschmeidigen Hinterkörper bis über den eigenen Kopf nach vorn und flößt seinem Opfer durch den Stich die verderbliche Sekretion der Giftdrüse ein, die mit seinem hohlen Stachel in Verbindung steht. Kleine Tiere werden durch dieses Gift innerhalb weniger Minuten getötet. Über Todesfälle beim Menschen durch Skorpionenstich sind völlig beglaubigte Mitteilungen nicht vorhanden, aber die Wirkung ist unter allen Umständen eine recht schwere. Heftiges Fieber, große örtliche Schmerzen und lang andauernde Entzündungsprozesse sind unausbleibliche Folgen, und es vergeht oft eine Zeit von Wochen, ehe der Giftstoff völlig aus dem Körper entfernt ist.

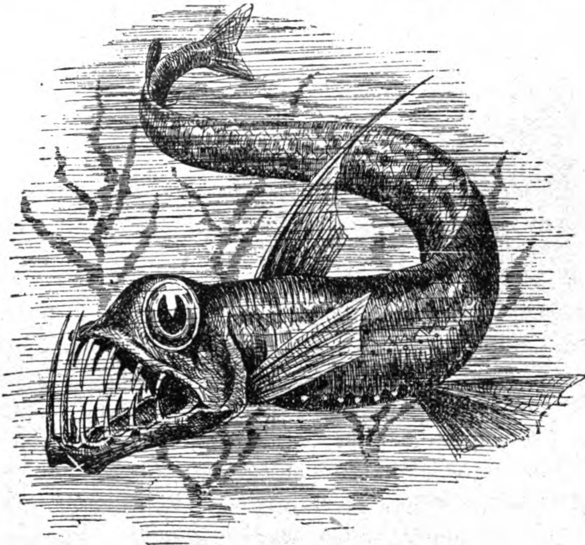
Mehr durch ihr widerwärtiges Aussehen als durch ihre Gefährlichkeit sind auch die verschiedenen Tausendfußarten beim Menschen in Verruf gekommen. Wohl keine unserer Leserinnen wird einen kleinen Aufschrei des Entsetzens unterdrücken können, wenn sie unter einem zufällig aufgehobenen Stein auf eines dieser namentlich in der Bewegung wenig lieblichen



Ein Riesentausendfuß.

Tiere stößt, und es bedarf keines großen Aufwandes an Phantasie für die Vorstellung des Eindruckes, den der Anblick eines fußlangen Exemplares von mehr als Fingerdicke hervorbringen muß. Diese in den Tropen nicht eben seltenen, mit 22 Beinpaaren ausgestatteten Insekten sind ebenfalls giftig. Die von ihnen hervorgebrachten Verletzungen sind für den Menschen zwar weniger verhängnisvoll als der Stich des Skorpions, aber sie haben bei kleineren Tieren eine rasche und unbedingt tödliche Wirkung.

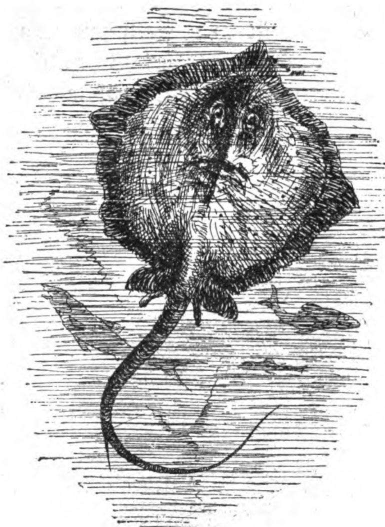
Sehr groß ist die Zahl von abscheuerregenden Mon-



Ein unheimlicher Tiefseefisch.

strositäten unter den Fischen, namentlich unter den Tiefseefischen, den Bewohnern der untersten Meeresregionen. Das Tiefseenetz fördert zuweilen geradezu abenteuerlich gestaltete Exemplare dieser

schwer zugänglichen und daher noch wenig erforschten Tierwelt zu Tage. Der von uns abgebildete Fisch, ein Bewohner der Tropenmeere, mag als Beispiel dafür gelten. Die Fürchterlichkeit seines Aussehens wird nicht nur durch den unverhältnismäßig großen Rachen und das schauderhafte Gebiß, sondern vor allem auch durch die riesigen Augen bedingt, deren glotzender Blick den armen verfolgten Fischen schrecklich genug erscheinen mag.


Stachelrochen.

Auch der Stachelrochen hat wenig Anspruch darauf, in einer Schönheitsgalerie der Tierwelt zu figurieren. Er ist nicht nur ein sehr häßlicher, sondern auch ein recht kriegerischer und gefährlicher Geselle. Sein Schwanz ist mit einem langen und sehr scharfen Hohlstachel ausgerüstet, und die Verletzungen, die er damit hervorbringt, heilen sehr schwer, weil auch hier ein giftiger Stoff in die Wunde gelangt. Daß die Rückenzeichnung des Stachelrochen einige Ähnlichkeit mit einem lächelnden Menschenantlitz aufweist, ist nicht eben danach angetan, den gefährlichen Burschen anmutiger und sympathischer erscheinen zu lassen.





Zwei Künstler.

Londoner Humoreske von Fr. Oskar Kühne.



(Nachdruck verboten.)

Madame Yvette Renard aus Paris stand am Vormittag nach ihrem ersten Auftreten als Gast am Londoner Drury-Lane-Theater an einem Fenster der von ihr in Cornhill gemieteten Privatwohnung, denn Madame haßte, ohne daß sie einen Grund anzuführen vermochte, die sonst so vorzüglichen englischen Hotels, weshalb sie sich zu einer Privatwohnung entschlossen hatte. Sie schien höchst übler Laune zu sein. Schroff kehrte sie sich um, riß ein Zeitungsblatt vom Tisch, zerknitterte es und warf es zu Boden. Dann ließ sie sich mit einer großartigen Bewegung in einen Diwan fallen und stützte den Kopf in die Hand.

„Infam ist's!" zürnte sie. „Diese unverschämten Zeitungsschreiber! ... Dieses ungebildete Publikum!"

Es klopfte, und ohne eine Aufforderung abzuwarten, huschte eine zierliche Kammerzofe ins Zimmer.

Die Künstlerin fuhr auf. „Was gibt's, Lisette?"

„Ein Herr bittet, empfangen zu werden."

„Ich empfange niemand! Verstehst du mich? Niemand! Wir reisen morgen, vielleicht auch schon heute wieder ab."

Lisette verschwand. Aber nach einigen Minuten war sie schon wieder da.

„Madame verzeihen. Der Herr läßt sich nicht abweisen. Er behauptet, in einer für Madame äußerst

wichtigen Angelegenheit zu kommen. Hier ist seine Karte."

Madame Renard nahm die Karte unwirsch entgegen und las: Francis Timothy Black, Reklamebureau. 121 Regentstreet.

Was würde der „äußerst Wichtiges" bringen? Sie wollte schon mit einer Gebärde einen zweiten verneinenden Bescheid erteilen, als sie sich doch noch eines anderen besann.

Gedehnt fragte sie: „Welchen Eindruck macht der Herr, Lisette?"

„Ach, auf diese Engländer verstehe ich mich nicht so recht. Aber was man hier zu Lande einen Gentleman nennt, wird er schon sein."

„Ich lasse bitten."

Die Künstlerin brachte mit einer unnachahmlichen Handbewegung einen vorteilhaften Faltenfall in ihre kostbare Morgenkleidung, nahm eine gesuchtere Halblage ein und griff nach einem Buch, das sie in ihrem Schoße aufschlug.

Der Besucher erschien, einen Zylinder in der Hand und sich tief verbeugend, zwischen den Türvorhängen. „Ich habe die Ehre, Madame zu begrüßen und mich Madame vorzustellen — Francis Timothy Black."

Sie sah verwundert auf. „Sie wünschen? — Meine Zeit ist gemessen."

„Madame werden mir dann gestatten, ohne weiteres auf den Zweck meines Besuches zu sprechen zu kommen."

„Darum möchte ich allerdings bitten."

„Ich war gestern abend im Drury=Lane. Das Publikum war Madame trotz des vorzüglichsten Spiels nicht besonders günstig gesinnt."

„Ich werde mich den Londonern nicht aufdrängen, werde heute oder morgen wieder abreisen."

„Das werden Madame nicht tun!“

In ihren Augen blitzte es auf. „Sie werden mich doch jedenfalls nicht daran hindern!“

„Ich bitte sehr, Madame. So meinte ich es nicht. Das Bestreben allein, Madame beizuspringen, Madame zu helfen, ließ mir den Ausruf entschlüpfen. Wollen Madame gütigst nur einen Augenblick an den mit Ihrem Manager geschlossenen Vertrag denken? Die Konventionalstrafe, die Madame bei Bruch des Vertrags —“

„Ich werde sie auf mich nehmen.“

„Das schöne Geld! Fünfundzwanzigtausend Franken! Und obendrein wird man in allen Zeitungen von Flucht reden. Das Publikum wird höhnisch lachen.“

Das Buch flog zu Boden. „Mein Herr, es ist genug!“

Der Besucher ließ sich aber nicht beirren. „Madame, die beste Kunst braucht Reklame. Und die Reklame selbst ist auch eine Kunst.“

„Soll ich etwa mein Bild an allen Straßenecken ankleben, oder unter Vorantritt einer Musikbande durch die Straßen reiten?“

„In meinem Vaterlande Amerika ist das allerdings nichts Seltenes. Allein ich ziele auf eine andere Art Künstlerreklame hin. Auf eine, die zwar keineswegs neu ist, die sich aber trotzdem bei geschickter Anwendung immer und überall noch als zugkräftig erwiesen hat.“

„Und die wäre?“

„Wenn Madame zusagen, reden bereits alle Abendzeitungen von Madame. Das gestern von mißgünstigen Nörglern spärlich besetzte Haus füllt sich bis zum letzten Platz mit einem wohlgesinnten Publikum. Madame werden dann den Gedanken einer Flucht aufgeben und ersparen sich damit das Opfer von fünfundzwanzigtausend Franken.“

„Da bin ich aber doch neugierig, wie das erreicht werden soll!“

„Ganz einfach. Madame trugen doch gestern abend ein wundervolles Diamantgeschmeide?“

Sie nickte. Ein leises Mißtrauen prägte sich auf ihrem Gesicht aus. Aber als gute Schauspielerin ließ sie es schnell wieder verschwinden.

Black hüstelte. „Ich schätze es gut und gern auf fünfzehntausend Franken.“

Sie nickte wieder.

„Und dann erschienen Madame im letzten Akt mit einem Blaufuchsmantel auf der Szene, welcher Madame auch beim Einsteigen in den Wagen, wie es mir zufällig vergönnt war zu bemerken, über den Schultern hing. Sicher repräsentiert er einen Wert von mindestens viertausend Franken.“

„Das wäre zu wenig.“

„Zehntausend?“

„Wenn auch zu hoch gegriffen, stimmt letzteres doch eher als ersteres.“

Black zog seine Uhr. „Hören Madame meinen Plan. Wir haben jetzt zehn Uhr Vormittags. Punkt ein Uhr schicken Madame Ihre Zofe mit einer Bestellung, die jene eine halbe Stunde fern halten muß, fort; Madame aber legen Diamantschmuck, Blaufuchsmantel und alle zum nächsten Auftreten nicht unbedingt nötigen Roben in dieses Zimmer nieder. Nachdem die Zofe das Haus verlassen, wird der Klopfer an der Wohnungstür ertönen, und Madame werden die Güte haben, persönlich zu öffnen. Es werden zwei Männer eintreten. Madame brauchen sich absolut nicht an deren Aussehen zu stoßen. Es sind zwei goldtreue Angestellte meines Bureaus. Sie sind an rasches Arbeiten gewöhnt. Sie werden den Schrank dort aufbrechen, die Bilder von den Wän-

den reißen, die Stühle umwerfen, überhaupt einen netten Einbruch darstellen, und sich mit Schmuck, Pelzmantel und was Madame sonst noch für gut befinden, wieder entfernen. Madame werden inzwischen im Nebengemach in Ohnmacht fallen, aus welcher sie erst die zurückkehrende Zofe erwecken wird. Darauf heißt es natürlich Lärm schlagen. Die Geschäfte im Hause unten haben alle Telephonanschluß. Eines muß aufgefordert werden, sofort die Hauptpolizeistation in Scotland Yard zu benachrichtigen. Scotland Yard wird sehr bald mit Konstablern und Detektivs zur Stelle sein. Aber Madame müssen auch die Direktion des Drury-Lane-Theaters alarmieren. Ich persönlich übernehme es, gegen drei Uhr die Redaktionen der Abendblätter mit Einbruchsbeschreibungen zu versehen. Es wird sich aber auch eine Meute Lokalberichterstatter einstellen, gegen die Madame recht geharnischt auftreten wollen. Der Satz: So also behandelt England seine Gäste! muß den Herren eingeprägt werden. Wenn das in den um sechs Uhr herauskommenden Abendzeitungen zu lesen ist — und es wird in allen zu lesen sein —, so ist Drury-Lane bei Beginn der Vorstellung ausverkauft! Man wird Madame zujubeln. Es wird Kränze regnen. Verlassen sich Madame auf meine Menschenkenntnis. Und Madame werden, wie schon angedeutet, bleiben können, bis der Vertrag erfüllt ist. Madame sparen dadurch, ich wiederhole, fünfundzwanzigtausend Franken Konventionalstrafe und heimsen obendrein reiche Spielhonorare ein. Was will demgegenüber eine Provision von zweitausend Franken, die ich für meine Mühe fordere, heißen?"

„Was wird aber aus meinen Sachen?" warf die Künstlerin ein.

„Bezüglich des Schmuckes und so weiter können

Madame ohne jede Sorge sein. Alles ist bei mir so sicher aufgehoben wie bei Madame selbst. Dafür lege ich den Ruf meiner Firma in die Wagschale. Allein ich darf Ihnen ein Mißtrauen nicht verübeln. Deshalb bin ich bereit, einen Scheck über zwanzigtausend Franken, zahlbar bei der Bank von England, als Gegenpfand in Madames Händen zurückzulassen. Am Tage der Abreise von Madame werde ich mich mit dem Schmuck und den übrigen Sachen wiedereinstellen, und Madame geben mir meinen Scheck zurück. Die Provision soll dann erst fällig sein. Erzeigen sich Madame noch über die zweitausend Franken hinaus erkenntlich, so würde mir das natürlich nur angenehm sein."

Madame Renard machte Bedenken geltend. „Ein solches Vorgehen ist einer echten Künstlerin, wie ich es bin, nicht ganz würdig."

Black wurde lebhafter. „Ganz recht, Madame sind eine Künstlerin. Nun, ich bin in meinem Fache auch ein Künstler. Wir müssen Hand in Hand arbeiten."

Die Dame mußte lachen. „Gut, mein Herr, bieten wir also beide unsere Kunst auf!"

„Übrigens," fuhr Black, sich geschmeichelt verbeugend, fort, „ich will mich nicht hinreißen lassen, indiskret zu werden. Aber wenn alle Beraubungen von berühmten Kolleginnen Madames auf Wirklichkeit beruhten — ich könnte da verschiedenes erzählen —, es stände schlimm um die fortdauernde Zugkraft so mancher großen Künstlerin. Gleiche Waffen kann ich Madame nur anraten — gleiche Waffen! Dem Publikum ein Schnippchen zu schlagen, sind Madame gewissermaßen sich selbst schuldig. Das ist ‚smart', wie wir in Amerika sagen."

Die Künstlerin nickte. „Sie können sehr überzeugend reden, mein Herr —"

„Black, Madame. Haben Madame nicht meine Karte mit vollem Namen und genauer Adresse?“

„Doch — doch.“

„Darf ich mich also niederlassen und den Scheck ausfüllen?“

Sie neigte gnädig das Haupt. Während er schrieb, sann sie nach. Smart sei der Vorschlag, hatte er gesagt. Nun, smart wäre aber wohl auch, wenn sie die gesandten Leute bei ihrer Arbeit verhaften ließe. Das gäbe gleichfalls Sensation. — Aber nein! Sie mußte, wie er richtig bemerkt hatte, dem Publikum ein Schnippchen schlagen und den Zeitungsschreibern dazu. Das war sie sich schuldig.

Ihre letzten Bedenken verflogen. „Punkt ein Uhr liegt, was mitgehen soll, in diesem Zimmer bereit. Daß mir aber von seiten der Polizei nachträglich nicht etwa Schwierigkeiten erwachsen!“

„Ich lege die Hand ins Feuer, daß keine erwachsen werden, Madame! Gute Arbeit und Diskretion sind die Grundpfeiler meines Geschäftes.“

— — — — — — — — — — — — —

Black schritt aufgerichtet und mit vergnügtem Gesicht die Straße hinunter und schlüpfte plötzlich in ein Haus. Als er nach zehn Minuten wieder heraustrat, war eine erstaunliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging jetzt gebückt wie ein Greis und hatte eine hohe Schulter. Dann hatte er einen langen, fragwürdigen Regenmantel übergezogen, den Kragen aufgeschlagen und seinen schönen Zylinder mit einem speckigen Schlapphute, welchen er sich tief ins Gesicht gedrückt, vertauscht.

Der Stadtteil Cornhill ist vom Herzen Londons, der City, östlich gelegen. Noch weiter nach Osten zu gelangt man durch Leadenhallstreet und Aldgate auf

die Whitechapelroad, welche das berüchtigte Londoner Verbrecherviertel Whitechapel durchschneidet.

Ihren Namen hat die Straße von einigen vorspringenden, ehemals wohl weißgestrichenen Kapellen. Sie zeigt bei ihrem Betreten im großen und ganzen dasselbe Bild wie die letzten durchwanderten Straßen. Das wird aber, je weiter man vordringt, anders. Die gerade Straßenflucht geht verloren. Die Häuser fangen an immer niedriger zu werden. Der Putz fehlt an ihnen, und die Fenster sind vielfach mit Brettern versetzt. Fahrweg und Fußwege scheinen als Unratablagerungsstätten benutzt zu werden. Allerlei verdächtige Gestalten lehnen umher oder drücken sich an den Mauern hin. Doch das alles findet man auch in anderen Londoner Vierteln, oft in schroffem Wechsel mit glänzenden Straßenzügen und dem lebhaftesten Geschäftsverkehr. Ihren eigentlichen Sitz hat die Whitechapler Verbrecherwelt vielmehr in den Seitengassen. In diesen lagert der Unrat in abstoßender Fülle, und die Dünste, die ihm entströmen, machen die Luft stickig. Eine Baracke scheint die andere vor dem Umfallen zu bewahren. Die Wohnungen in ihnen kann man nur Höhlen nennen. Betrunkene Weiber mit aufgedunsenen Gesichtern kauern mit verglasten Augen vor den Häusern, halbnackte Kinder wälzen sich johlend in dem entsetzlichen Schmutze. Hier hat das Heer der Londoner Verbrecher sein eigentliches Heim.

Wo eine dieser engen Seitengassen einmündete, blieb Black stehen, sah sich scheu um und bog dann geschwind in letztere ein. Die Gasse führte im Volksmunde den Namen „Kellerloch“. Der Name war in der Tat passend. Obgleich es kurz vor Mittag war, lagerte ein düsteres Halbdunkel darin, und ein muffiger Geruch schlug dem Ankömmling entgegen.

Die Gasse wand sich wie ein Schlauch. Bei einer Biegung wurde eine mattrote Laterne sichtbar. Sie war das Aushängeschild einer Kneipe.

Bei der Laterne angekommen, blieb Black stehen. Ausgetretene Stufen führten zu einem weit unter Straßenhöhe gelegenen Gelaß hinunter. Wüster Gesang und rohes Lachen klangen herauf.

Er stieg die glitschigen Stufen hinab und öffnete eine Tür. Dichter Tabaksqualm wälzte sich heraus, so daß er für den ersten Augenblick nicht viel unterscheiden konnte. Er schien aber Bescheid zu wissen, denn ohne Zögern wandte er sich rechts, dem Schenktisch zu, und forderte einen Ingwerschnaps. Er rührte ihn aber nicht an, lehnte sich vielmehr mit dem Rücken gegen den Schenktisch und stopfte sich eine kurze Maserpfeife.

„Ist der rote Job zugegen?“ fragte Black den Wirt über die Achsel weg nach einer kleinen Pause.

„Hat diese Nacht in Scotland Yard Freiquartier beziehen müssen.“

„Und der blanke Lewis?“

„Er sprach davon, heute etwas in Coventgarden zu tun zu haben.“

Black drehte sich um. „Ben, ich brauche auf der Stelle ein paar unbedingt sichere Leute. Versteht Ihr mich, Ben? Unbedingt sichere! Es sind nämlich tausend Pfund zu holen.“

Der Wirt horchte auf. „Wieviel?“

„Ein Schmuck und ein Pelz im Werte von etwa tausend Pfund. Dann noch Kostüme, die auch etwas bringen werden, was wir aber gar nicht weiter rechnen wollen. Also zwei sichere Burschen, Ben, damit sie uns nicht durchbrennen.“

Der Wirt tat ein wenig beleidigt. „Sichere? Hat

schon jemals einer von denen, welche ich empfohlen habe, auch nur einen Penny behalten? Wir sind hier alle sicher. Aber sind die Gegenstände auch wirklich nur abzuholen?"

„Einfach abzuholen, Ben. Nebenbei muß ein bißchen Einbruch markiert werden. Es ist nötig, daß ich die Leute selbst unterweise."

Der Wirt betrachtete seinen Gast voll ehrlicher Bewunderung. „Sie sind ein Künstler im Geschäft," murmelte er. Dann aber erhob er seine Stimme: „Josy — Nick! Hallo!"

Zwei richtige Londoner Verbrechertypen erhoben sich und kamen, die Hände in den Taschen vergraben, heran.

Black wies auf eine Tür, die einen Verschlag abteilte. Ben riß sie auf. Und während Black mit Josy und Nick an dem schmierigen Tische in dem Verschlage Platz nahmen, schleppte der Wirt schon eine mächtige Flasche Brandy herbei.

Josy und Nick schenkten sich ohne viel Umstände ein. Der Wirt aber zog sich zurück und schloß die Tür.

Die Unterweisung Blacks dauerte nicht lange. Die beiden Burschen erschienen bald wieder im Lokal, rückten an ihren Kappen und stiegen die Stufen zur Gasse hinan.

Black war im Verschlage sitzen geblieben. Der Wirt kam von Zeit zu Zeit zu ihm herein.

„Ich dächte, wir schicken den Schmuck und den Pelz nach dem Kontinent. In London sind die Preise jetzt zu niedrig."

„Das ist ganz Eure Sache, Ben. Ich verlange allein, wenn alles in Ordnung ist, eine ehrliche Abrechnung."

„Wir untereinander —"

„Schon gut. Ich vertraue Euch. Sonst würde ich mich längst anderswohin gewendet haben."

— — — — — — — — — — — — —

Es war noch nicht zwei Uhr, als Josy und Nick mit großen Paketen unter den Armen zurückkehrten. Sie hatten ihren Auftrag umfassender ausgeführt, als sie sollten. Grinsend packten sie aus. Sofakissen, ein Regulator, Vasen, Nippsachen, eine Tischdecke, Vorhänge kamen zum Vorschein.

Aber Black fragte dringend nach dem Schmuck und dem Pelz.

Beides wurde mit einer gewissen Feierlichkeit überreicht. Der Wirt schloß die kostbare Beute sofort weg. Josy und Nick erhielten von Black vier Guineen, bedankten sich und verfügten sich wieder an ihren Tisch.

„Wann kann ich zur Abrechnung kommen?" fragte Black den Wirt.

„Vier Wochen muß ich mindestens Zeit haben. Aber wenn Ihr einen Vorschuß braucht?"

Stolz wehrte Black ab. Bei der „Abrechnung" würde ihm das, wie er wußte, starken Schaden getan haben. Überhaupt mußte er sein Ansehen als „Künstler in seinem Fach" wahren.

— — — — — — — — — — — — —

In sämtlichen Abendzeitungen erschienen lange Berichte über den unerhört frechen Einbruchsdiebstahl in Cornhill. In allen kehrte der Satz wieder: So also behandelt England seine Gäste! — Das machte das Publikum warm, denn an seine Gastfreundschaft darf man dem Engländer nicht rühren.

Madame Yvette Renards Auftreten am Abend wurde ein voller Triumph. Sie spielte aber auch ausgezeichnet. Sie erhielt Kränze und Blumen in Hülle und Fülle. Aber es flossen auch solidere Präsente mit unter.

Und wie an diesem Abend ging es genau an den folgenden.

Ihr Gastspielkontrakt lautete auf zwei Wochen. Aber das Publikum verlangte stürmisch eine Zugabe, und die Direktion, die über den Kassenerfolg entzückt war, machte ihr, um sie noch zu halten, ein glänzendes Angebot.

Ihre Gastspielreise hatte weiter nach New York zu gehen. Ihr Manager ordnete durch Kabeltelegramme das Erforderliche, und so blieb sie acht Tage länger in London.

In den letzten Tagen ihres Aufenthalts schrieb sie an Mister Francis Timothy Black, 121 Regentstreet, einen Brief des Inhalts, daß er sich am kommenden Tage einstellen möchte. Unterzeichnet hatte sie sich nur mit einer Chiffre.

Sie wartete und wartete. Aber Mister Black ließ sich nicht sehen. Sie schrieb nochmals und gab auf der Rückseite des Umschlags ihre Adresse an. Am nächsten Tag kam der Brief mit dem postalischen Vermerk zurück, daß der Adressat nicht aufzufinden sei.

Madame war das höchst unangenehm. Hatte sie doch dem Manne den glänzenden Verlauf ihres Gastspiels und bedeutende pekuniäre Vorteile zu verdanken. Es drängte sie, ihm die vereinbarten zweitausend Franken Provision auszuhändigen und eine Extravergütung obendrein. Aber dann brannte ihr auch sein Scheck in den Fingern. Sie wollte ihm jedoch nicht nur Provision und besondere Vergütung überliefern, sich des Schecks entledigen, sondern sie wollte ihm sogar Diamantschmuck, Blaufuchsmantel und das andere Mitgenommene überlassen, denn sie hatte, einem gesunden Mißtrauen Folge gebend, seinen „Abholern“ nur je eine gute Imitation des Schmuckes und des Pelzes,

wie sie sich solche zur Benutzung beim Auftreten auf der Bühne — eine vielgeübte Künstlergepflogenheit — hatte anfertigen lassen, ausgeliefert. Von ihren echten Diamanten und ihrem echten Pelze hatte sie sich keine Stunde getrennt.

Aber Black war nicht aufzufinden! Was sollte sie nun beginnen? Den Scheck konnte sie doch unmöglich behalten!

Schließlich entdeckte sie sich ihrem Manager, ohne vorläufig des Schecks Erwähnung zu tun.

Der Mann geriet in Entzücken. „Madame sind bewunderungswürdig — eine echte Künstlerin! Wir werden das drüben wiederholen, Madame!"

Um ihren Wunsch zu erfüllen, machte er sich sogleich nach Regentstreet auf den Weg. Wie die Post konnte aber auch er den ehrenwerten Mister Black nicht ausfindig machen. Bei dem Hausmeister von Nummer 121 brachte er in Erfahrung, daß in dem Gebäude niemals ein Mister Francis Timothy Black gewohnt, oder auch nur irgend ein Reklamebureau Räume innegehabt hätte.

Der Manager berichtete und erklärte den ehrenwerten Black für einen Gauner.

Da zeigte ihm die Künstlerin auch den Scheck.

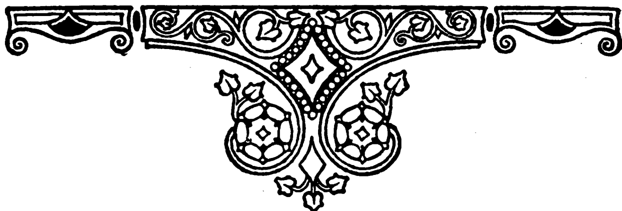
Er besah ihn von hinten und vorn, hielt ihn gegen das Licht, lächelte fein, drehte gemächlich einen Fidibus daraus und zündete ihn mittels eines Streichholzes an. Die Asche fortblasend, meinte er: „Das war sein wahrer Wert. Null Komma Null! Ich hielt es für meine Pflicht, Madame von dem kompromittierenden Stück zu befreien."

Die zweitausend Franken Provision wollte Madame jedoch keinenfalls behalten. Sie spendete die Summe in der Stunde ihrer Abreise nach New York den Armen

Londons, worüber die Zeitungen in hellen Jubel ausbrachen. „So handelt eine echte Künstlerin!“ hieß es übereinstimmend.

— — — — — — — — — — — — —

Die „Abrechnung“, die der Wirt und Francis Timothy Black, dieser „Künstler in seinem Fach“, acht Tage später hielten, war ziemlich bewegt und schloß so stürmisch, daß von einer ferneren Geschäftsverbindung zwischen beiden nicht mehr die Rede sein konnte.





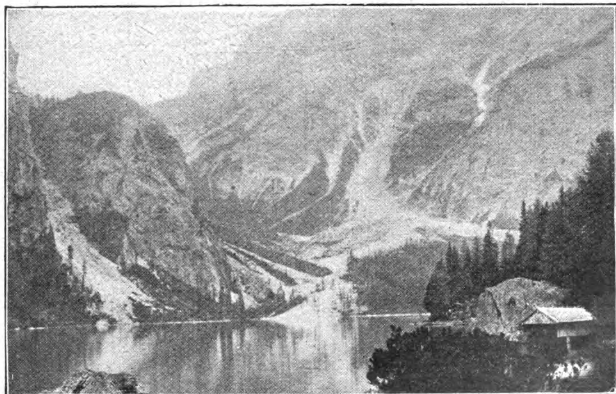
Im Bereich der Dolomiten.

Von M. Elsner.

Mit 19 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Verschwenderisch hat die Natur die Fülle ihrer Gaben über das Land Tirol ausgeschüttet, und welcher Art auch immer die besonderen Liebhabereien des schönheitsdurstigen Touristen sein mögen, in irgend einem Winkel dieses vielgestaltigsten aller Alpenländer wird er sie sicherlich über alles Erwarten hinaus befriedigt finden. Am eigenartigsten, mannigfaltigsten und reichsten an überraschenden Gegensätzen sind die landschaftlichen Szenerien im Südosten des herrlichen Berglandes, im Bereiche der Dolomiten.

Als hätte eine Anwandlung seltsamer Laune die



Pragser Wildsee.

geheimnisvollen schöpferischen Kräfte der Natur dereinst vor Jahrmillionen zu den bizarrsten Hervorbringungen bestimmt, so wundersam muten uns hier die Gestalten der Berge an, die schroff und kahl in oft geradezu märchenhafter Färbung aus den lieblichen Tallandschaften emporsteigen. Man nennt sie nach dem Gestein, aus dem sie zum Teil gebildet sind, die Dolomiten, und ihr Name hat für die Touristen-

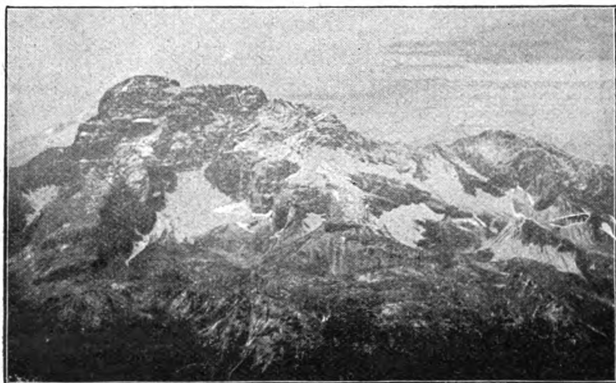


Im Tal von Prags.

scharen, die allsommerlich das deutsche und das welsche Tirol überfluten, einen gar guten Klang.

Das Reich, das sie beherrschen, ist ziemlich scharf begrenzt durch zwei langgestreckte und tiefeingeschnittene Talspalten: durch das Pustertal im Norden und das Tal des Eisack und der Etsch im Westen. Ein Blick auf die Karte wird den Leser belehren, daß ihr Gebiet demnach nicht allzu groß ist. Aber es hat vor vielen anderen Alpenlandschaften den Vorzug, daß es von dem Touristen fast bis in den verborgensten Winkel hinein durchforscht und bis auf den intimsten seiner Reize genossen werden kann, denn es wird zwischen den

genannten Haupttälern nach allen Richtungen hin von einem Netz teils fahrbarer, teils für den rüstigen Fuß-



Hohe Gaisl, vom Dürrenstein gesehen.



Blick auf die Monte Cristallo-Gruppe von den Plätzwiesen.

wanderer ohne große Strapazen gangbarer Straßen durchschnitten, an deren jeder sich köstliche, unvergeßliche Bilder aufrollen.

Wer die Wunder der Dolomitenwelt auf einer einzigen Wanderung kennen lernen will, die freilich ziemlich erhebliche Anforderungen an seine Ausdauer und seine Kniefestigkeit stellen würde, der möge auf der Station Welsberg die Pustertalbahn verlassen und sich zunächst in das nach Süden hin aus dem Pustertal abzweigende Tal von Prags wenden.



Am Kreuz auf den Plätzwiesen.

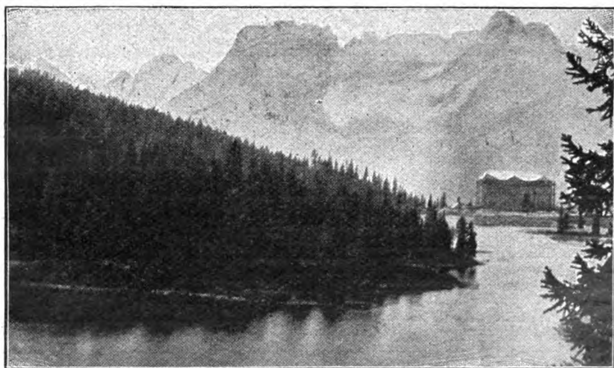
Verheißungsvoller und ermutigender als dieser kann der Anfang einer Sommerfahrt wohl schwerlich sein, denn das Pragser Tal sucht an sanfter Lieblichkeit seinesgleichen selbst im gesegneten Land Tirol. Die Steigung gegen den Ausgang hin, an dem über freundlichen grünen Gehängen schon einladend die abenteuerlich zackigen Spitzen der Dolomiten winken, ist eine sehr mäßige, und einen Vorgeschmack von der romantischen Wildheit der noch zu erwartenden Landschaftsbilder gewährt dem Reisenden schon ein Abstecher in das stille Seitental, dessen waldbestandene Wände ihn zu dem spiegelklaren Pragser Wildsee geleiten. Es gibt viele, die seit manchem Jahr ihre Schritte immer wieder diesem malerischen Erdenfleckchen zulenken, weil sie sich keinen besseren Platz zu wohligem Träumen wissen als die teils grün umsäumten, teils von schroffen Steilwänden eingefaßten Ufer des Wildsees und kein behaglicheres Buenretiro als das im besten Sinne altväterisch schlichte Bad Prags, das



Die Cadinspitzen.

sich bis jetzt noch glücklich frei zu halten gewußt hat von dem unnützen Luxus und der überfirnißten Beutegier manches anderen Luftkurortes.

Den imponierenden Hintergrund des Altpragser



Misurinasee mit Sorapiß.

Tals bildet die schöngezeichnete Silhouette der Hohen Gaisl, die bei dem italienisch redenden Teil der Bevölkerung den klangvolleren Namen Croda rossa führt.

Auf einem bequemen Jochpfad steigen wir aus dem Tale zu den Plätzwiesen empor, von denen wir den ersten Einblick in die eigentliche Dolomiten-



Cortina d'Ampezzo.

herrlichkeit mit der Aussicht auf einen ihrer berühmtesten Gipfel, den schauerlich zerklüfteten Monte Cristallo, gewinnen. Die Rundsicht, die wir von dem Kreuz auf den Plätzwiesen genießen, ist überhaupt von ganz unvergleichlicher Schönheit. Auch die Hohe Gaisl präsentiert sich hier noch viel großartiger als von der Talsohle aus, und der Blick schweift hinüber bis zu den grotesken Zacken der fernen Cadinspitzen. Wenn wir jetzt an den Wänden des Dürren-

steins entlang unsere Wanderung fortsetzen, so verschiebt und verändert sich das großartige Rundbild fast mit jedem Schritt, und voll der tiefsten Eindrücke gelangen wir auf bequemer Fahrstraße hinunter nach dem be-



Campestrinwald.

kannten, während der sommerlichen Reisezeit fast allzu belebten Schluderbach, einer Hotelansiedlung, die mit jedem Jahre mehr von Fremden besucht wird und meist überfüllt ist.

Erklärlich genug ist diese rasch gewonnene Beliebt-

heit allerdings, denn Schluderbach kann mit Recht als das lohnendste Standquartier für große und kleine Ausflüge bezeichnet werden, bei denen jedem Geschmack



Kastell Andraz.

und jedem Kräftemaß Rechnung getragen werden kann. Erstreckt sich doch von hier aus vor allem die prächtige und wohlgehaltene alte Ampezzaner Straße als ein geradezu paradiesischer Heerweg für solche, denen jeder Naturgenuß als mit einer tüchtigen Fußwanderung zu teuer bezahlt erscheint, und die es vorziehen, auf bequemem Wagensitz das Landschaftspanorama an sich

vorübergleiten zu lassen wie eine Wandeldekoration im Theater. Elegante Reisende von dieser Kategorie stellen denn auch das Hauptkontingent zu den Besuchern Schluderbachs, und nur in der Minderzahl tauchen zwischen ihnen jene ungleich klügeren Touristen auf, die es nicht verdrießt, in einem der zahlreichen, hier zusammenstoßenden Täler bis zu den Jochen emporzuklimmen, auf denen sich ihnen erst der ganze, unerschöpfliche Reichtum der Gegend erschließt, oder die



Aus Andraz.

gar von dem Ehrgeiz besessen sind, einen der nächstliegenden Dolomitengipfel zu bezwingen.

Dazu kann man nun freilich nur dem erfahrenen und erprobten Alpinisten raten, denn unter die leichten

und bequemen Vergnügungen kann die Kletterei in den Dolomiten nicht gerechnet werden, und man braucht nur vom Tale aus zu ihnen emporzusehen, zu diesen nackten, zerscharteten und zerklüfteten Bergriesen, die



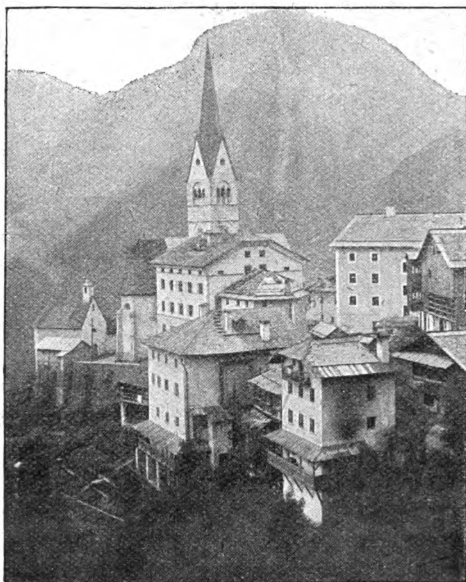
Cordevoletal.

bald wie die Trümmer gigantischer Mauern, bald wie ungeheure Zinnen und Türme anmuten, um ohne weiteres zu begreifen, daß ihre Besteigung mit außerordentlichen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden sein muß.

Ihre Schroffen und Steilhänge sind denn auch der Schauplatz schon so mancher für junge Menschenleben verhängnisvollen Katastrophe gewesen, und die Namen der berühmtesten Dolomitengipfel figurieren

fast alljährlich in der alpinen Unfallsstatistik mit an erster Stelle.

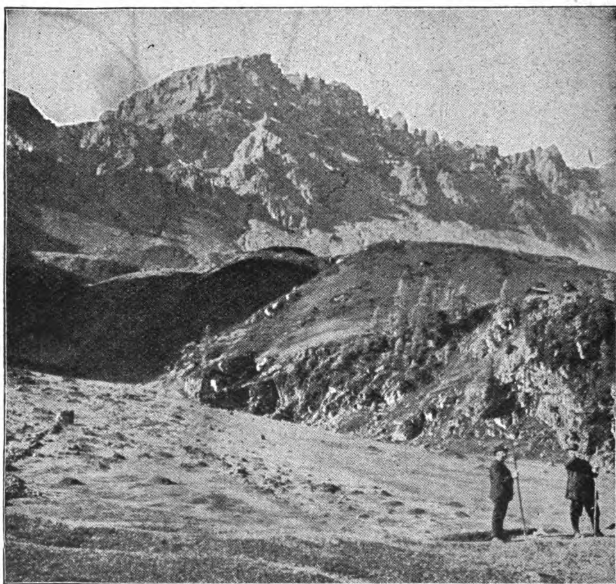
Aber man hat wirklich nicht nötig, sein Leben und seine gesunden Glieder zu riskieren, um sich an dem Genuß der hier über einen verhältnismäßig kleinen Bezirk ausgestreuten Schönheit zu berauschen. Dazu ist schon auf gemächlichen Spaziergängen, wie auf kürzeren Wanderungen Gelegenheit in Fülle geboten. Man möge nur auf der ebenen Landstraße nordwärts



Buchenstein.

wandern bis zum Dürrensee, von dem aus sich der Monte Cristallo in seiner ganzen erhabenen Majestät dem Auge darstellt, oder weiter zur Rimbiancoschlucht mit ihrem Ausblick auf die „Drei Zinnen“.

Will man sich etwas größere Anstrengung — Anstrengung freilich nur für den des Steigens entwöhnten Flachländer — zumuten, so wandere man ohne Übereilung durchs Val Popena hinauf auf die Höhe,



Blick gegen Padonspitze.

wo man sich mit Entzücken vor einem Juwel der Dolomitenlandschaft, dem schönen Misurinasee finden wird. Der trutzigste Felskoloß, der hier unser Auge fesselt, ist die Sorapiß.

Machen wir aber nicht sogleich kehrt, nachdem wir dies Bild in uns aufgenommen haben, sondern umwandern wir den waldumsäumten See, so grüßt uns auf seiner anderen Seite wieder der charakteristische Umriß der Drei Zinnen, der sich dem Gedächtnis des

Reisenden als eine der interessantesten Dolomitengestalten besonders lebhaft einzuprägen pflegt.

Nicht weit mehr haben wir's vom Misurinasee bis zu dem auf gutem Fahrweg zu erreichenden Joch Tre Croci, das zwischen der Sorapiß und dem Monte Cristallo hinüberführt ins sonnige, vegetationsreiche Ampezzotal. Der Hauptort dieses weiten Talkessels ist Cortina d'Ampezzo, eine der schmuckſten und behäbigsten Ortschaften von Südtirol und wegen seiner günstigen Lage als Standquartier für unzählige



Blick gegen die Sellagruppe.

lohnende Ausflüge neuerdings ebenfalls ein wahres Mekka für Touristen aus aller Herren Ländern.

Da uns aber auf unserer Wanderfahrt der Sinn mehr nach den Schönheiten der Natur als nach zahl-

reicher Gesellschaft steht, so gönnen wir dem in breitem Tale hingelagerten Cortina nur einen kurzen Abstecher und steigen auf der ziemlich steilen Straße hinauf zum Falzaregopaß, der nichts Liebliches mehr



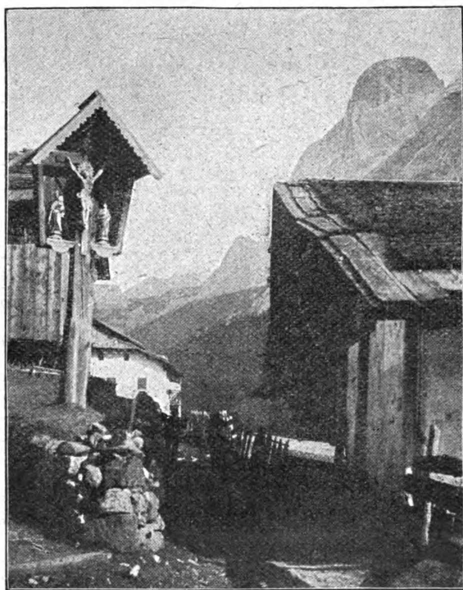
Marmolata.

hat, sondern durch öde, mit gewaltigen Felstrümmern übersäte Gefilde dahinführt und auf den unheimlich der „Hexenfels“, bei den Italienern Sasso di Stria, herniederdroht.

Hier gelangen wir auf die neue Dolomitenstraße, die durch Täler und über Höhen bis nach Bozen führt. Wir kommen auf kurzer Strecke durch den wilden Campestrinwald und vorbei an den Überresten des pittoresken Kastells Andraz vor-

über und erreichen gleich darauf das wunderhübsch gelegene Dörfchen Andraz, aus dem sich schon mancher findige Malersmann seine dankbarsten Motive geholt hat.

Wir aber dürfen nicht weilen, sondern müssen unseren Weg fortsetzen, ins untere Cordevoletal hinab, dessen Hauptort Buchenstein immer mehr von solchen Erholungsbedürftigen aufgesucht wird, die



Aus Penia.

idyllischer Ruhe vor geräuschvollem Badeleben den Vorzug geben.

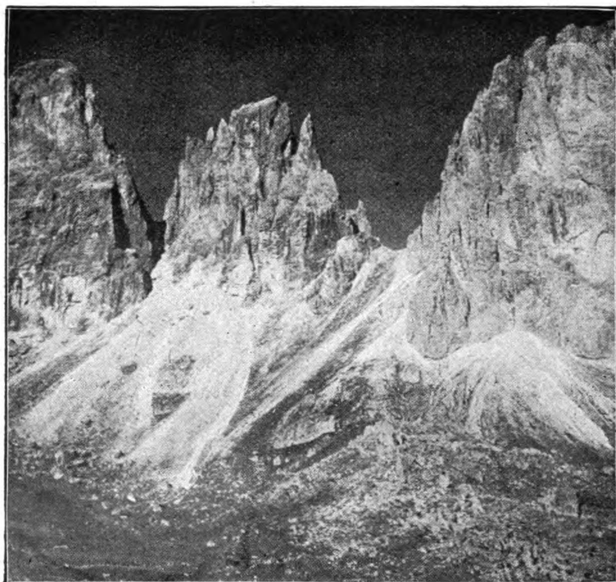
Von hier kann man in wenigen Stunden auf die Padonspitze (Forcella di Padon) steigen, von der aus man eine herrliche Aussicht auf die Marmo-

lata hat; wer aber diese Mühe scheut, geht südwärts weiter bis zur Höhe des Fedajapasses, wo man einen der schönsten Rundblicke hat, die das Dolomitengebiet seinen Besuchern gewährt, nordwärts bis zur langgestreckten Sellagruppe hin, in unmittelbarer Nähe aber die Gletscher und Schneefelder der Marmolata, der höchsten Erhebung der Dolomiten.

Wer es wagen darf, der möge sich die Besteigung der Marmolata nicht entgehen lassen, eine Hochgebirgstour, die ein genauer Kenner der Dolomiten mit folgenden anschaulichen Worten schildert: „An dem steilen Nordgehänge geht's stundenlang empor, erst durch Krummholz, dann über Trümmerhalden und vom Gletscher abgeschliffene Felsbuckel bis zu dem steil abfallenden Gletscher selbst. Steigeisen an die Füße geschnallt, machen es möglich, den Eishang zu überwinden; dann zieht sich die Wanderung über blendende Firnfelder hin zu einer ungeheuren, gelblichweißen Felsmauer, die lotrecht aus dem Eise aufzusteigen scheint. Unersteiglich scheint sie auf den ersten Anblick. Steht man aber an ihrem Fuße, so erkennt man schon die den Dolomiten eigentümlichen Runsen und Kamine, die Schuttbänder und Felsabsätze, über die uns der jedes Trittes kundige Führer hinaufleitet bis zu einem Firnrücken, über den wir nach einem weiteren kurzen Anstieg den eisigen Gipfel erreichen. Es ist eine etwa fünfstündige Wanderung von der Fedajaalpe bis herauf; aber welcher Lohn blüht uns dafür! Schönheitstrunken schweift das Auge über ein Meer von steinernen Riesenwogen hin; die ganze Welt der Dolomiten liegt vor uns mit ihren Zinnen und Nadeln, Hörnern und trotzigen Türmen. Dazwischen hie und da ein Einblick in grüne Talschluchten, und über dem Ganzen ein ferner, silberner Kranz von Eisbergen, vom Groß-

glockner im Nordosten bis zum Ortler und Adamello im Westen."

Dann geht's wieder hinab in das oberste Fassatal, nach dem Dörfchen Penia, das hart unter den



Langkofelgruppe.

Steilwänden der Marmolata liegt. Offener wird das Tal in dem benachbarten Canazei, wo wir eine wohlverdiente Nachtruhe halten mögen, um am anderen Morgen zu dem vielbegangenen grünen Sellajoche emporzusteigen. Im Südosten sehen wir hier noch einmal die strahlenden Eismassen der Marmolata; hart neben uns aber, nur eine Viertelstunde vom Joch entfernt, starrt uns eines der allerwildesten Gebilde der Dolomitalpen entgegen: die Langkofelgruppe.

Grell flammen in der Morgensonne ihre grimmigen Steilwände.

Wieder suchen wir die Taltiefe. Während zu unserer Linken der Langkofel himmelan trotzt, und zur Rechten

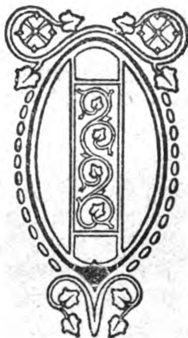


Grödner Tal, von St. Jakob aus gesehen.

die Abstürze der Sellagruppe liegen, gelangen wir allmählich in die Tiefe des Grödner Tals.

Wieder grüßt uns grünes Gelände und die sauberen Häuser der Grödner Holzschnitzer, deren Erzeugnisse in alle Welt versandt werden. Wir passieren St. Christina und gehen über St. Jakob nach St. Ulrich, dem Hauptorte des Tals. Noch ehe die Sonne sinkt, können wir unter den Rebenlauben sitzen, draußen im Haupttal, wo der Eisack rauscht.

Wir haben damit das ganze Dolomitengebiet durchquert, und wenn wir auch keinen Anspruch darauf erheben dürfen, alle seine Schönheiten ausgekostet zu haben, wenn wir auch manches köstliche Kleinod abseits von unserem Wege unbewundert liegen lassen mußten, so haben wir doch eine Anzahl der charakteristischsten Szenerien der einzigartigen Gebirgslandschaft wenigstens mit flüchtigem Blick gestreift, und wir nehmen von unserer sommerlichen Wanderfahrt nicht nur eine Fülle tiefer, unvergeßlicher Eindrücke mit uns hinweg, sondern auch das heiße Verlangen nach einer baldigen Wiederkehr.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Zehn Jahre Zuchthaus. — In einem dänischen Zuchthause saß ein wegen schweren Raubes zu zehn Jahren verurteilter Verbrecher von besonderer Art, ein Verbrecher, der während seiner Strafverbüßung schon schwere Exzesse begangen und deshalb in Ketten gelegt worden war. Er war schon sechzig Jahre alt und hatte geäußert, er werde alle seine Wärter umbringen, denn er komme doch nicht mehr aus dem Kerker heraus.

Da erhielt das Zuchthaus einen neuen Direktor. Es war ein noch junger Mann mit feinen Manieren und einem Ausdruck in Blick und Gesicht, welcher den Denker verriet. Er besuchte sämtliche Sträflinge, und zwar zunächst die gefährlichsten in ihren Zellen. Ein Aufseher begleitete ihn auf diesem Gang.

Der Wärter öffnete auch die Zelle des ungebärdigen Gefangenen und rief hinein: „Der Herr Direktor!"

Dieser trat in den Eingang und sah in den finsteren Raum. Erst als sich seine Augen an das Dunkel etwas gewöhnt hatten, sah er eine Gestalt in dem Raum stehen, die funkelnden Augen fest auf den Eintretenden gerichtet, denn den Gefangenen blendete das Dunkel seiner Zelle längst nicht mehr.

Der Direktor war in die Zelle eingetreten, stand vor dem Gefangenen und fragte den Aufseher, der draußen stand: „Ist das der Gefangene Nummer sieben?" Der Aufseher bejahte diese Frage, und der Direktor fragte Nummer sieben: „Du hast deinen Aufseher schon dreimal überfallen?"

„Jawohl!"

„Du bist dafür zweimal bis aufs Blut gepeitscht worden?"

„Jawohl!" antwortete der Gefangene höhnisch.

„Du bist in Ketten gelegt?"

Der Gefangene schwieg, aber das Klirren der Kette antwortete für ihn.

„Ich bin der neue Direktor. Du sollst mich aber nicht als deinen Feind, sondern als deinen Erzieher ansehen.“

„Als Erzieher eines sechzigjährigen Zuchthäuslers!“ wiederholte der Gefangene, als belustige ihn diese Mitteilung, und ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Ja, als Erzieher!“ wiederholte der Direktor. „Ich will dich mit Güte behandeln, und ich hoffe, daß ich damit mehr erziele als durch Strafen.“

„Jawohl,“ sagte der Gefangene, doch konnte man dieser Antwort anmerken, daß er über den Sinn der Äußerung nicht im klaren war.

„Heute ist der erste Oktober,“ fuhr der Direktor fort; „am Weihnachtsabend komme ich wieder zu dir. Hast du dich während dieser drei Monate gut geführt, so bekommst du etwas von mir, was vor dir noch kein Gefangener bekommen hat. Also nimm dich zusammen!“

Bei diesen Worten hatte der Direktor seine Hand sanft auf die Schulter des Gefangenen gelegt.

Eine derartige Behandlung war dem alten Sträfling im Zuchthause noch nicht zu teil geworden, und obwohl er vorschriftsmäßig stramm dastand, fühlte der Direktor doch, wie die Kniee unter dem Manne zitterten.

Der Direktor ging. Die Tür fiel zu und — wie ein Träumender stand der Sträfling in der Zelle. Er war gerührt, ein Gefühl, das ihm seit lange fremd geworden, erschütterte ihn. Dann grübelte er über des Direktors Worte nach, und über diese Worte grübelte er Tag um Tag und Woche um Woche. Was mag dir nur der Direktor geben wollen? Vielleicht einen Spiegel, in dem du sehen kannst, wie dein Gesicht verfallen ist? Vielleicht einen Blumenstock in einem zierlichen Topfe, den du gerne haben und pflegen wirst?

Fast jeden Tag ersann er einen anderen Gegenstand, den ihm der Direktor wohl geben möchte, und über all diesem Grübeln und Sinnen wurde er gehorsam und milde; nie hat ein Kind den Weihnachtsabend so sehr herbeigewünscht als der Sträfling in der Zelle Nummer sieben!

Der Tag vor Weihnachten war da. Der Gefangene glühte vor Ungeduld. Da hörte er Schritte auf dem Korridor, und ein dunkles Gefühl sagte ihm: Das ist der Direktor mit dem Aufseher. Jetzt

werde ich bekommen, was noch kein Gefangenet vor mir bekommen hat! Dieser Gedanke zitterte zwischen Fürchten und Hoffen durch seine Seele. Noch ehe der Direktor die Zelle betrat, hatte der Gefangene die vorgeschriebene stramme Haltung angenommen. Sein Blut hämmerte in den Schläfen, sein Herz schlug Generalmarsch.

Langsam und rasselnd öffnet sich die Tür, und der Direktor tritt ein.

„Du hast dich in den verflossenen drei Monaten gut geführt. Erinnerst du dich, daß ich dir eine Belohnung versprach?" fragte er den Sträfling.

Der schwieg.

„Erinnerst du dich dessen nicht?" fragte der Direktor nochmals.

„Jawohl!" klang es zitternd von des Sträflings Lippen.

„Dann sollst du sie auch haben!" Der Direktor drehte sich herum, pfiff und ein kleiner schwarzer Pudel kam herein, als fürchte er sich, in die düstere Zelle zu treten.

Auf den Hund zeigend sagte der Direktor: „Den kannst du behalten!"

Mißtrauisch, ob das auch ernst gemeint sei, blickte der Gefangene den Direktor an und fragte „Wie lange?"

„Bist du gut zu ihm und führst du dich ordentlich, darfst du ihn behalten, bis du entlassen wirst," antwortete der Direktor, wobei er dem Gefangenen scharf in die Augen sah und trotz der Dunkelheit der Zelle bemerkte, daß Tränen in ihnen glänzten.

Der Direktor ging, rasselnd schloß sich die Tür, und der Gefangene war mit seinem Gefährten allein.

Beide, der Sträfling und der Pudel, sahen einander an, als ob jeder überlege, was er vom anderen zu erwarten habe. Dann wagte es der Mörder und lockte. Langsam, zögernd kam der Pudel näher und begann endlich den ihm unbekannten Menschen zu beriechen. Das gab dem Gefangenen Mut, und er strich dem Hunde liebkosend über den Kopf, worauf der Pudel sich aufrichtete und die Vorderpfoten über seine Kniee legte.

Dieses Benehmen des Hundes ermutigte den Gefangenen mehr und mehr, er strich dem zutraulichen Tier über die Ohren und über die Schnauze und — mit einem Satze sprang ihm der Pudel auf den Schoß, und während ihm der Sträfling den Rücken

streichelte, wedelte das Tier vergnügt mit dem Schwanze und versuchte ihm das Gesicht zu lecken, bis der Sträfling endlich sein Gesicht in dem Pelz des Pudels barg und — laut weinte.

So verstrichen die Jahre, und des Sträflings Zeit war um. Als ein müder Greis, aber als ein gebesserter Mensch verließ er zusammen mit seinem Pudel das Zuchthaus. C. T.

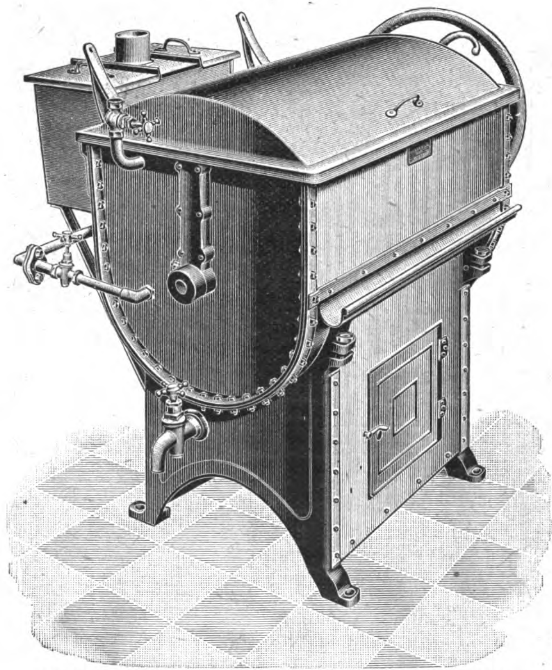
Neue Erfindungen. I. Die Dampfwäscherei im Privathause. — In neuerer Zeit verschafft sich die Maschinenwäscherei immer mehr Eingang sowohl im größeren Privathaushalte wie auch in einfach bürgerlichen Kreisen, wo eine gemeinschaftliche Benutzung des Waschhauses oder der Waschküche durch die Hausordnung vorgeschrieben ist.

Die Behandlung der Wäsche durch gute Maschinen ist in der Tat weit schonender als das Reiben, Waschen und Wringen mit der Hand. Wer das Wäschekonto eines mittleren Haushaltes kennt, wird auch den Vorteil zu würdigen wissen, wenn ein geringerer Wäschevorrat gehalten zu werden braucht, weil man schnell einen großen Posten in wenigen Stunden tadellos gebrauchsfertig herstellen kann.

Eine solche Anlage in kleinstem Maßstabe besteht aus einer Waschmaschine, einer Zentrifuge oder Wringmaschine, einer Plättmaschine und einigen kleineren Geräten, deren Fabrikation sich die Firma Rumsch & Hammer in Forst (Lausitz) als eigenartiges Spezialgebiet erwählt hat und deren Waschmaschinensystem, das Doppeltrommelsystem, nach dem heutigen Stande der Technik als das einzig richtige bezeichnet werden darf. In einer zweiteiligen Außentrommel aus rostfreiem Material, welche die Lauge aufnimmt und durch Anschluß an eine Dampfleitung oder darunter angebrachte Feuerung geheizt wird, bewegt sich eine zweite kupferne Trommel, welche die Wäsche aufnimmt. Diese Trommel wird durch eine sinnreich erdachte Antriebsvorrichtung abwechselnd rechts und links herumbewegt, sie hat eine eigenartige Lochung und aus dem Ganzen eingepreßte kupferne Rippen.

Das Waschen vollzieht sich in folgender Weise. Die vorher eingeweichte schmutzige Wäsche wird in die Innentrommel gebracht, die Maschine dann angeheizt und in Bewegung gesetzt. Die Rippen der Trommel nehmen die Wäsche mit in die Höhe, sie fällt dann

wieder herab und wird wieder gehoben u. s. w. Trotz dieser außerordentlich sanften Behandlung, die viel schonender ist als Handwäscherei, wird jeder Schmutz unbedingt entfernt, und durch die warme Lauge wird die Wäsche gleichzeitig desinfiziert, was besonders für Krankenwäsche als sehr wichtig in Betracht kommt.

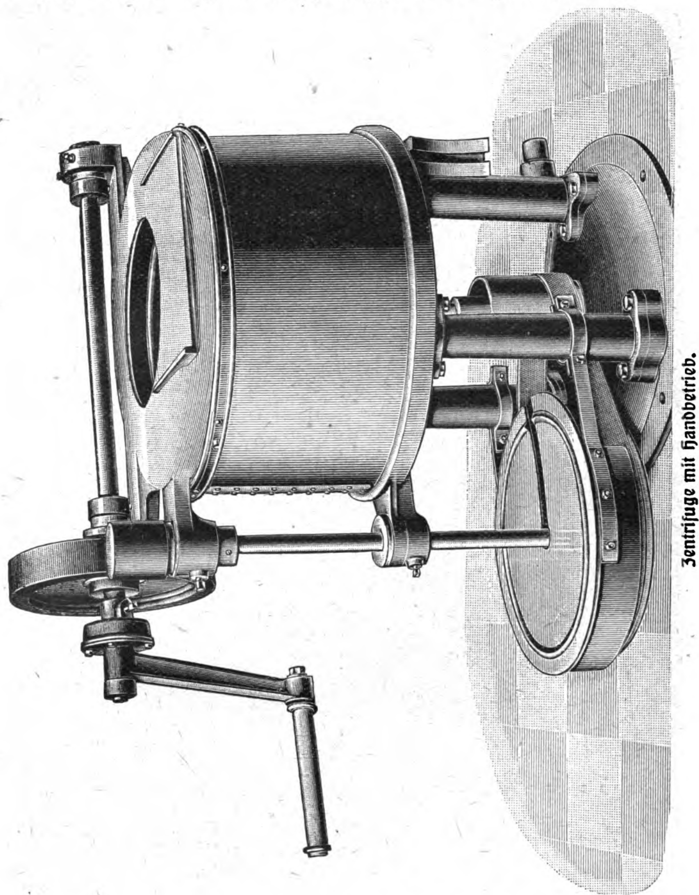


Doppeltrommel-Waschmaschine für Hand- oder Kraftbetrieb.

Wenn man sich überzeugt hat, daß die Wäsche reingewaschen ist, spült man durch Einlassen von warmem und kaltem Wasser und blaut hinterher, so daß die Wäsche in einem einzigen Arbeitsgange bis zum Blauen fertig gemacht wird.

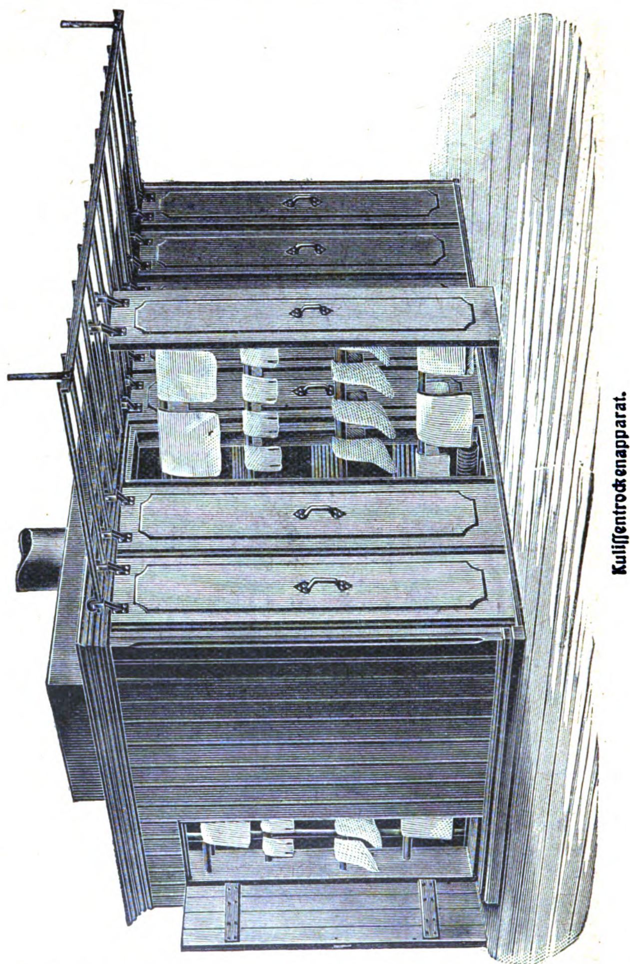
Danach kommt die Wäsche in die Zentrifuge. Diese besteht aus einem perforierten kupfernen Kessel mit stehender Welle in einem

eigenartig konstruierten Fußlager für geräuschlosen Gang und größte Geschwindigkeit. Durch Maschinen- oder Handbetrieb wird



Zentrifuge mit Handbetrieb.

der Kessel in sehr schnelle Umdrehung bis zu tausend Touren in der Minute versetzt. Die hierbei auftretende Zentrifugalkraft schleudert das Wasser aus der Wäsche durch die Löcher der Trommel



Kulissentrockenapparat.

heraus, und die Wäsche erfährt dann in fast trockenem Zustande auf der Plättmaschine die letzte Behandlung.

Für besondere Trockenzwecke sei noch der Kulissentrockenapparat

erwähnt, der mit direkter Feuerung oder Gas- oder Dampfheizung die erstaunlichsten Resultate in allerkürzester Zeit ergibt.

Auf der Plättmaschine bewegt sich in einer durch Gas, Benzin,



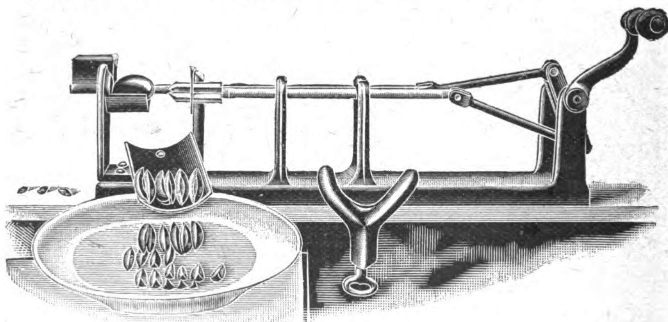
Universal-Handplättmaschine.

Petroleum oder Spiritus geheizten Mulde aus Eisen ein mit Stoff bezogener Zylinder. Zwischen beiden wird das Wäschestück hindurchgelassen und auf diese Weise getrocknet und geplättet. Gestärkte Wäsche, Kragen, Manschetten, Vorhemden u. s. w.

erfahren durch eine besondere Glänzvorrichtung eine besondere Behandlung, die der Wäsche einen tadellos schönen Glanz und ihr das Aussehen von Neuwäsche wiedergibt. Diese Plättmaschine besitzt der Dampfmange gegenüber in kleineren Betrieben den Vorteil, daß sie sich auch zum Plätten von Gardinen, Stickereien, Spitzen u. s. w. eignet und in ihrer Leistungsfähigkeit unerreicht dasteht, denn ein Zerreißen oder Versengen der Wäsche ist vollständig ausgeschlossen. Von außerordentlichem Interesse ist ferner eine automatische Oberhemdenbügelmaschine, die es ermöglicht, den Einsätzen den erforderlichen Glanz zu geben, ferner Einstärkemaschinen, Wringmaschinen, Börtchenbügelmaschinen, Warmrundemaschine für Kragen und Manschetten, Ärmeldämpfer, Rockdämpfer u. s. w.

Sehr häufig wird diese Hausanlage in Gemeinschaft mit einer Badeeinrichtung eingerichtet oder aber man bringt sie auf dem Boden oder im Keller unter. Sie wird durch ihre außerordentlichen Vorteile die Anlagekosten in kürzester Frist doppelt und mit Zinsen reichlich wieder einbringen. P. R.

II. Fruchtentkernapparate. — Der Vorzug der untenstehend abgebildeten Vorrichtung zum Entkernen von Pflaumen ist die große Schnelligkeit des Betriebs. Die von

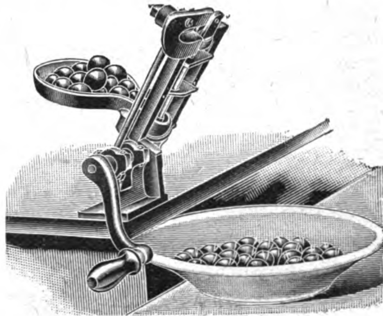


Pflaumenentkerner.

der Handkurbel bewegte Welle ist als Doppelkurbelwelle ausgebildet, deren Kurbelkröpfungen um einhundertundachtzig Grad versetzt sind, also in einer Ebene liegen. An dieser Kurbelwelle

greifen Kurbelstangen an, die ihrerseits mit horizontal geführten Stoßstangen verbunden sind. Am vorderen Ende der einen Stange sitzt der sternförmige Kernausstoßer. Die andere Stange ist mit einem „Schlitten" verbunden, der beim Rückwärtsbewegen unter die schwingende Einlegerinne greift, diese in die wagrechte Ebene schwingt und so lange festhält, bis der Ausstoßer die in die Rinne eingelegte Frucht gegen einen mit Schlitzen versehenen Kopf preßt und den Kern herausstößt. Bei dem Vorstoß des Stößers wird die Pflaume in ihrer Längsachse mehrfach eingeschnitten. Damit die Frucht der Länge nach aufgeschnitten werden kann, ist der Kopf einseitig längsgespalten. Sobald der Stößer zurückgeht, wird die Frucht abgestreift und fällt in eine Rinne, aus der sie in einen Sammelbehälter gelangt.

Der Kirschenentkerner, den wir weiter abbilden, hat ebenfalls Kurbelantrieb. Gerade hierdurch wird ein Übelstand vermieden, der älteren Kernausstoßvorrichtungen anhaftet. Der Kernausstoßer wird dort durch Druck mit der Hand niedergebracht und mittels Feder wieder gehoben. Der Druck der Feder, der bei jedem Stoß zu überwinden ist, ermüdet die Handgelenke sehr. Der von Gebrüder Frackmann erfundene neue Apparat läßt sich außerordentlich leicht und gleichmäßig handhaben. Der Hauptteil wird mittels Schraubzwinge am Arbeitstisch befestigt. An diesem Hauptteil ist eine mit Kerndurchstoßöffnung versehene Pfanne zur Aufnahme der Früchte angebracht, welche von der eigentlichen Entkernvorrichtung, die mittels Kurbel auf- und niedergeht, durchstoßen wird.



Kirschenentkerner.

Über den Bezug dieser beiden Entkerner gibt die Verwertungsabteilung des Patentbureaus O. Sack in Leipzig Auskunft. L. H.

Die zerbrochene Teetasse. — König Wilhelm III. von Holland heiratete seine zweite Gemahlin, die gegenwärtige Königin-Mutter, als er schon in vorgerücktem Lebensalter war. Um seiner jungen Gattin einen deutlichen Beweis seines Wohlgefallens zu geben, schenkte er ihr für den täglichen Gebrauch im Familienkreise ein über die Maßen teures Teeservice aus Sèvresporzellan. Da es so sehr kostbar war, schärfte er der Dienerschaft ein, es ganz besonders in acht zu nehmen, und erklärte mit Nachdruck, wer ein Stück davon entzweibrechen würde, der habe auf augenblickliche Entlassung zu rechnen.

Da kam eines Tages ein alter Diener in größter Herzensangst zu der jugendlichen Königin. Er hatte das Unglück gehabt, eine der kostbaren Obertassen zu zerbrechen. Da er seit langen Jahren im königlichen Haushalte angestellt war, so erschien es ihm als der Höhepunkt alles Schrecklichen, jetzt plötzlich weggejagt zu werden.

Die Königin tat ihr Bestes, ihn zu beruhigen. „Es ist ja ein so glücklicher, glatter Bruch, daß die beiden Stücke sich mit größter Leichtigkeit wieder zusammenkitten lassen," sagte sie gutmütig.

Der Diener aber schüttelte trostlos den Kopf. „Seine Majestät hat ein so scharfes Auge, daß ihm nichts entgeht," klagte er.

„Nun, wir wollen tun, was wir können, um den Schaden gutzumachen," fuhr die Königin fort. „Kitten Sie nur die Tasse so gut zusammen, wie sich's machen läßt, und sorgen Sie, daß ich sie bekomme, wenn der König zugegen ist."

Der Diener folgte ihrer Anweisung, und schon am Nachmittag desselben Tages setzte er ihr mit zitternder Hand in Gegenwart des Monarchen die gekittete Tasse, mit dampfendem Tee gefüllt, vor. Lebhaft plaudernd ergriff die Königin die Tasse, trank sie aus und setzte sie nieder. Jugendlich beweglich, wie sie war, erhob sie sich dann plötzlich und riß dabei die Unglückstasse herab, so daß sie in tausend Scherben zerschellt am Boden lag.

„O weh," sagte sie scheinbar erschrocken, „da sehen Eure Majestät, was für eine ungeschickte Dienerin Sie an mir haben! Majestät müssen mich jetzt sofort wegjagen."

Dem greisen Herrscher half dieser Scherz seiner jungen Gemahlin über den Ärger und Kummer wegen des Verlustes hinweg. Er

lachte und bezeichnete die ganze Angelegenheit als einen sehr guten Spaß.

Der Diener aber heftete einen langen Blick heißer Dankbarkeit auf die rücksichtsvolle, gütige Gebieterin, die ihm seine Stellung gerettet hatte. C. D.

Sprechende Taschentücher. — Man findet auch bei uns in Deutschland mit Bildern und Schriften bedruckte Taschentücher in Tausenden von Exemplaren. Diese Taschentücher werden zu den verschiedenartigsten Zwecken verwendet. Man druckt darauf beispielsweise Anweisungen für erste Hilfe bei Verletzungen, insbesondere Anleitungen zu Verbänden; auch Bilder von Uniformen oder Bilder von einzelnen Gewehr- oder Kanonenteilen, damit diese Taschentücher gewissermaßen eine stetige Instruktion für die Soldaten bilden; man hat auch schon zu politischen Zwecken solche Taschentücher, besonders zu Wahlen, mit Aufrufen und mit den Bildern der Kandidaten herstellen lassen. In der englischen Armee, namentlich in den Freiwilligenkorps, werden seit einer Reihe von Jahren Taschentücher, die mit Instruktionen und darauf bezüglichen Bildern bedruckt sind, von den Kommandos an die Mannschaften zum Gebrauch gegeben. Bei der Entlassung müssen die Mannschaften mit den Bekleidungsstücken und Waffen diese eigentümlichen Instruktionstaschentücher wieder abliefern.

Die Königin Anna von England soll die Erfinderin der bedruckten Taschentücher sein, die jetzt also fast auf ein Alter von zwei Jahrhunderten zurücksehen. Die Königin hielt am 5. April 1710 im englischen Parlament eine sehr wichtige Ansprache. Um diese nun den Untertanen zugänglich zu machen, wurde sie auf Taschentuchleinwand gedruckt und verteilt. Noch mehrmals hat die Königin von dieser sonderbaren Mode, Extrablätter zu verbreiten, Gebrauch gemacht, indem sie besonders die Siege, die Marlborough über die Franzosen erfocht, dem Volke durch derartige Taschentücher bekannt machte.

Als im Jahre 1745 in England die Stuarts wieder auf den Thron gelangen wollten und eine Revolution erregten, wurden die Bilder des Thronprätendenten Stuart und seiner hauptsächlichsten Genossen mit beschreibendem Text als Steckbriefe auf Taschen-

tücher gedruckt und im Volke verteilt. Die Anhänger der Stuarts rächten sich ganz auf demselben Wege, indem sie Schmähbilder, durch die der damalige König Georg von England verhöhnt wurde, auf Taschentücher drucken ließen und ebenfalls verteilten.

Vor ungefähr hundert Jahren kam ein Londoner Kaufmann auf folgende Reklame, die mit Hilfe bedruckter Taschentücher ausgeführt wurde. Er hatte ein Leinenwarengeschäft und führte auch mit allerlei Genrebildern bedruckte Taschentücher. Er verkündete nun durch die Zeitungen und durch Plakate, daß sich unter diesen bunten Taschentüchern auch solche befänden, auf denen eine Erklärung abgedruckt sei, nach der sich der Kaufmann verpflichtete, der Käuferin eines solchen Taschentuches einen Gatten zu besorgen; sollte aber ein Mann der Käufer sein, so wollte ihm der Kaufmann eine Gattin beschaffen. Man lachte über diese Offerte, aber der Kaufmann machte ein gutes Geschäft, und zwei Personen, ein Mann und eine Frau, sollen sich wirklich gemeldet haben, welche die Erfüllung des Versprechens beanspruchten. Der Kaufmann soll auch sein Wort gehalten haben, und zwar in der Weise, daß er die beiden Kandidaten, das Männlein und das Weiblein, miteinander verheiratete.

Einige Jahre später machte in Birmingham ein Leinwandhändler diesen Scherz nach, aber so ungeschickt, daß er zur Flucht gezwungen wurde. Der Mann hatte geglaubt, man werde seine Offerte nicht ernst nehmen, und hatte auf eine große Anzahl von Taschentüchern, die in Pakete anderer Taschentücher gesteckt wurden, das Versprechen drucken lassen, er wolle diejenige weibliche Person, welche ihm ein derartiges Taschentuch vorzeige, heiraten. Wahrscheinlich war er überzeugt, man würde die Sache nur für einen Witz halten, was ja auch wohl im allgemeinen geschah. Als sich aber kurze Zeit darauf nicht weniger als zehn jüngere und ältere Damen meldeten, die ihn alle haben wollten, wurde ihm doch der Boden zu heiß, und da ihm mit Prozessen wegen gebrochenen Eheversprechens gedroht wurde, mit denen in England bekanntlich nicht zu spaßen ist, zog er es vor, nach Amerika zu verduften. A. O. K.

Der Tod in den Tiergärten. — In den Urwäldern und in der Wüste sterben die Gewaltigen der Tierwelt vielfach in rühmlichem Kampfe, höchst unrühmlich ist aber oft ihr Tod in der Gefangenschaft

der zoologischen Gärten. So mußte im Tiergarten zu Leipzig ein starker Bär verenden, weil er einen Strick verschlungen hatte, und eine braune Hyäne schnappte ein mit einem Bindfaden umwickeltes Frühstückspapier auf, das ihr von unberufener Hand zugeworfen ward, und verschlang dieses Päckchen mit Gier; doch machte sie dieser ungewöhnliche Fraß krank, sie lebte zwar noch einige Zeit, zehrte aber stets mehr und mehr ab und ging endlich ein. Ähnlich erging es einer riesigen Pythonschlange, die in ihrer großen Freßlust eine Wolldecke hinunterwürgte und dann diese sonderbare Feinschmeckerei mit dem Leben bezahlen mußte.

Manchmal sind auch Schrecken und Angst die Todesursache bei Tieren in den Tiergärten. So erschrak ein Sikahirsch vor einem knackenden Ast derart, daß er sich am nächsten Baum seines Geheges den Schädel einrannte. Auch Feindschaft und Neid fordern manche Opfer. Jemand warf einem Bären eine Brotrinde in den Zwinger, die dieser aufnahm und verspeiste. Sein zottiger Zwingergenosse, neidisch über dieses Glück, hatte nichts Eiligeres zu tun, als seine Wut an dem anderen auszulassen, und er tötete ihn um einer Brotrinde willen durch einen einzigen gewaltigen Biß. Ein Leopard versuchte, den Kopf nach unten, mit seinen Krallen den schweren eisernen Gitterschieber emporzuheben. Sein Nachbar, ein grimmiger Löwe, ließ ihn anfangs ruhig gewähren, bis ihm die Sache dann doch zu toll wurde und er den schön gefleckten Nachbar zu sich herüberzog und ihm kurzweg den Garaus machte. Ein Elefant, der schon Damenstrohhüte, ja sogar einmal einen Handkorb mit Semmeln, ohne dadurch Schaden zu nehmen, mit Appetit verspeist hatte, mußte dennoch eines kläglichen Todes sterben, als er eine lateinische Grammatik, die ihm ein Schüler zuwarf, verschluckt hatte. Ein riesiger amerikanischer Büffel, der noch Jahrzehnte hätte leben können, ging plötzlich ein; er hatte mit dem Heu einen großen Zimmermannshammer gefrühstückt. Im Berliner Zoologischen Garten verhungerte ein Flußpferd, weil es einen Gummiball, der beim Spielen der Kinder in sein Badwasser gekommen war, verschluckt hatte. Diesen Gummiball konnte es nicht verdauen; er legte sich vor eine Darmklappe und ließ nichts mehr durch. C. T.

Deutsch-japanische Ehebündnisse. — Der erstaunliche Aufschwung des japanischen Volkes im letzten Menschenalter hat nicht

nur zur Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit mit der weißen Rasse auf politischem, sondern auch auf gesellschaftlichem Gebiete geführt.



Graf Aoki mit Tochter und Enkelin.

Den Beweis dafür liefern die Ehen zwischen Europäern und Japanern aller Stände, die jetzt immer häufiger geschlossen werden. Ein besonders interessantes Beispiel deutsch-japanischer Zwischenheiraten bietet die Familie des Grafen Aoki, der bereits einmal

Gesandter in Berlin war und nun wieder für den Posten des japanischen Botschafters am deutschen Kaiserhofe in Aussicht genommen ist. Graf Aoki vermählte sich im Jahre 1875 in Berlin mit einer deutschen Adeligen, der Baronin v. Rhaden. Seine Tochter Hanna Elisabeth Aoki aber, die am 16. Dezember 1879 in Tokio geboren wurde, hat am 19. Dezember 1904 dem Grafen Alexander v. Hatzfeld, der damals Legationssekretär der deutschen Gesandtschaft in Tokio war, die Hand gereicht. Diesem Bunde ist ein Töchterchen entsprossen, die kleine Hissa. Merkwürdigerweise trägt nicht nur die Tochter, sondern auch die Enkelin des Grafen Aoki trotz zweimaliger europäischer Blutmischung deutlich wahrnehmbare japanische Züge, was für die ungemein große Rassenzähigkeit der Japaner einen neuen Beleg bietet. F. Z.

Berufsmäßig. — Als Doktor Choate, der bekannte amerikanische Verteidiger, eines Morgens sein Bureau betrat, teilte ihm sein Bureauvorsteher mit: „Mister Choate, eben war ein Herr hier, der Ihnen seinen Fall zur Verteidigung übertragen will.“

„Haben Sie sich den gewöhnlichen Gebührenvorschuß anzahlen lassen?“

„Ich habe nur hundertundfünfzig Dollars bekommen.“

Der gewöhnliche Vorschuß, den Choate verlangte, betrug aber dreihundert Dollars, und Choate sagte daher ärgerlich: „Das war nicht berufsmäßig gehandelt, gar nicht berufsmäßig!“

„Aber,“ erwiderte der Angestellte als Rechtfertigung, „ich habe alles genommen, was er bei sich hatte.“

„Ah,“ sagte Choate, und sein Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Lächeln, „das war berufsmäßig, ganz berufsmäßig!“ M. N.

Merkwürdige Denkmäler. — In unserer Zeit der Denkmalswut berührt es geradezu wohltuend, einen Blick auf einige Denkmäler zu werfen, bei deren Errichtung eine gewisse Originalität sich geltend gemacht hat. Das ist beispielsweise der Fall bei einer Marmorstatue, die das Telegraphenamt in Astrachan ziert. Sie ist am Haupttore des stattlichen Gebäudes aufgestellt und stellt einen Chinesen dar, der mit untergeschlagenen Beinen auf einem vollen Geldsacke sitzt und, eine Pfeife im Munde, behaglich über die Stadt hinwegschaut.

Mit der Aufstellung dieser Statue hat es folgende Bewandtnis. Als in Rußland noch die Leibeigenschaft herrschte, schuldete ein Kalmück dem damaligen Besitzer des Hauses, einem Russen, eine ansehnliche Summe. Da alle Aufforderungen zur Bezahlung der Schuld erfolglos waren, drohte der Russe schließlich, er werde den Kalmücken am Eingange seines Hauses aufhängen lassen. Der Kalmück aber lachte nur über die Drohung, indem er meinte, die Zeiten des ungesetzlichen Hängens seien vorüber. Das sah der Russe denn auch ein. Aber er strafte den säumigen Zahler dadurch, daß er ihn in Marmor aushauen ließ und die Figur am Eingange seines Hauses aufstellte. Auch diese Schmach blieb jedoch völlig wirkungslos; der Kalmück verweigerte nach wie vor die Zahlung. Dagegen empfanden die übrigen in Astrachan lebenden Kalmücken die ihrem Stammesgenossen angetane Kränkung sehr tief. Sie schossen die Summe zusammen, tilgten die Schuld und veranlaßten dadurch den Gläubiger, dem Bildnis des leichtfertigen Schuldenmachers das Aussehen eines Chinesen zu geben, indem er die hohe Lammfellmütze beseitigen und dem Kopfe einen Zopf anheften ließ.

Nicht minder originell ist ein Denkmal, das sich in Thüringen befindet und auf den im achtzehnten Jahrhundert in Naumburg a. S. lebenden Hofjuwelier Steinauer zurückzuführen ist. Steinauer, anscheinend ein weinfroher Mann, ließ an den Wänden der Weinpflanzungen, die sich an den Ufern der Unstrut befinden, eine Anzahl von Reliefbildern in sehr großem Maßstabe aushauen. Die noch erhaltenen, wenn auch verwitterten und hie und da beschädigten Werke gelten fast ausschließlich dem Preise des edlen Unstrutweines und sind in den Formen der biblischen Überlieferung ausgeführt. Eines von ihnen, Christus als Weinkelterer darstellend, ist von einem Oberhofprediger und Generalsuperintendenten gestiftet. Die eigenartige Bilderreihe war im Jahre 1722 vollendet; zwei Jahre später wurde Steinauer in die ewigen Weinberge abberufen. Er hat der deutschen Kunstgeschichte ein Denkmal hinterlassen, das bei aller Unbeholfenheit der Form durch seine außerordentliche Seltenheit wertvoll bleibt.

Der Schloßgarten zu Mecheln birgt ebenfalls ein sehr merkwürdiges Denkmal, das eine Erinnerung an den Abfall der Niederlande bietet. Außer Egmont, Hoorn und Oranien, die mannhaft

gegen den gewalttätigen Herzog Alba vorgingen, zählte auch ein Graf Hoogstraten zu Mecheln zu den kühnen Verteidigern der niederländischen Volksrechte. Die friesländischen Bauern wollten ihm dafür eine besondere Ehre erweisen und machten ihm einen riesigen Ochsen von ihren fetten Grasweiden zum Geschenk. Graf Hoogstraten ließ den gehörnten Koloß, der nicht weniger als 2528 brabantische Pfund wog, in seinem Schloßgarten in Stein nachbilden und unter das Denkmal die Jahreszahl 1572 setzen als bleibende Erinnerung an die Vertreibung der Spanier und die Dankbarkeit der friesischen Landbewohner.

Ein anderes Tierdenkmal befindet sich in dem Londoner Stadtteile Battersea. Es ist eine siebeneinhalb Fuß hohe Marmorfontäne, auf deren Spitze sich die grünbronzene Figur eines Hundes befindet. Weiter unten liest man folgende Inschrift: „Zum Andenken an den braunen Terrier, der in den Laboratorien der Universität zu Tode gemartert wurde, nachdem er über zwei Monate lang die Qualen der Vivisektion hatte erleiden müssen, den ein Vivisektor dem anderen reichte, bis der Tod ihn erlöste." Doch das ist noch nicht alles; rings um die Basis des Denkmals liest man weiter: „Zum Andenken an die 232 Hunde, die während des Jahres 1902 in demselben Hospital viviseziert wurden. Männer und Frauen von England, wie lange soll derartiges noch andauern?" Das seltsame Denkmal ist ein Geschenk des internationalen Vivisektionsbundes an die Bezirksgemeinde Battersea. —l.

Die Jagd nach der Frau. — Im Jahre 1882 hatte ein Bristoler Kaufmann einen Streit mit seiner Frau. Es war die erste Verstimmung, die während der drei Jahre ihres ehelichen Lebens eintrat, und auch diese war nur durch den schlechten Geschäftsgang hervorgerufen worden. Der Kaufmann stand dicht vor dem Ruin, und in seiner Verzweiflung hatte er seiner Gefährtin herbe Worte gesagt, die diese so tief verwundeten, daß sie Haus und Heimat verließ.

Der Kaufmann, der seine Frau innig liebte, war über ihren Verlust untröstlich. Da er vermutete, daß sie zu einem Onkel nach Melbourne gefahren sei, raffte er all sein Geld zusammen, überließ sein Geschäft dem Schicksal und seinen Gläubigern und schiffte sich nach Australien ein. Doch es gelang ihm nicht, dort seine Frau

zu finden, und er sah sich schließlich gezwungen, sich nach den Goldfeldern zu wenden, um sich dort seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Nach mehreren Jahren vergeblicher Arbeit hatte er endlich Erfolg; er erwarb ein kleines Vermögen, mit dem er sich wiederum nach Melbourne begab, wo er ein großes Geschäft eröffnete. Dieses hatte Erfolg, und durch glückliche Spekulationen sah er sich bald im Besitze bedeutender Kapitalien.

In der Zwischenzeit hatte er in den Zeitungen aller Weltteile nach seiner Frau annonciert und jedem, der ihm eine nähere Nachricht geben konnte, eine gute Belohnung verheißen. Da jedoch keine Antwort darauf kam, entschloß er sich endlich, wieder selbst nach der Verlorenen zu suchen. Er kehrte vorerst nach England zurück, bezahlte seine sämtlichen Gläubiger und durchforschte das ganze Land nach seiner Frau, ohne jedoch Erfolg zu haben. Von England ging er nach Amerika, das er vom Norden bis zum Süden absuchte. Dann fuhr er nach Afrika, durch jeden Landesteil, in dem die englische Sprache gesprochen wurde. Doch nirgends vermochte er eine Spur von der Vermißten zu entdecken, so daß er nach zehn Jahren unaufhörlichen Suchens schließlich zu dem Schlusse kam, seine Frau müsse tot sein. Er kehrte nun nach Bristol zurück. Hier schickte er eines Tages seinen Diener aus, um eine Waschfrau zu holen, und die Wäscherin, mit welcher der Ausgeschickte zurückkehrte, war niemand anders als die in allen Weltteilen gesuchte Frau. —

Ein weißhaariger alter Kanadier besuchte vor acht Jahren England auf der Suche nach seiner Frau, die acht oder neun Jahre zuvor das eheliche Heim verlassen hatte. Seit dem Tage, da er beim Nachhausekommen seine Frau in dem kleinen Hause in Ontario nicht gefunden hatte, suchte er nach ihr. Da er keine Mittel besaß, mußte er gleichzeitig für seinen Unterhalt sorgen. Er zog als Hausierer von Stadt zu Stadt und sparte ängstlich jeden Penny, um die Überfahrt über den Atlantischen Ozean zu ermöglichen. Er forschte nacheinander in England, Schottland und Irland, wo ihre Verwandten lebten, doch vergebens. Endlich erhielt er Nachrichten, die ihn veranlaßten, sobald das Geld reichte, nach Neu-Seeland überzusetzen. Hier fand er die Gesuchte endlich nach zehnjähriger Trennung. —

Ein junger französischer Politiker, der ein bedeutendes Vermögen besaß, verliebte sich in eine Dame, die er in einer Pariser Gemäldeausstellung gesehen und eine kurze Zeitlang begleitet hatte. Unglücklicherweise verlor er sie plötzlich aus dem Gesicht, und es gelang ihm auch nicht, ihren Namen oder den Stand des Vaters festzustellen. Nach ihren Äußerungen zu urteilen, nahm er an, daß sie die Tochter eines französischen Beamten sei, der eine höhere Stellung in den Kolonien bekleiden mußte. Er durchsuchte ganz Paris nach ihr und engagierte schließlich einige Detektivs, die ihn unterstützen sollten. Doch alles, was sie zu entdecken vermochten, war, daß die Dame, als sie der Verliebte sah, erst ganz kurze Zeit in Paris gewesen sein könne, das sie auch kurz darauf wieder verließ. Nun ging er von seiner ersten Annahme aus, daß sie die Tochter eines Herrn sei, der ein öffentliches Amt in den Kolonien bekleidete, und unternahm eine Reise um die Welt, um die verschiedenen französischen Besitzungen besuchen zu können. Endlich nach fast zweijähriger Reise und geduldiger Arbeit fand er die Dame auf Madagaskar, wo ihr Vater einen höheren militärischen Grad bekleidete. Zu seinem Glück war die Dame nicht verheiratet, so daß es ihm gelang, ihre Hand zu erringen. M. N.

Wie die Kaiserin Elisabeth ihre Hofdamen erzog. — Einst wurden die russischen Hofdamen für ungebührliches Benehmen sehr streng bestraft. Die Kaiserin Elisabeth richtete ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Manieren und das Betragen ihrer Hofdamen und griff bisweilen zu sehr originellen Strafmitteln, wie zum Beispiel aus einem Ukas vom 4. April 1746, der sich gegen unanständiges Betragen bei Tisch richtet, ersichtlich ist. Es heißt darin: „Ihre Kaiserliche Majestät hat geruht zu befehlen, daß in den Zimmern, in welchen die Hofkavaliere und die Hofdamen gewöhnlich speisen, ein schwerer Kasten mit Kette aufgestellt wird, wie solche in den Kirchen zu sein pflegen. Und wenn während des Mittagessens oder der Abendmahlzeit irgend eine von den Damen unanständig sitzen wird, hat sie den Kettenkasten zu tragen bis zur Beendigung des Mahles, damit die anderen dies schauen und sich fürchten und sich zur Vermeidung einer solchen Schande bescheiden betragen."

Ein anderer Ukas dieser Kaiserin, in welchem den Hofdamen

das Tabakschnupfen in den Kirchen strenge verboten wird, lautet: „Ihre Kaiserliche Majestät hat geruht, durch einen namentlichen Ukas den Hofdamen Ihren Kaiserlichen Befehl zu eröffnen, daß niemand in den Hofkirchen während des Gottesdienstes Schnupftabak zu gebrauchen hat. Wenn aber jemand entgegen dem Befehle Ihrer Kaiserlichen Majestät Schnupftabak gebrauchen wird, so ist ihm von den Kammerlakaien die Tabatiere abzunehmen und nicht mehr zurückzugeben. Diejenigen aber, welchen die Tabatieren abgefordert werden, haben sie ohne jeden Streit herauszugeben, damit die Liebhaber des Schnupfens aus Furcht vor dieser Maßregel sich während des Gottesdienstes des Schnupfens enthalten."

Nicht lange nachher wurde die Bestrafung der Hofdamen durch Kettenkasten auch in den Kirchen angewandt und zwar für diejenigen, welche sich dort des Schwatzens schuldig machten. Der Ukas lautet: „Ihre Kaiserliche Majestät hat durch namentlichen Ukas befohlen: Wenn in der Hofkirche während des Gottesdienstes irgend eine sich mit anderen unterhält, so ist ihr eine Kette mit einem Kasten umzulegen, wie solche in den Pfarrkirchen üblich sind. Für die ersten Chargen sind kupfervergoldete Kasten zu nehmen, für die mittleren weiße aus Zinn und für die übrigen einfache eiserne. Der Gießermeister David Ossipow soll solche Kasten machen und berichten, wie viel Material zu ihnen verwendet worden ist." D. v. B.

Das Totwasser. — Zu den unliebsamsten und seltsamsten Überraschungen, die den Seefahrer in der Nähe der Küste, vor der Mündung von Flüssen oder in gewissen Meeresbuchten treffen, gehört das sogenannte „Totwasser". Das Schiff, das bisher in glattem Laufe die Wellen durchschnitt, bleibt plötzlich stehen oder kommt, obwohl die Maschinen mit Volldampf arbeiten, nur langsam vorwärts und gehorcht dem Steuerruder nicht mehr. Es macht alle erdenklichen Wendungen, dreht sich zuweilen ganz herum, um loszukommen — alles umsonst: das Schiff steht im Banne des Totwassers. Auf offenem Meer ist die eigenartige Naturerscheinung noch nicht beobachtet worden; dagegen im Kattegat, im Waranger Fjord, in der Baffinsbai und in anderen nordischen Gewässern, und zwar überall da, wo eine Süßwasserschicht über dem salzigen Seewasser liegt.

Das spezifisch leichtere Süßwasser oder Flußwasser verhält sich zum Salzwasser ähnlich wie Öl zum süßen Wasser. Bei dem Totwasser befindet sich nun stets eine Schicht leichten Süßwassers, fließend auf einer schwereren salzigen Unterlage von Meerwasser. Eine solche Schichtung muß aber in ganz natürlicher Weise den Fortgang und die Steuerfähigkeit eines Schiffes beeinträchtigen, sofern dieses in beide Schichten taucht. Haben die beiden übereinanderliegenden Wasserschichten eigene und zwar voneinander abweichende oder gar entgegengesetzte Stromrichtung, und taucht das Schiff in beide Schichten, so muß es Steuerfähigkeit und Fortbewegung unbedingt einbüßen, sofern die Stromgeschwindigkeit beider Schichten nur von einiger Bedeutung ist. Durch den aus verschiedenen Richtungen kommenden Druck muß das Schiff in eine Lage geraten, welche der diagonalen Wirkung beider Kräfte entspricht und die man wohl mit dem Ausdruck „toter Punkt" bezeichnet.

Der dauernde Zustand einer solchen wagrechten Schichtung des Wassers auf größerer Fläche, die als „Totwasser" bezeichnet wird, kann nur dort entstehen, wo ein unvermittelter, plötzlicher Zufluß einer spezifisch leichteren Wassermasse ins Meer erfolgt. Das leichtere Süßwasser breitet sich alsdann auf der schwereren Unterlage des Meerwassers aus, und mit der Ausbreitung wird natürlich die Oberflächenschicht nach den äußeren Grenzen zu immer dünner, bis beide Schichten zuletzt ganz verschmelzen. Für das Totwasser gibt es also gewissermaßen einen Kern, und seine Wirkung nimmt mit der Entfernung vom Kern ab. Für das im Totwasser befindliche Schiff entsteht sonach ein stets wechselnder Zustand von vollständiger Manövrierungsunfähigkeit bis zur unbehinderten Steuerfähigkeit. O. v. B.

Das merkwürdigste Zwillingspaar, das je geboren wurde, dürften die beiden Grafen v. Plassont sein. Ist es schon ein seltener Fall, daß Zwillinge in verschiedenen Jahren geboren werden, so geschah dies bei den Genannten sogar in verschiedenen Jahrhunderten. Am 31. Dezember 1799 gegen drei Viertel auf zwölf Uhr Nachts kam Graf René zur Welt, und drei Minuten nach Mitternacht, also am 1. Januar 1800, folgte ihm sein Bruder Louis. Beide Brüder wurden Offiziere, René brachte es bis zum Obersten, Louis sogar

bis zum General. Sie erreichten beide ein hohes Alter, und es soll sehr interessant gewesen sein, als General Louis seinem Bruder am 31. Dezember 1879 zum achtzigsten Geburtstag gratulierte und dieser ihm erklärte: „Ich danke dir, mein Junge. Du hast recht, in Ehrfurcht zu mir aufzublicken, bin ich dir doch um ein ganzes Jahrhundert voraus."

Vor nicht langer Zeit beantragte eine Dame der New Yorker Gesellschaft Scheidung ihrer Ehe, weil ihr Gatte ein Zwilling sei. Ihr Leben werde durch die Tatsache, daß sie nie wisse, welcher der beiden Brüder, die in demselben Hause wohnten, ihr Gatte sei, direkt vergiftet, da die beiden Brüder eine derartig innige Liebe verbinde, daß sie nicht an eine Trennung denken wollten. Als der Richter die Zwillinge nebeneinander vor Gericht erscheinen sah, war er so von der erstaunlichen Ähnlichkeit der beiden betroffen, daß er sofort die Ehescheidung bewilligte.

Ein weit glücklicherer Zustand herrscht in einer Familie in Wichita. Zwei Zwillingsbrüder ähneln sich dort dermaßen, daß selbst ihre intimsten Freunde beständig beide miteinander verwechseln. Beide verliebten sich in zwei Zwillingsschwestern, und um Verwechslungen zu vermeiden, einigten sie sich dahin, ihre Besuche bei ihren Bräuten stets an verschiedenen Abenden zu machen. Die Doppelhochzeit fand in derselben Kirche zur selben Stunde statt. Die Bräute waren gleich gekleidet, ebenso die Bräutigams. Die Hochzeitsfeier ging würdig von statten, obgleich der Prediger naturgemäß durch die beiden merkwürdigen Paare etwas verwirrt wurde. In jedem Haushalte langten fast gleichzeitig Zwillinge an, und besuchte eine Familie die andere, so waren die Kinder nicht zu unterscheiden. Die besuchende Mutter nahm eben zwei Kinder wieder mit nach Hause, und waren es nicht die richtigen, so tröstete sie sich mit dem Gedanken: „Es bleibt ja in der Familie." M. N.

In den Alpen Neuseelands. — Bekanntlich hat Kaiser Franz Joseph der Neuseeländer Regierung acht Gemsen zum Geschenk gemacht, die in den Alpen dieses fernen Inselreichs angesiedelt werden sollen. Im ganzen waren ursprünglich vierundzwanzig Gemsen eingefangen worden, von denen aber ein Teil als zu alt wieder in Freiheit gesetzt werden mußte. Andere wiederum benahmen sich in der Gefangenschaft so wild und ungebärdig, daß sie nach

kurzer Zeit verendeten. Schließlich sind denn nur noch die nunmehr an ihr Ziel gelangten Tiere, zwei Böcke und sechs Geißen, übrig geblieben, deren Aussetzung im Gebiete der Neuseeländer Südalpen so bald als möglich erfolgen soll. Unsere beiden Abbil-



In den Alpen Neuseelands: Abstieg vom Hookergletscher.

dungen geben Photographien wieder, die während einer Forschungsreise durch die Alpen Neuseelands aufgenommen wurden.

Die beiden großen Inseln im südlichen Stillen Ozean, die mit einer Gruppe kleinerer Inseln die britische Kolonie Neuseeland bilden, wurden erst im vorigen Jahrhundert, namentlich von Dieffenbach, Hochstetter und Haast, wissenschaftlich erforscht, ob-

gleich ihre Entdeckung bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zurückreicht. 1642 entdeckte Tasman die Westküste der Südinsel. Cook nahm 1769 Besitz von Neuseeland im Namen Englands und umsegelte die Gruppe, die er wieder 1773 und 1777 besuchte.



In den Alpen Neuseelands: Flußübergang.

Die Meerenge, welche die beiden Hauptinseln trennt, wurde nach Cook genannt, ebenso die höchste Spitze der neuseeländischen Alpen auf der Südinsel. An dem 3776 Meter hohen Mount Cook haftet der größte Gletscher des Gebirges, der Tasmangletscher. Dieses Alpengebirge hat eine Ausdehnung von dreihundert Kilometer und eine durchschnittliche Kammhöhe von 2700 bis 2800 Meter.

Viele Spitzen sind mit ewigem Schnee und gewaltigen Gletschern bedeckt. Vor kurzem ist der Mount Cook zum ersten Male bestiegen worden und zwar von britischen Kolonisten der Insel. Versuche dazu waren schon öfter gemacht worden, wie denn auch in dem Tal zu seinen Füßen, über das sich der Hookergletscher erhebt, von der Regierung eine Unterkunftshütte errichtet worden ist. Unser eines Bild zeigt den Abstieg von drei angeseilten Personen über den langen steilen Hookergletscher. Der Aufstieg auf die Spitze dauerte dreizehn Stunden, dagegen der viel schwierigere Abstieg fünfundzwanzig Stunden. Das zweite Bild zeigt uns einen Flußübergang im neuseeländischen Alpengebiet, bei welchem ein Drahtseilzug mit hin und her beweglichen Hängekasten den Dienst einer Fähre erfüllt. J. P.

Kühne Retter. — Wenn je ein Mensch den Ruf der Tapferkeit verdiente, so war es der verstorbene Harold Simpson, der am 1. November 1906 sein Leben bei dem heroischen Versuch verlor, eine Dame, seine Base, zu retten. Diese war auf der Station Bishops Road in London von dem Bahnsteig auf die Schienen gefallen, gerade als ein Zug in die Station einfuhr. Da es zu spät war, sie aufzuheben, sprang er zu ihr hinab und warf sie und sich selbst zwischen die Schienen nieder. Er wurde aber dabei so schwer verletzt, daß er wenige Tage darauf im Hospital starb.

Am 22. Dezember 1904 fand eine ähnliche dramatische Szene an der Finsbury Park Station in London statt. Eine ältere Dame stolperte und fiel auf die Schienen herab. Der Tag war sehr neblig, und der Führer des hereinfahrenden Zuges hatte nichts von dem Unfall bemerkt. Als der Zug nur noch zwanzig Meter entfernt war, und die Zuschauer schreckensstarr die Entwicklung des Dramas verfolgten, sprang plötzlich ein junger Mann namens Hardwick auf die Schienen hinunter. Genau wie in dem Unfall am Bishops Road war keine Zeit mehr, die Dame auf den Bahnsteig heraufzuheben. Mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart stieß Mister Hardwick die alte Dame zwischen die Schienen nieder und warf sich dann selbst hinter sie. Im nächsten Augenblick brauste die Maschine heran, und Wagen auf Wagen zog über sie dahin. Die Räder streiften wohl Hardwicks Kleider, verursachten jedoch dank seiner Vorsicht keinen Schaden.

Endlich hielt der Zug, doch erwies es sich als unmöglich, die beiden Personen unter dem Zuge hervorzuziehen. Man mußte den Zug wieder in Bewegung setzen, und als die Wagen vorüber waren, erhoben sich unter dem Jubel der Zuschauer die Geretteten vollkommen unversehrt. Ein merkwürdiger Zufall wollte, daß die erste Person, die dem jungen Hardwick entgegentrat, sein eigener Vater war, der bis dahin nicht gewußt hatte, daß sein Sohn der vielbewunderte Held des aufregenden Schauspiels war.

Eine andere heldenmütige Rettung passierte im Staate Ohio in der Nähe der Stadt Cleveland. Eine arme italienische Arbeiterin ging, um ein großes Stück ihres Weges abzuschneiden, mit ihren drei kleinen Kindern über eine schmale Brücke, die von der Eisenbahn gekreuzt wurde. Plötzlich ertönte der Pfiff eines herannahenden Zuges. Allein hätte sie wohl die andere Seite der Brücke erreicht, doch wollte sie ihre Kinder nicht verlassen. Es gab nur eine Möglichkeit. dem drohenden Tode zu entrinnen. Am Rande der Brücke lief eine schmale Bohle in geringerer Höhe als die Schienen. Konnte man sich auf diese lang ausstrecken, so vermochte der Zug nicht gefährlich zu werden. Ohne einen Moment zu zögern, hatte die Arbeiterin ihre Kleinen in der angegebenen Weise hingelegt und gerade, als sie das letzte in Sicherheit gebracht, donnerte der Zug über sie dahin und tötete die Mutter.

Der Lokomotivführer eines Zuges, der auf einer Zweiglinie im nördlichen Kansas verkehrte, hatte die Gewohnheit angenommen, einem kleinen siebenjährigen Mädchen, dessen Eltern an der Strecke wohnten, im Vorbeifahren zuzuwinken. Eines Abends war es fast dunkel, als er sich der Hütte näherte. Man denke sich seinen Schrecken, als er plötzlich zwischen den Schienen seine kleine Freundin gewahrte. Augenblicklich begann der Führer zu bremsen und pfiff und schrie. Doch das Kind rührte sich nicht, und er sah, daß die Maschine nicht zur rechten Zeit anhalten würde. Da faßte er einen schnellen Entschluß. Er überließ dem Heizer seinen Platz auf der Maschine, kletterte ganz vorn auf den Abräumer und ließ sich dann herunter, indem er sich mit einem Arm an demselben festhielt. Im nächsten Augenblick hatte er das kleine Mädchen an den Haaren ergriffen, und mit einer großen Kraftanstrengung gelang es ihm, sie zu sich auf die Maschine zu ziehen. M. N.

Unerwünschte Antwort. — Ein junger Literat, der im Hause eines reichen Aristokraten, des Grafen L., in Berlin verkehrte, verliebte sich sterblich in die einzige Tochter desselben. Er bemühte sich auf jede erdenkliche Weise um die Gunst der Angebeteten und pflegte besonders ihrer Liebe zur Literatur zu schmeicheln, indem er sie stets mit den neuesten Erscheinungen versorgte..

Eines Tages fand der Vater der jungen Dame eines dieser Bücher auf dem Tische liegen und blätterte dasselbe gedankenlos durch. Im ersten Kapitel fand er eine Anzahl von Worten mit Bleistift unterstrichen; er blätterte mehrere Seiten durch und fand überall das gleiche.

Nun stellte er die unterstrichenen Worte zusammen und las folgendes: „Teuerste, hoffentlich zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie anbete" und so weiter — kurz, ein Liebesbrief zärtlichster Art, der mit den Worten schloß: „Antwort suche ich im nächsten Kapitel."

Da nahm der Graf einen Bleistift zur Hand, unterstrich mehrere Worte im nächsten Kapitel, wickelte das Buch ein und übergab es einem Diener mit dem Befehl, es dem jungen Mann zurückzubringen.

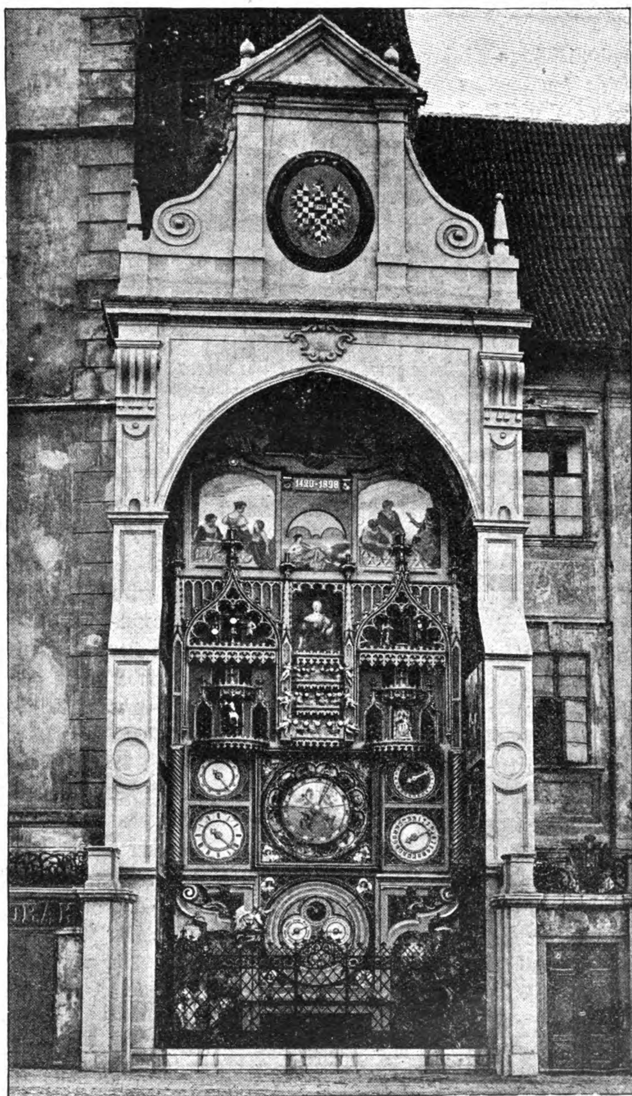
Dieser öffnete das Paket zitternd vor Erregung und fand im nächsten Kapitel folgende Worte unterstrichen, die gleich einem kalten Wasserstrahl wirkten: „Sie frecher Mensch! Wenn Sie es nochmals wagen sollten, die Schwelle meines Hauses zu überschreiten, fliegen Sie zum Fenster hinaus." M. N.

Anhänglichkeit einer Katze. — Vor einem englischen Gericht kam vor kurzem eine Sache zur Verhandlung, welche beweist, daß die Katze nicht weniger mutige Proben von Anhänglichkeit ablegen kann als der Hund. Isabella Amey wurde gegen ihren Mann klagbar, und die Zeugenvernehmung bestätigte die Aussagen der Frau, daß ihr Mann sie unausgesetzt mißhandle. Eines Samstags kam er zu seiner Frau, um von ihr Geld zu erpressen. Da er diesen Zweck nicht erreichte, so schlug er seine Frau zu Boden, trat sie mit Füßen, warf sich auf sie und packte sie bei der Kehle, um sie zu erdrosseln. Sie schwebte in großer Lebensgefahr, als ihr eine unerwartete Hilfe zu teil wurde. Die Katze, die der Frau sehr zugetan war, hörte ihr Geschrei, stürzte sich auf den Mann und

zerbiß und zerriß ihm das ganze Gesicht. Erschrocken ließ der Unmensch von seiner Frau ab, um sich der Katze zu erwehren, was ihm jedoch nicht gelang; auch die Nachbarn, die auf das Geschrei herbeiliefen, vermochten die Katze nicht von ihm zu entfernen. Erst Frau Amey vermochte die Katze durch Zureden zu bewegen, ihre Beute loszulassen. Der Mann selbst flehte seine Frau an, ihm zu helfen. Er wurde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. C. T.

Die Olmützer Kunstuhr. — Von den kunstreichen Uhrwerken aus dem Mittelalter, die noch heute an gar vielen Kirchen und Rathäusern auf unterhaltsame Weise die Zeit ansagen, hat die astronomische Uhr am Rathause der mährischen Hauptstadt Olmütz ganz besondere Schicksale gehabt. Sie ist eine der größten dieser Sehenswürdigkeiten und in dieser Beziehung wohl nur von der Straßburger Münsteruhr überragt. Ihr Verfertiger war Anton Pohl, ein aus Sachsen nach Olmütz eingewanderter Mechaniker. Nach der Vollendung des Werks, für das Pohl die damals nicht geringe Summe von 156 Schock Prager Groschen erhielt, erfolgte 1422 die erste Aufstellung in der dafür freigelassenen 15 Meter hohen und 5 Meter breiten Nische des Rathauses.

Das Ganze besteht aus drei Gruppen. In der Mitte der unteren Gruppe ist eine Scheibe, welche in ihrem Zentrum die Sonne zeigt. Aus deren Mitte ragen sechs kürzere und längere Zeiger hervor, die, an ihren Spitzen Sterne tragend, die Bewegung der Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn veranschaulichen. Nur die Erde ist als eine Kugel dargestellt; um sie bewegt sich die kleinere Kugel des Erdmonds. Die Umdrehungen dieser Zeiger entsprechen den Umlaufszeiten der Planeten, und da am Rande der Scheibe die Zeichen des Tierkreises in künstlerischer Weise dargestellt sind, so läßt ein Blick auf dieses Blatt erkennen, in welchem Sternbilde ein jeder der genannten Planeten jeweilig zu suchen ist. Zwei der Zifferblätter zu beiden Seiten dieser Planetenscheiben zeigen die Stunden und die Minuten nach der bei uns gebräuchlichen Tageseinteilung an; ein drittes Blatt entspricht der Vierundzwanzigstundeneinteilung des Tages, und ein viertes gibt über die Sternzeit Auskunft. Die beiden anderen Abteilungen sind durch Gemälde



Herm. Schleth in Olmütz phot.

Die Kunstuhr in Olmütz.

und plastischen Ausschmuck gefüllt. Erst neuerdings ist die Uhr mit Hilfe kunstsinniger Olmützer Bürger, namentlich des Altbürgermeisters v. Engel, so wiederhergestellt worden, wie sie unser Bild zeigt. Denn die vielen Kriegsstürme, denen Olmütz seit dem Bestehen der Uhr ausgesetzt war, ließen nur selten das Kunstwerk unverschont. Als die Schweden von 1642 bis 1650 Olmütz besetzt hielten, wurde es vielfach beschädigt, und während der Belagerung der Stadt durch Friedrich den Großen im Jahre 1758 kam die Uhr ganz in Verfall. Erst 1810 war sie wieder in Gang gesetzt worden. L. H.

Wahrheit und Lüge. — Ein Zeitungsmann in Kansas hatte für sein Blatt das Motto gewählt: „Wir schreiben nur die Wahrheit." Eines Tages kamen aber ein paar starke Männer auf die Redaktion, denen seine ungeschminkte Wahrheit nicht behagte, und es kam zu einem Zusammenstoß, bei dem der Federheld wohl bedeutend den kürzeren zog. Darauf verschwand das Motto, und an seiner Stelle erschien die Notiz: „Bis unsere ehrenvollen Wunden geheilt sein werden, wird dieses Blatt lügen wie alle anderen auch." O. v. B.

Ungarische Totentänze in alter Zeit. — Eine solche sonderbare Lustbarkeit bei Gelegenheit eines Totenmahles wird in einer ungarischen Quelle aus dem sechzehnten Jahrhundert folgendermaßen erzählt: „Nach diesem kam ich mit meinem Herrn einmal auf ein landesherrliches Leichenbegängnis. Da wurde zuletzt getanzt, doch nur ganz traurige und mit Klagen verbundene Tänze, wozu etliche Klageweiber sangen und weinten. Über eine Weile kam ein Herr und begehrte von dem Spielmann den Dreihundertwitfrauentanz. Dieses war mir etwas sonderbar zu hören, zumal bei diesem Tanze auch gesungen und geweint wurde. Das war gar possierlich zu sehen und zu hören. Der ungarische Spielmann spielte beim Abend zu jedem Gericht, das aufgetragen wurde, eine eigene und besondere Sonate; so zum Sauerkraut die Sauerkrautsonate, zur Gans dieGanssonate, zum Braten die Bratensonate, und so zu jedem Gericht eine besondere Sonate. Diesen Spielmann fragte ich, woher der Dreihundertwitfrauentanz seinen Namen habe. Der gab mir folgenden Bericht: Einstmals seien bei der gold- und silberreichen siebenbürgischen Grenzstadt Nagybania viel Schächte im Bergwerk eingestürzt und etliche hundert Männer in

der Erd' erschlagen, wodurch dreihundert Witfrauen gemacht worden sind.

Darauf habe ein siebenbürgischer Fürst, der dieses Bergwerk besessen und eben damals dort gewesen, die verwitweten Frauen nebst allen anderen Bergwerksbedienten gastieret und ihnen Räusche anhenken lassen, aber dabei verhehlet, daß ihre Männer tot wären. Endlich brachte er sie alle dreihundert auf einmal zum Tanzen, und er eröffnete seinen Gästen: ‚Ihr Herren, das ist ein rarer Tanz, ihr werdet euer Lebtag nicht dreihundert Witfrauen auf einmal so lustig und tanzen gesehen haben, als ihr hier seht.‘ Worauf ein großes Heulen und Weinen sich erhoben, weil die Frauen vernommen, daß ihre Männer durch den Einsturz des Bergwerks ums Leben gekommen seien.

Er hat ihnen aber Trost zusprechen lassen und versprochen, sie in kurzem alle wieder auf einmal zu verheiraten, und dann hat er sie mit Geschenken von sich gelassen. Solches ist dann auch richtig geschehen.

Sonst habe ich auch in einer ungarischen Stadt bei einer Leichenfeier noch einen sonderbaren Tanz gesehen. Da legte sich einer mitten in die Stube, streckte Hände und Füße voneinander, das Angesicht war ihm mit einem Schnupftuche bedeckt, und er lag da und regte sich gar nicht. Da hieß man den Spielmann den Totentanz spielen. Sobald dieser anhub, gingen etliche Manns- und Weibspersonen singend und klagend um diesen Daliegenden, legten ihm die Hände zusammen auf den Kopf, banden ihm die Füße zusammen und trieben allerhand Spiel mit ihm, richteten ihn auch nach und nach auf und tanzten mit ihm, welches gar abscheulich zuzusehen war, weil sich dieser Kerl im geringsten nicht regte, sondern eben wie sie ihm die Glieder richteten, also gleichsam erstarrt dastand. Ich habe dieses Spiel auch auf den Hochzeiten gleichsam als ein Fastnachtsspiel praktizieren gesehen, auch bin ich sicher berichtet worden, daß einmal Gott einen solchen Spieler gestrafet und der, so der Tote sein sollen, wahrhaftig gestorben und tot liegen geblieben ist.“ C. T.

Altwendische Gebräuche. — Bei den Sorbenwenden herrschte in der Heidenzeit der schändliche Gebrauch, daß man sich der alten Leute, die zu nichts mehr tauglich waren, auf eine grausame Weise entledigte. Der eigene Sohn schlug seinen Vater tot, wenn er ihm

zu alt wurde, oder er warf ihn ins Wasser oder stürzte ihn von einem Felsen. Ja, es sind Beispiele solcher Unmenschlichkeit auch noch in christlicher Zeit vorgekommen. Dafür die folgende Aufzeichnung eines glaubwürdigen Berichterstatters: „Herr Lewin von der Schulenburg, Oberamtshauptmann in der Altmark, ist ums Jahr 1480 einmal unter den Wenden gereiset, da etliche einen alten Mann geführt, welche er gefraget: ‚Wohin mit diesem Alten?‘ — Darauf sie geantwortet: ‚Zu Gott.‘ — Sie meinten damit, sie wollten denselben opfern, weil er mit Arbeiten seine Nahrung nicht mehr gewinnen könnte. Als der Hauptmann dieses verstanden, hat er den Alten mit Gewalt erlediget, ihn mit sich heimgenommen und ihn zu seinem Torwächter gemacht, in welchem Dienst er noch über zwanzig Jahre gelebt haben soll.“ C. T.

Gemaltes Geld. — Von dem genialen Raffael Sanzio erzählt man folgendes. Er hielt sich in seinen Jugendjahren einige Zeit in einem Wirtshause auf und machte dort eine ziemlich große Zeche, hatte aber kein Geld, sie zu bezahlen. Der Wirt wurde ärgerlich und drängte um Zahlung. Raffael verlangte die Rechnung, und sie wurde ihm gebracht. Dann sagte er dem Wirt, er solle in zwei Stunden wiederkommen, dann werde sein Geld bereit liegen. Der Wirt verschwand, und Raffael malte nun auf den Tisch seines Zimmers Gold- und Silbermünzen, genau im Betrage seiner Zeche. Dann schickte er sich zum Fortgange an, schnürte sein Bündel, führte den Wirt an die Tür seines Zimmers, deutete auf das Geld auf dem Tisch und verließ die Schenke. Als der Wirt nun versuchte, das Geld einzustreichen, war es ihm natürlich nicht möglich, es in seinen Beutel hineinzubekommen. Er rief seine Knechte und Mägde, doch auch diese konnten die Münzen nicht von dem Tisch herunterbekommen. Glücklicherweise kam in diesem Augenblick ein englischer Lord in die Schenke, der sofort fünfzig Taler für die Malerei auf dem Tische bot und den Tisch um diesen Preis erstand. So erhielt der Wirt noch mehr, als er eigentlich zu fordern gehabt hatte. M. N.

Die Natursprache des Menschen. — In einer Versammlung hervorragender französischer Gelehrten wurde im Jahre 1752 die Frage aufgeworfen: Welche Sprache würde ein Kind sprechen, das niemals sprechen hörte?

Die Meinungen darüber gingen weit auseinander. Ein paar der gelehrten Herren hielten es für selbstverständlich, daß solch ein Kind nur die Sprache des Alten Testaments sprechen könne, die hebräische. Ein vergleichender Sprachforscher vertrat die Ansicht, es müsse unzweifelhaft die chinesische als die älteste Sprache gesprochen werden. Verschiedene mutmaßten, es werde jedenfalls die Sprache seiner Mutter, als die ihm im Geblüt liegende, sprechen.

Da die aufgestellten Behauptungen in keiner Weise zu vereinigen waren, faßten die gelehrten Herren den Beschluß, die streitige Frage durch ein Experiment zu beantworten. Ein Komitee nahm die Sache in die Hand.

Aus dem Pariser Findelhause wurden zwei halbjährige Kinder genommen. Einer der Herren vom Komitee brachte sie nach den Alpen, wo er auf einer Reise mit einer ganz einsam lebenden taubstummen Witwe bekannt geworden war. Sie nährte sich auf ihrer einsamen Alm von der Milch, der Butter, dem Käse, die ihre Ziegen ihr lieferten, von den Eiern, die ihre Hühner legten, dazu von Kartoffeln, Obst und Gemüse, die sie im eigenen Gärtchen zog.

Die Gebrechen der gutherzigen Frau machten es ihr unmöglich, mit den beiden Kleinen zu reden, die sie voller Freude in Pflege nahm. Da ihr Hüttchen meilenweit in der Runde keine Nachbarschaft hatte, bot sich auch keine Gelegenheit für die beiden Versuchsobjekte, andere Leute sprechen zu hören. Zum Überfluß aber schärfte der Überbringer schriftlich der Pflegemutter aufs strengste ein, nie irgend jemand mit den kleinen Wesen reden oder verkehren zu lassen. Sie versprach es, natürlich gleichfalls schriftlich, und der Gelehrte kehrte nach Paris zurück.

Mehr als sechs Jahre verstrichen, da holten die Herren vom Komitee die Bergbewohnerin mit ihren beiden Pfleglingen nach der Hauptstadt, um in öffentlicher Sitzung der gelehrten Gesellschaft das Ergebnis des interessanten Versuchs bekanntzugeben. Es stieß sämtliche Mutmaßungen jener ersten Verhandlung um. Die beiden körperlich sehr wohl entwickelten und vergnügt dareinschauenden Kinder bedienten sich zur Verständigung keiner irgendwie menschenähnlichen Sprache, sondern teils unartikulierter Laute, teils Zeichen, teils Tierstimmen: sie ahmten naturgetreu das Krähen des Hahnes, das Gackern der Hennen, das Meckern der Ziege, den Gesang

einiger Vögel nach. Sprechen lernten sie, und zwar in kurzer Zeit, erst jetzt, da sie in der Nähe von Paris in Pflege und Erziehung gegeben wurden. C. D.

Ein fragliches Wunder. — Ein Offizier langweilte einst den bei Tisch neben ihm sitzenden Professor Virchow mit Gesprächen über die Wunder der Vorsehung. Um den Gegenstand auch zu begründen, erzählte er ihm, daß seine Schwiegermutter nach Amerika hätte reisen wollen. Alles war bereits vorbereitet, die Fahrkarte gelöst, und der Tag der Abfahrt bestimmt, als die dann im letzten Moment verhindert wurde, zu reisen. Das Schiff sank unterwegs, und Passagiere und Mannschaften ertranken sämtlich. — Fragend blickte der Offizier den Professor an und bat ihn dann, ihm zu sagen, ob dies nicht ein Wunder der Vorsehung sei.

„Ich kann das nicht beurteilen, denn ich kenne Ihre Schwiegermutter nicht!" antwortete dieser. M. N.

Angenehme Heilmittel. — Welch ein weitverbreiteter, aus dem Mittelalter stammender medizinischer Aberglaube heute noch im Volke steckt, beweisen die Vorschläge, die eingingen, als Fürst Bismarck an der Gelbsucht erkrankt war. Kaum war diese Nachricht in den Zeitungen erschienen, als aus allen Gauen Deutschlands, ja sogar aus dem Auslande ganze Stöße von Briefen an Bismarck und dessen Arzt gelangten, worin alle erdenklichen Arzneimittel zur Anwendung empfohlen wurden.

So empfahl ein Bäuerlein aus Oberschlesien dem Fürsten allen Ernstes, drei lebendige Kleiderläuse zu verzehren, für deren Einsendung, wenn erwünscht, er sich gern anbiete. Dem Manne wurde abgewinkt. Ein anderer schrieb, man solle dem Fürsten, ohne daß er es wisse, wenn er im Schlafe liege, einen lebendigen Aal auf die Leber binden. Der Erfolg würde staunenerregend sein. Der Aal würde die Gelbsucht bekommen, indessen unser allverehrter Fürst Bismarck sehr bald von dem Leiden erlöst sein werde.

Der Fürst lachte herzlich auf, als ihm der Brief vorgelesen wurde, und meinte, er möchte es niemand raten, ihm einen Aal auf die Leber zu binden. H. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien

